



NATIONALE
STADTENTWICKLUNGS
POLITIK

STADT
GEMEINSAM
GESTALTEN!

NEUE MODELLE
DER KOPRODUKTION
IM QUARTIER

„Raus aus dem Kopf, rein in die Stadt“

Was verstehen wir heute unter gemeinwohlorientierter Stadtentwicklung? Wie kann das Engagement zivilgesellschaftlicher Initiativen die Stadtentwicklung bereichern? Und welche Rolle sollen die Kommunen dabei übernehmen?

Auf Fragen wie diese suchen die vier in diesem Buch vorgestellten Pilotprojekte Antworten – und gehen dabei ganz unterschiedliche Wege. Das Projekt „Stadtmensch“ in Altenburg erzeugt Aufbruchsstimmung inmitten bröckelnder Leerstände. Die „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ in Hannover errichtet eine Sharing Economy fürs Quartier. Das „Hansaforum“ in Münster fordert das Recht auf Mitgestaltung des sich rasant wandelnden Hansaviertels ein. Und das „Quartier U1“ in Nürnberg macht sich in der dichtgedrängten Großstadt auf die Suche nach Raum für neue Ideen.

Von 2019 bis 2021 wurden diese vier Pilotprojekte im Rahmen des Projektauftrags „Stadt gemeinsam gestalten! Neue Modelle der Quartiersentwicklung“ durch das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) gefördert und durch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) begleitet. Jetzt, zum Ende der Projektphase, ziehen das BBSR und die Pilotprojekte gemeinsam Bilanz: Was ist gelungen? Welche Veränderungen konnten die Projekte in den Quartieren anstoßen? Aber auch: Was hat (noch) nicht funktioniert? Welche Vorhaben müssen überarbeitet werden?

In Reportagen, Projektberichten, Interviews und Essays blickt dieses Buch auf die vergangenen zwei Jahre zurück – und richtet den Blick zugleich nach vorne: Welche Modelle der koproduktiven Stadt haben Zukunft? Und: Was können Stadtmacherinnen und Stadtmacher von morgen von den vier Pilotprojekten lernen?

DIE HERAUSGEBER

Das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) und das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) setzen sich gemeinsam mit den Ländern und Kommunen für eine nachhaltige und integrierte Stadtentwicklung im Sinne der Neuen Leipzig-Charta in Deutschland ein. Die Nationale Stadtentwicklungspolitik bietet eine Plattform, um beispielhafte Lösungsansätze zu erproben und Impulse für Stadtentwicklung zu geben. Der Projektauftrag „Stadt gemeinsam gestalten!“ wurde beim Herausgeber, dem BBSR, von **Stephan Willinger** (1) und **Lisa Schopp** (2) konzipiert und realisiert.



DIE AUTOREN

Altenburg: **Andreas Beerlage** (1) ist freier Journalist in Hamburg. Seine Themenschwerpunkte sind Natur, Nachhaltigkeit, Energiewende und Mobilität. / Hannover: **Oliver Driesen** (2) ist freier Journalist sowie Buchautor in Hamburg. Seine Schwerpunkte sind Wirtschaft, Wissenschaft, Gesellschaft und Soziales. / Münster: **Rainer Müller** (3) ist Raumplaner und freier Journalist in Hamburg mit den Schwerpunkten Stadtplanung, Architektur und Immobilien. / Nürnberg: **Lisa Kräher** (4) ist freie Journalistin und Filmemacherin in Nürnberg. Sie arbeitet zu den Themen Kultur, Medien, Mobilität sowie Stadtentwicklung und -geschichte.



DIE FOTOGRAFEN

Altenburg: **Martin Albermann** (1) ist freier Fotograf in Hannover. Zu seinen Schwerpunkten gehören Sozialdokumentationen. / Hannover: **Aristidis Schnelzer** (2) ist freier Fotograf in Hannover. In seinen freien Arbeiten beschäftigt er sich vor allem mit der Beziehung von Gesellschaft und Technik. / Münster: **Magdalena Vidovic** (3) ist freie Fotografin in Hannover. Sie entwickelt ihre Bilder am liebsten in kollaborativen Prozessen mit den Menschen, die sie fotografiert. / Nürnberg: **Jana Schuler** (4) ist freie Fotografin in Bamberg. Ihre Schwerpunkte sind Reportagen und Langzeitdokumentationen des Alltags. / Alle vier studieren Fotojournalismus und Dokumentarfotografie an der FH Hannover unter Leitung von Professor Michael Trippel.



DIE AGENTUR

Behnken, Becker + Partner – 2017 von **Wolfgang Behnken** (1) und **Mathias Becker** (2) gegründet – entwickelt und produziert Magazine, Bücher und digitale Formate für Unternehmen, Forschungsinstitute, Verlage und Stiftungen. Die Agentur ist auf journalistischen Content und visuelles Storytelling spezialisiert und setzt auf ein Netzwerk von Profis aus den Bereichen Text, Fotografie, Infografik, Layout, Litho und Multimedia. Zum festen Team gehören die Artdirektorinnen **Sandra Sodemann** (3) und **Alexandra von Béry** (4).







Stadt gemeinsam gestalten! Neue Modelle der Koproduktion im Quartier



STADT
GEM
GES



MEINSAM
STALTEN.

Die vier Pilotquartiere Altenburg, Hannover, Münster und Nürnberg



→ ALTENBURG



→ HANNOVER



→ MÜNSTER



→ NÜRNBERG

Liebe Leserinnen und Leser,

die Nationale Stadtentwicklungspolitik ist mit ihren Pilotprojekten ein Impulsgeber für die Stadtentwicklung in Deutschland und darüber hinaus. Das Bundesbauministerium fördert seit mehr als zehn Jahren ambitionierte Projekte. Das BBSR berät die Menschen, die in den Quartieren Ideen und neue Konzepte erproben – und dabei auch in Kauf nehmen, dass mal etwas nicht so gut klappt. In dieser Publikation stellen wir Ihnen Erkenntnisse aus den Pilotquartieren zur gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung vor. Was in Altenburg, Hannover, Münster und Nürnberg aus zivilgesellschaftlicher Initiative heraus entstanden ist, hat Vorbildwirkung.

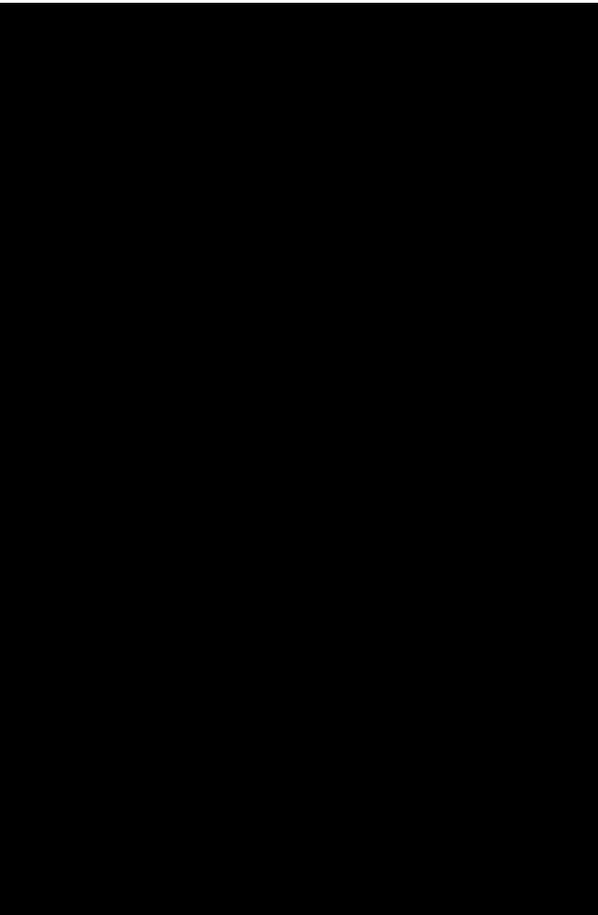
Besonders spannend fand ich den Quartier-Gemeinwohl-Index, der in Münster mit Hunderten von Bewohnerinnen und Bewohnern erarbeitet wurde. Er macht greifbar und prüfbar, was gemeinwohlorientierte Stadtentwicklung für die Menschen des Quartiers bedeutet. Erfolgreich waren die Vorhaben dort, wo ganz unterschiedliche Akteure – vom Bauhof bis zur Unternehmensberatung, vom Kleingartenverein bis zur Stadtspitze – gemeinsam Projekte entwickelt und umgesetzt haben. Die Stadtverwaltungen nahmen dabei eine ermöglichende Rolle ein.

Es ist häufig die Rede davon, dass die Polarisierung der Gesellschaft zugenommen hat. Die Erfahrungen aus den Pilotvorhaben zeigen andere Bilder: von vielfältigen Selbstorganisationskräften in Stadtgesellschaften und von Potenzialen offener Diskurse über Ziele und Ideen für die Stadt. Voraussetzungen hierfür sind: Engagement, Verlässlichkeit in der Kommunikation und die Fähigkeit zum Kompromiss.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen.



Dr. Peter Jakubowski, Leiter der Abteilung Raum- und Stadtentwicklung im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung



S. 8

INTRO

Zum Gemeinwohl: Dr. Peter Jakubowski empfängt die Leserinnen und Leser. Stephan Willinger und Lisa Schopp erzählen aus drei Jahren „Stadt gemeinsam gestalten!“. Und Stadtgeograph Dr. Olaf Schnur ist dem Quartiersbegriff auf der Spur.

S. 18

ALTENBURG

Stillstand: Dagegen stemmen sich die „STADTMENSCHEN“ im thüringischen Altenburg. Ein Netzwerk verschiedenster Akteure hat die Mittelstadt binnen dreier Jahre mit niedrigschwelligen Gemeinwohl-Projekten optimistischer gemacht.

S. 72

HANNOVER

Aus drei mach eins: Die „Gesellschaft für Außerordentliche Zusammenarbeit“ in Hannover nutzt die drei Stadtteile Linden, Limmer und Nordstadt als zusammenhängenden Aktionsraum für eine kooperative Quartiersentwicklung.

S. 124

MÜNSTER

Gemeinwohl im Vierteltakt: Das „Hansaforum“ in Münster hat für seine Stadtmacher-Initiativen rund um das Hafenquartier seinen eigenen Gemeinwohlindex entwickelt. Der ist schnell zur verlässlichen Leitschnur für viele Projekte geworden.

S. 174

NÜRNBERG

Wie Perlen einer Kette: Das ausgedachte neue „Quartier U1“ in Nürnberg verbindet unterirdisch und entlang der U-Bahn-Linie 1 eine Vielzahl von Orten – und definiert so einen neuen, zusammenhängenden Sozialraum.

S. 224

AUSBLICK

Zukunftsgedanken: Lisa Schopp und Stephan Willinger schreiben von der transformativen Kraft der Stadtmacher. Die „Urbane Liga“ fordert Experimentierraum in Städten. Und Harald Welzer träumt vom guten Leben – trotz dystopischer Aussichten.

M H A L T

Neue Sichtweisen auf die Stadt: Eine ehemalige Rolltreppe am Kölner Ebertplatz bietet seit 2018 der Kunst eine Heimat. Die Installationen sind Teil eines Zwischennutzungskonzepts des Platzes und seiner unterirdischer Passagen, die zuvor über Jahre vernachlässigt worden waren. Ein symbolträchtiger Ort für Lisa Schopp und Stephan Willinger, die mit „Stadt gemeinsam gestalten!“ auch zum Perspektivenwechsel anregen wollen.



PERSPECTIVE

Installation von Emma Schaller & Vera Oelshagen

Konzeption: Andreas Eschment & Andy Tomala
Grafik: Schaller/Oelshagen

© 2018
www.stadtkunstkoln.de

Selbermacher statt Zuschauer

Gemeinwohl im Fokus: Stephan Willinger und Lisa Schopp loten Anforderungen und Chancen einer Stadtentwicklungspolitik aus, die nicht länger im Sinne einer „Zuschauerdemokratie“ funktioniert. Sondern alle Beteiligten in niedrigschwellige Entscheidungsprozesse einzubeziehen vermag. Und Selbstgestaltungskräften mehr Raum gibt.

Gemeinwohl ist der zentrale Begriff der vor wenigen Monaten von den Bauministerinnen und -ministern der EU-Mitgliedsstaaten verabschiedeten Neuen Leipzig-Charta. Dieser Begriff wird wieder vermehrt diskutiert - weil sich seine Bedeutung in den letzten Jahren grundlegend geändert hat und nun mit den Hoffnungen einer neuen Generation von Akteuren in der Stadtentwicklung verbunden ist. Lange schwebte Gemeinwohl als abstraktes und wenig greifbares Ziel über allen stadtplanerischen Aktivitäten. Seine Erreichung schien durch die Institutionen der repräsentativen Demokratie sowie umsichtige Planerinnen und Planer gewährleistet. Diese Sicht passte zu einer Zuschauerdemokratie, die schwierige Entscheidungen den Expertinnen und Experten überlassen konnte und mit den Ergebnissen zu leben gelernt hatte.

Mag sein, dass dieses Vorgehen früher besser als heute funktionierte, weil es deutlichere Mehrheiten über gesellschaftliche Ziele und Mittel gab und man die Umsetzung dann recht sorglos delegieren konnte. Doch hat sich dies in den vergangenen 25 Jahren erst langsam und dann immer schneller geändert. Angesichts heterogener Stadtgesellschaften und komplexer Akteurskonstellationen lässt sich immer seltener pauschal bestimmen, was dem Gemeinwohl entspricht, und auch den gewählten Volksvertretern wird dies immer seltener zugetraut. So erscheint die repräsentative Demokratie heute ergänzungsbedürftig. Die Ursachen hierfür sind vielfältig, mal ist es ein Mangel an Angeboten, mal der Wunsch, neue Lebensentwürfe zu erproben. Politische Unzufriedenheiten können ebenso Initialzündungen sein wie anstehende Transformationsaufgaben.

Vielen Menschen reichen jedenfalls die Partizipationsangebote im Rahmen formeller Beteiligungen nicht mehr aus. Ihnen geht es darum, für die eigenen Bedürfnisse im Stadtraum einzutreten, eigene Projekte in offenen und kooperativen Prozessen zu entwickeln und politische Debatten voranzutreiben. Zivilgesellschaftliche Gruppen, die sogenannten Stadtmacher, kämpfen für den Erhalt sozialer Strukturen in ihren Kiezen, stoßen politische Debatten an oder fordern mehr Möglichkeiten, an politischen Entscheidungsprozessen mitzuwirken. Und sie werden selbst aktiv, konzipieren ●→

„Das Verhältnis zwischen staatlicher Steuerung und zivilgesellschaftlichem Handeln muss neu ausbalanciert werden.“

LISA SCHOPP / STEPHAN WILLINGER

ZUR PERSON

LISA SCHOPP studierte Architektur sowie Energieeffizientes und Nachhaltiges Bauen in Köln, München und Zürich. Anschließend arbeitete sie als Referentin im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung mit dem Schwerpunkt gemeinwohlorientierte Stadtentwicklung. Inzwischen ist sie als Städtebaureferentin für Kultur-, Kreativ- und Nachtwirtschaft sowie öffentliche Räume im Büro der Beigeordneten Cornelia Zuschke im Dezernat für Planen, Bauen, Wohnen und Grundstückswesen der Landeshauptstadt Düsseldorf tätig. Parallel promoviert sie zu kooperativer Stadtentwicklung an der RWTH Aachen bei Prof. Christa Reicher.

ZUR PERSON

STEPHAN WILLINGER hat Raumplanung in Dortmund, Berlin und Aix-en-Provence sowie Baukunst an der Kunstakademie Düsseldorf studiert und danach das städtebauliche Referendariat absolviert. Seit 2001 arbeitet er als Stadtforscher im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung BBSR in Bonn. Dort ist er Projektleiter für die Nationale Stadtentwicklungspolitik und begleitet innovative Projekte. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind die gemeinwohlorientierte Stadtentwicklung, städtische Transformationen und der Narrative Urbanismus. Er publiziert, hält Vorträge und lehrt Informellen Städtebau im Master „Raumplanung“ an der TU Dortmund.

Wohnprojekte, Genossenschaften, kollektive Gemeinschaftsgärten und selbstorganisierte Kulturorte, als Möglichkeitsräume und Orte der Begegnung, mit Mehrwerten für die Gesellschaft jenseits ökonomischer Verwertungsinteressen.

Um den Selbstgestaltungskräften der Gesellschaft mehr Raum zu geben und den sozialen Ausgleich als Zielsetzung europäischer Stadtentwicklungspolitik besser erreichen zu können, muss das Verhältnis zwischen staatlicher Steuerung und zivilgesellschaftlichem Handeln neu ausbalanciert werden. Doch bislang war unklar, welche Form dieses Verhältnis annehmen und wie die neuen Modelle einer koproduktiven Stadtentwicklung aussehen können, mit neuer Rollenverteilung und einer kontrollierten Verantwortungsübergabe von Politik und Verwaltung an die neuen Initiativen. Gefragt ist ein neuer Typ kooperativer Planungskultur, der durch Offenheit, Begeisterungsfähigkeit, kreative Prozesse und ein intelligentes Management der vielen entstehenden Schnittstellen gekennzeichnet ist. Dafür ist in Teilen auch ein Um- oder Weiterdenken der Planungspraxis und -politik, der Beteiligungsprozesse und der Förderung von Stadtentwicklungsprozessen bis hin zur Bodenpolitik notwendig. Unabdingbar für eine solche Planungskultur (kann man sie noch so nennen?) ist ein Dialog auf Augenhöhe zwischen allen beteiligten Akteuren.

Die Stärkung des zivilgesellschaftlichen Engagements in der Stadtentwicklung ist seit Gründung der Nationalen Stadtentwicklungspolitik im Jahr 2007 ein zentrales Element dieser Initiative von Bund, Ländern und kommunalen Spitzenverbänden. Doch in den ersten zehn Jahren konzentrierten sich Projektaufrufe, Veranstaltungen und Publikationen auf die Förderung von Projekten mit einzelnen innovativen Ansätzen. Mit den 2018 ausgerufenen Pilotquartieren wurde dieser Ansatz skaliert, er zielte nun auf experimentelle Großformate mit Quartiersbezug und einer deutlich höheren finanziellen Ausstattung. Erstmals ging es nicht nur um einzelne Projekte, sondern um ganze Stadtteile mit vielfältigen sozialen, thematischen und räumlichen Herausforderungen. Auf der Grundlage zivilgesellschaftlich initiiert lokaler Plattformen sollten durch Vernetzung und

Austausch vieler Einzelprojekte Synergieeffekte entstehen und innovative Ansätze lokaler Demokratie und Governance erprobt werden.

Bis Anfang Juli 2018 reichten 100 Initiativen vielfältige neuartige Ideen zur Koproduktion von Stadt und Quartier ein. Was als Quartier verstanden wurde, musste von jedem Bewerber selbst definiert werden, Quartiere wurden nicht statisch betrachtet, sondern als alltägliche Praxis. So wurde schon damals vieles vorgeschlagen, das sich heute zwischen den Konzepten der 1- und der 15-Minuten-Stadt einordnen ließe. Alle Bewerbungen wurden einem mehrstufigen Prüfprozess unterzogen, mit Jurysitzung und Bereisung einer dort beschlossenen Shortlist von zehn Quartieren, um die innovativsten gemeinwohlorientierten Lösungsansätze zu identifizieren. Als Gemeinwohlorientierung eines Konzepts wurde bewertet, dass dieses nicht nur einem akteurspezifischen Eigeninteresse folgt, sondern ganz oder in Teilen Mehrwerte für die Allgemeinheit schafft, und zwar in verschiedenen projektspezifischen Bereichen wie dem sozialen Zusammenhalt, der demokratischen Mitwirkung und Transparenz, der Nachhaltigkeit und dem Beitrag zu gesunden Lebensverhältnissen, dem gerechten Wirtschaften und der nachhaltigen Mobilität. Im Ergebnis wurden vier Pilotquartiere ausgewählt, die von 2019 bis 2021 mit insgesamt mehr als zwei Millionen Euro vom Bundesbauministerium gefördert und durch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung begleitet, beraten und analysiert wurden.

In Altenburg, einer Mittelstadt im ländlich geprägten Raum Thüringens, hat sich eine Initiative gegen Leerstände

und pessimistische Stimmung gegründet: Alle Bewohnerinnen und Bewohner wurden durch vielfältige Mitwirkungsangebote zu „Stadtmenschen“.

In Hannover haben Stadtmacher in der neu gegründeten „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ über 50 Initiativen zusammengebracht, um mit verschiedensten Aktionen und Projekten Stadtentwicklung zu betreiben und im Stadtteil Gemeingüter zu entwickeln.

In Münster wurde aus zivilgesellschaftlicher Initiative heraus ein umfassender Prozess der Quartiersentwicklung gestartet. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Hansaviertels entwickelten gemeinsam den bundesweit ersten Quartier-Gemeinwohl-Index und setzten auf dieser Grundlage mehr als 80 eigene Projekte um.

Ein außergewöhnliches Quartier sollte in Nürnberg entlang der U-Bahn-Linie 1 im Pilotprojekt QU1 entstehen. Baurechtliche Hindernisse und schließlich die Pandemie verhinderten eine umfassende Erprobung dieser ungewöhnlichen Vision. Kreative Ideen wurden trotzdem entwickelt und im Umfeld der U-Bahnhöfe umgesetzt.

Die Konzepte der vier Pilotquartiere wurzeln nicht in den professionellen und eingeübten Routinen von Quartiersmanagement und Gemeinwesenarbeit, sondern in Haltung und Methodik selbstorganisierter, informeller Stadtmacherprojekte. So konnten sie Bedürfnisse aufgreifen, die Staat und Markt so nicht befriedigen. Sie haben die Bürger zum Maßstab ihrer Aktivitäten für eine gerechtere und lernfähige, vielfältige und partizipative Stadtentwicklung genommen. Sie gehen von strukturellen Problemen aus, entwickeln vor Ort anschlussfähige Lösungen, die nicht länger etablierten Rollenverteilungen und abgeschotteten Zuständigkeiten verhaftet sind, und setzen diese dann selber um. Wichtig ist: Die Projektträger richten ihre Kritik an den bestehenden Verhältnissen kaum noch an die früher einmal „da oben“ verorteten Akteure aus Politik und Verwaltung. Sie starten mit den ihrer Ansicht nach nötigen Veränderungen selber, stoßen neue Projekte und Prozesse an, ohne sich von Zuständigkeitsgrenzen aufhalten zu lassen ... und zwar weit über experimentelle Nischen hinaus.

„Unabdingbar für eine neue Planungskultur ist der Dialog auf Augenhöhe zwischen allen beteiligten Akteuren.“

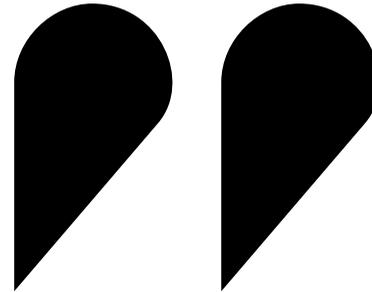
LISA SCHOPP / STEPHAN WILLINGER

QUARTIERE
NEU
DENKEN.
/

Quartier als Schlüssel- begriff

Verständnisse und Deutungen des Quartiersbegriffs sind so vielfältig wie die Quartiere selbst. Im Mittelpunkt steht eine ganz praktische Frage: Für welches Problem ist das Quartier eine Lösung?

Von Olaf Schnur



Wissenschaft und Praxis – sind es tatsächlich zwei getrennte Welten, wie so häufig vermutet wird? Mitnichten! Mehrere sozialwissenschaftliche Paradigmenwechsel liegen bekanntlich hinter uns – am prominentesten vielleicht der „linguistic turn“, der „cultural turn“ oder der „spatial turn“. Interessant an diesen „turns“ ist, dass sie alle auch in der heutigen Stadtentwicklungspraxis und -debatte implizit eine gewichtige Rolle spielen (und umgekehrt). Unter anderem finden sie ihren Ausdruck in Denkweisen wie dem (Sozial-)Konstruktivismus oder dem Poststrukturalismus, die Annahmen ins Wanken bringen können, die bislang immer als niet- und nagelfest erschienen. Ein Beispiel: Während früher ein geübter Blick auf den Stadtplan reichte, um herauszufinden, wo ein Stadtviertel begann und wo es endete, ist das heute nicht mehr unbedingt der Fall. Das zeigen exemplarisch die vier Pilotprojekte des Projektauftrufs „Stadt gemeinsam gestalten! Neue Modelle der Quartiersentwicklung“ der Nationalen Stadtentwicklungspolitik, die allesamt „Quartier“ aus ihrem Blickwinkel neu denken:

- In Altenburg werden im Projekt „Stadtmensch“ Quartiersanker u. a. in leerstehenden Gebäuden an historischen Orten gesetzt, die Menschen zusammenbringen, vernetzen und zusammenhalten. Damit werden Dreh- und Angelpunkte geschaffen, die das Quartier als Umfeld zentrieren, die Grenzen jedoch offenlassen.
- Im Projekt „Gesellschaft für Außerordentliche Zusammenarbeit“ in Hannover nutzen Initiativen die drei sehr unterschiedlichen Stadtteile Linden, Limmer und Nordstadt bewusst als zusammenhängenden Aktionsraum für eine kooperative Quartiersentwicklung.
- Das „Hansaforum“ in Münster arbeitet mit äußeren und inneren Viertelsgrenzen, die durch die „Viertelmenschen“ bestimmt wurden. Sie definieren einen Kernbereich und einen darüber hinaus gehenden Übergangsbereich ihres Quartiers, der Unbestimmtheiten einkalkuliert.
- Das neue „Quartier U1“ in Nürnberg verbindet eine Kette von Orten unterirdisch über die U-Bahn-Linie 1 und definiert sich so als neuen zusammenhängenden Sozialraum.





FOTO: SANDRA KÜHNAPFEL

ZUR PERSON

DR. OLAF SCHNUR ist Stadtgeograph und leitet den Forschungsbereich im vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. in Berlin. Er arbeitete zuvor als Projektleiter im Forschungsbüro empirica, vertrat nach Promotion und Habilitation Professuren für Human- und Stadtgeographie in Berlin, Potsdam und Tübingen, war Gastwissenschaftler am Institut Sozialplanung und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit in Basel (Schweiz) und engagiert sich als Privatdozent an der Humboldt-Universität. Er ist Sprecher des interdisziplinären Arbeitskreises Quartiersforschung der Deutschen Gesellschaft für Geographie (DGfG) und Herausgeber wissenschaftlicher Buchreihen. Weitere Infos: www.vhw.de, www.quartiersforschung.de, www.olaf-schnur.com.

Schon beim Blick auf die Beispiele wird deutlich, dass viele Initiativen in den Städten ihren Ausgangspunkt in „Quartieren“ haben und sich damit auseinandersetzen.

Quartierssemantiken – Quartier als Projektionsfläche

Dass „Quartier“ in vielen Bereichen eine beliebte Vokabel ist, macht es nicht leichter, sich zu orientieren. Wenn sich z. B. Shoppingmalls, Immobilienprojekte und sogar Biersorten mit dem „Quartiers“-Begriff schmücken, ist es ein schmaler Grat zwischen forschungs- und praxistauglicher Konzeption und inhaltsleerer Phrase. Selbst wenn man eine gewisse fachliche Reflexion unterstellt: Es bleibt die Frage, inwieweit wir oft nur glauben, dass wir dasselbe meinen, wenn wir denselben Begriff benutzen – im Alltag wie in der professionellen Praxis. Das „Quartier“ eignet sich nämlich als ideale Projektionsfläche für viele Inhalte: Identität, Heimat, Recht auf Stadt, Forschung, Investition, Planung etc. – auf das „Quartier“ können je nach Betrachterin oder Betrachter Inhalte und Bedeutungen hochgeladen werden, beinahe wie Apps auf ein Smartphone.

Während er im Marketing oft als Unique Selling Proposition erhalten muss, ist der Quartiersbegriff gerade in der reflektierten Fachöffentlichkeit – bei Stadtplanern, Stadtforscherinnen, Experten aus den Verwaltungen etc. – wohl auch beliebt, weil er eine ausreichend neutrale Hülle für den Fachdiskurs anbietet. Geläufige Termini wie zum Beispiel Kiez, Planungsraum oder Bezirk und dahinterstehende regionale Bedeutungen bzw. „modernistische“ Konzepte können damit verbal umschifft werden. Mit dem Quartiersbegriff lässt sich eine Nähe zu einem relationalen Raumverständnis herstellen, das den sogenannten Containerraum mit seinen klaren Umgrenzungen als essenziellistische Vorstellung ablehnt und die Widersprüchlichkeiten der Lokalisierung implizit aufgreift. Damit ist man – ohne allzu deutlich werden zu müssen – näher dran an den aktuellen wissenschaftlichen Paradigmen. Der Quartiersbegriff ist auch hier ein willkommener dritter Weg, der zu einer Differenzierung und gleichzeitig einer Integration von Dimensionen beiträgt: räumliche, physische, ökonomische, soziale, politische und

„Das ‚Quartier‘ eignet sich als ideale Projektionsfläche für Inhalte wie Identität, Heimat, Recht auf Stadt, Forschung, Investition, Planung.“

symbolische Aspekte eines Wohnumfelds können über den Quartiersbegriff relativ mühelos neu miteinander verknüpft werden.

Quartierskonstruktionen – und eine Definition?

Nichtsdestotrotz haben sich Definitionen zu Quartier und assoziierten Begriffen über Jahrzehnte angehäuft. Doch welche Definition wäre heute überhaupt adäquat? Alle und keine, könnte man mit Recht behaupten, um damit die Vielfalt und Prozesshaftigkeit von Quartier zu betonen: Jedes Quartier ist sein eigener Mikrokosmos. Einiges spricht trotzdem für den Versuch, eine zeitgemäße begriffliche Orientierung zu entwickeln, die einen – immer als vorläufig zu verstehenden – Bezugspunkt im aktuellen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Koordinatensystem anbietet. Dafür lohnt es sich, die Genese der Quartiersforschung und deren Einflüsse zu rekapitulieren und darauf aufzubauen.

Bekanntermaßen gehört die Chicagoer Schule der Sozialökologie der 1920er Jahre zu den frühen Stars der Quartiersforschung. Segregation und Verdrängung, so deren Credo, lassen homogene Viertel entstehen. Nicht zufällig argumentiert die neoklassische Ökonomie ganz ähnlich – nur eben mit Kapital und Bodenwerten als Sortiermechanismus. Neben der demographischen Forschung (Stichwort: Bevölkerungswellen) bringt die Soziographie eine neue Perspektive ins Spiel: Mit ihren „Community Studies“ geht sie buchstäblich aufs Ganze – und erfasst möglichst viele Facetten einer lokalen Community. Das Ziel: ein komplettes Abbild des Großen im Kleinen zu erkennen. Spätestens hier spielt auch die Nachbarschaftsforschung eine große Rolle – beeinflusst u. a. durch wichtige Lebenswelt-, Milieu- oder Sozialkapitalstudien. Wie Quartiersentwicklung gesteuert wird, beschreibt dagegen die Governance-Forschung – nämlich als mehr oder weniger koproduktiven Prozess verschiedenster Akteure, bei dem die Machtfrage schwer wiegt. Als strukturelles Pendant kann die politisch-ökonomische Stadtforschung gelten, welche die Kapitalakkumulation, soziale Folgen und politische Regulation in den Blick nimmt. Neuere Quartiersverständnisse ergeben sich aus dem Poststrukturalismus: Die

Subjekte selbst – vermittelt z. B. durch Sprache und Kultur – werden hier zu den Raumkonstituierenden und machen das Quartier zu einem relationalen, sozial konstruierten Konzept. Schließlich kommen weitere Impulse hinzu, die etwa Atmosphärenforschung, Performanz- und Praxistheorien, Akteur-Netzwerk- oder Assemblages-Theorien in jüngerer Zeit in die Forschung einbringen.

Man erkennt auch bei dieser knappen Darstellung sofort, dass das Quartier schon immer aus vielfältigen Perspektiven betrachtet wurde. Außerdem wird deutlich, dass uns in der Spät- oder Postmoderne viele Wege gleichzeitig offenstehen. Kaum etwas von dem, was einmal gedacht worden ist, muss heute obsolet sein. Mehr noch: Nur aus der historischen und fachlich übergreifenden Multiperspektive kann sich ein dreidimensionales und schlüssiges Bild von Quartier ergeben. Die jüngsten Paradigmen spielen dabei eine besondere Rolle, weil sie den „state of the art“ der Forschung abbilden, der ohne die vorherigen hundert Jahre Theoriegeschichte nicht denkbar wäre. In den aktuellen raumtheoretischen Ansätzen, aber auch in neueren sozio-materiellen Perspektiven fließt also schon einiges zusammen, was vormals gedacht worden ist. Mit einer darauf aufbauenden Definition kann man ein Quartier verstehen als einen „kontextuell eingebetteten, durch externe und interne Handlungen sozial konstruierten, jedoch unscharf konturierten Mittelpunkt-Ort alltäglicher Lebenswelten und individueller sozialer Sphären, deren Schnittmengen sich im räumlich-identifikatorischen Zusammenhang eines überschaubaren Wohnumfelds abbilden“ (Schnur 2014, S. 43).

Mit einer derartigen relationalen Definition lässt sich der Variantenreichtum von Quartieren, wie wir sie vorfinden oder imaginieren, gut abbilden. Jenseits von Beliebigkeit können damit reale Quartierssituationen positioniert und diskutiert werden, sei es nun im Hinblick auf Abgrenzung oder Zuordnung zu verschiedenen Quartiersdimensionen.

Für die Planungs- und Verwaltungspraxis ist das, sofern sie dieser Betrachtungsweise folgt, eine große Herausforderung, um nicht zu sagen: eine Zumutung. Klassische Ambiguitäten ergeben sich zum Beispiel bei adminis- ➔



Eine eigene „soziale
Sphäre“: Das „Café Velo“
in Altenburg entsteht
immer wieder aufs Neue.

„Das Quartier ist wichtig – als Mittelpunktort, als Lebenswelt, als Sozialraum und als professionelle Handlungsebene: ein Key Concept für die Stadtentwicklung.“

trativen Abgrenzungen (zum Beispiel im Programm „Soziale Stadt“, in „Einschulungsbereichen“ oder beim „Monitoring“) im Vergleich zu den „gefühlten“ Quartiersgrenzen bei Bewohnerinnen und Bewohnern bzw. den sozialräumlichen Praktiken.

Quartiersunschärfen – Quartier als Fuzzy Place

Bleibt man bei dieser Definition, wird man Quartiere neuartig „ver-orten“ müssen. Als Quartiers-Kern kann man sich eine verdichtete Schnittmenge sozialer Sphären und Netzwerkbeziehungen vorstellen, darüber hinaus bildet sich ein unscharfer Randbereich mit variierenden Quartiersgrenzsummen heraus. Während man normalerweise genau unterscheiden würde, was sich drinnen oder draußen befindet, hilft das Prinzip der „Fuzzy Logic“ dabei, mehr in Gleichzeitigkeiten und Widersprüchen zu denken. Gerade bei Freundschaftsnetzwerken leuchtet das sofort ein: Manche Freunde und Bekannte leben vielleicht im näheren Quartiersumfeld, viele aber auch ein paar Straßen weiter, ganz woanders oder sind gegebenenfalls ein reiner Social-Media-Kontakt. Es gibt aber auch immer wieder Vor-Ort-Besuche, Umzüge, neue Begegnungen, Fluktuationen – es ist ein hochdynamisches, oszillierendes System. Wo sich unser Lebensmittelpunkt befindet, der Ort der Regeneration und Reproduktion, bleibt aber eindeutig: Er befindet sich in unserer Wohnung und um sie herum. Selbst wenn jemand mehrere, wechselnde oder sogar mobile Wohnsitze hat, funktioniert das entweder gleichzeitig oder alternierend. Entscheidend ist in der Unschärfelogik auch der Sprechakt, der ja per se nicht auf mathematisch-exakte Grundlagen zurückgreift: Was ich als „mein Quartier“ bezeichne, wird – nach dem Fuzzy-Prinzip: mehr oder weniger – zu meinem Quartier und damit auch zu einem subjektiven, affektiv entstehenden Kompass, der im Alltag hinreichend gut funktioniert.

Quartier als reflexives Key Concept

Wir halten fest: Das Quartier ist wichtig - als Mittelpunktort, als Lebenswelt, als Sozialraum und als professionelle Handlungsebene: ein Key Concept für die Stadtentwicklung. Doch

wir sind gut beraten, wenn wir uns über den Gegenstand immer wieder neu verständigen, also mit Begriff und Konzept reflektiert umgehen. Je nachdem, in welchem Zusammenhang der Begriff Quartier verwendet wird, kann seine Bedeutung variieren. Das Quartier, das ein Profi systemweltlich nutzt, ist in aller Regel nicht identisch mit dem Quartier, das wir lebensweltlich als solches bezeichnen würden. Keine der Perspektiven ist damit falsch, jede hat ihre Limitationen und Potenziale.

Um die üblichen Denkmuster immer wieder aufzubrechen, kann man sich eine in der Psychoanalyse bestens bekannte Grundhaltung zu eigen machen, die – übertragen auf das Quartiersthema – die Frage provozieren würde: Für welches Problem ist das Quartier eine Lösung? Um darüber systematisch weiter nachzudenken, wird sich auch in Zukunft eine verstärkte Quartiersforschung im Wechselspiel mit Erfahrungen und Experimenten vor Ort als hilfreich erweisen.



LITERATURHINWEISE

Olaf Schnur (Hrsg.), Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis, Springer VS, 2014.

AUF WAG

- S. 22 **Auf einen Blick**
- S. 24 **Streifzug:** Wie „STADTMENSCH“ das (Selbst-)Bild von Altenburg verändert. Reportage von Andreas Beerlage (Text) und Martin Albermann (Fotos)
- S. 40 **Plattform:** STADTMENSCH
- S. 43 **Format:** Stadtspieler-Spiel
- S. 46 **Format:** #selbermachen
- S. 47 **Projekte:** 6-mal #selbermachen
- S. 51 **Format:** Klingeln
- S. 52 **Projekte:** Jung in Altenburg
- S. 54 **Format:** 100 Tage/100 Euro
- S. 56 **Projekte:** Gelungene Momente
- S. 58 **Projekte:** Corona-Einzelhandel
- S. 60 **Forschung:** Masterarbeit
- S. 62 **Öffentlichkeit:** Politik zu Besuch
- S. 64 **Wirtschaft:** Gründerlabor
- S. 66 **Conclusio:** Warum es wichtig ist, Quartiersprojekte auf Dauer anzulegen.
- S. 69 **Expertin:** Kerstin Faber über „Stadtland“, Pioniere in ländlichen Räumen – und die Kraft der Bilder, wenn es um die Entwicklung von Optimismus geht.

DRUCH
SEN.
—

STADT

F

ME

Wie sieht der typische Altenburger aus?

Günther ist Ende
fünfzig und schwer
zu begeistern. Doch
als Stadtmensch wird
er – vielleicht –
das Fliegen lernen.
Und einfach machen,
anstatt zu meckern.

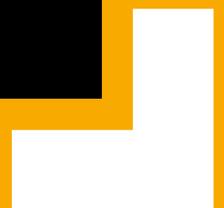
ALTENBURG



Schrumpfende Bevölkerung, bröckelnde Leerstände. Stimmung im Sinkflug, junge Leute im Abflug: Die historische Residenzstadt Altenburg, eine Mittelstadt in Thüringen, teilt diese Problemlage mit vielen Orten im ländlichen Osten der Republik. Doch eine Gruppe von Altenburgern hat sich – inmitten eines tief verankerten Gefühls von Pessimismus – auf alte Stärken der Stadt besonnen: auf die

Kreativität der Bürger, auf ihren Lokalstolz. Und auf Orte mit Geschichte. Aus der Gemeinschaft Altenburgs entwickeln die „STADTMENSCHEN“ seit 2019 gezielt Projekte zivilgesellschaftlichen Engagements. Nicht als avantgardistische Bewegung. Denn alle sollen mitmachen auf dem Weg in eine selbstbestimmte und lebenswertere Zukunft im Quartier. Auch der Günther. Darüber später mehr.

WISSEN





Zur Orientierung

- | | |
|---|---|
| 1. Schloss Schloß 2-4 | 5. Kulturspäti Roßplan 12 |
| 2. OpenLab, Farbküche Moritzstraße 6 | 6. Projektgärten Gartenanlage „Einheit“ |
| 3. Schnitt & Schnittchen Kornmarkt 10 | 7. Künstlerhäuser Teichvorstadt 3 |
| 4. Brüderkirchen-Platz Brüdergasse 11 | 8. Grünes Klassenzimmer Ortsteil Kosma |

Auf einen Blick

Vision: „Wir gestalten unsere Stadt als öffentlichen Lebensraum gemeinsam und schaffen Identität.“

Anspruch: „Wir wollen alle Altenburger ansprechen und mitnehmen. Wir wollen Mitbürger zur Selbstbestimmung ertüchtigen.“

Besondere Instrumente:

Do-ocracy,
Stadtspieler-Spiel,
Festival,
#selbermachen,
100 Tage/100 Euro,
Quartiersanker

DIE AUSGANGSLAGE:

Altenburg liegt im Reich des Eigentlichen: eigentlich schön. Eigentlich gut gelegen, zwischen Leipzig, Erfurt und Dresden. Eigentlich erstaunlich gut kulturell erschlossen. Eigentlich eine ganz schön reiche Geschichte! Trotzdem steht vielen Altenburgern ein breites „Aber!“ ins Gesicht geschrieben: Aber die Jungen ziehen weg! Aber die Läden machen dicht! Aber ...

was auch immer! Der Pessimismus kommt nicht über Nacht, er ist langsam gewachsen. Hier wieder Wandel zu schaffen, gemeinsam und „von unten“, dadurch neuen Optimismus zu erwerben – das hat sich die STADTMENSCH-Initiative in Altenburg zur Aufgabe gemacht. STADTMENSCH will das Ruder herumreißen. Das angesteuerte Ziel: die Stadtgesellschaft zu ertüchtigen, selbst zentraler Akteur des Wandels zu werden. Um mit positivem Handeln den passiven Pessimismus zu „überschreiben“. Kurz: das Erleben von kollektiver Selbstwirksamkeit.

WAS WURDE REALISIERT?

Mit Hilfe des STADTMENSCH-Fonds, dessen Ausschüttung an die Richtlinien des STADTMENSCH-Kompasses geknüpft ist, wurde eine Vielzahl von lokalen Initiativen dabei unterstützt, gemeinwohlorientierte Projekte in der Stadt umzusetzen. Öffentliche Abstimmungen maximierten die Sichtbarkeit der Initiative, ebenso eine aktive Pressearbeit, die mehrfach auch Berliner Politprominenz anzog. Das Gründerlabor hat zehn neue (kleine) Unternehmen auf den Weg gebracht.

UND DIE ZUKUNFTSPERSPEKTIVE?

Eine ganze Reihe von Projekten und Initiativen hat neue Anschluss-Förderquellen erschließen können. Die STADTMENSCHEN haben von Anfang an auf „Wirksamkeit“ und Verstetigung gesetzt.

6.000

EINWOHNER
IM QUARTIER

35

PROJEKTE IM STADTRAUM, DIE GEFÖRDERT WURDEN. PLUS VIELE WEITERE MIKRO- UND FESTIVAL-PROJEKTE

700.000

EURO
FÖRDERSUMME



Mehr Licht



Leerstand macht ein Stadtbild düster und trübe. Das springt schnell auf die Bewohner über. Aber Leerstand bietet auch Freiräume, die sich kreativ füllen lassen – willkommen in Altenburg, wo die STADTMENSCHEN neuen Optimismus leben.

TEXT: ANDREAS BEERLAGE | FOTOS: MARTIN ALBERMANN



Abflug: Bei einer Straßenumfrage wurde nach dem typischen Altenburger gesucht, „Günther“ wurde als Ergebnis in Ton festgehalten. Er ist ein bisschen übergewichtig, auch nur schwer zu begeistern. Wenn man es trotzdem schafft – dann hebt er ab!

„Altenburg braucht eine florierende Wirtschaft. Aber genauso wichtig ist es, dass die Verwaltung Initiativen unterstützt, um neue Möglichkeitsräume zu erschließen, die kreativ genutzt werden können.“

TINO SCHARSCHMIDT,
LEITER WIRTSCHAFTSFÖRDERUNG



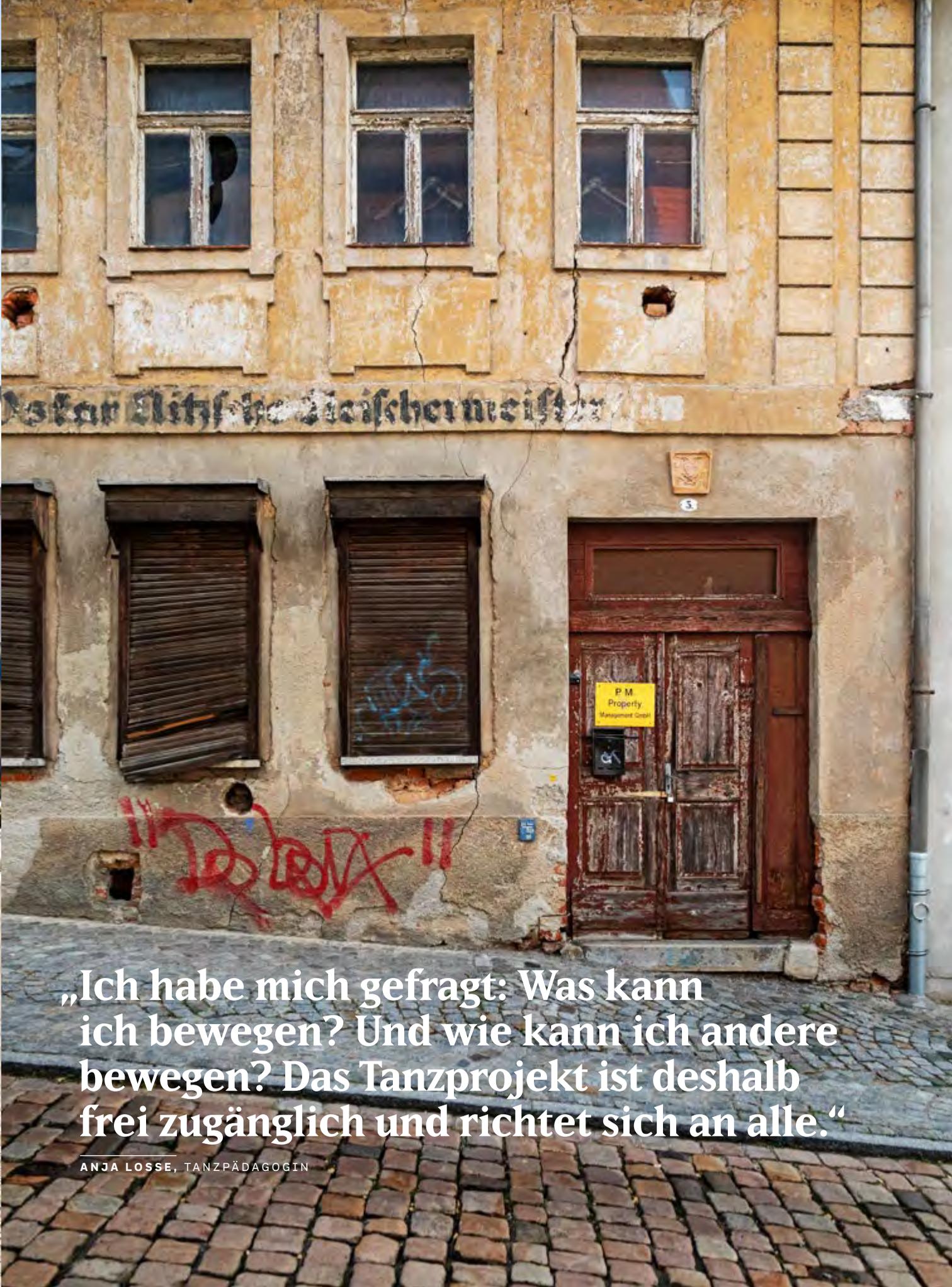
Acht Ecken hat der Turm des Renaissance-Rathauses von Altenburg, 162 Stufen geht es hinauf auf den umlaufenden Balkon in 30 Metern Höhe. Tino Scharschmidt ist Leiter der Wirtschaftsförderung der Stadt seit 2008, ein Mann der Zahlen. Er schaut auf den Marktplatz, weist auf das beeindruckende Panorama: sanierte Fassaden aus über 1.000 Jahren Stadtgeschichte, von der Romanik bis in die Bauhauszeit. Was da leicht zu übersehen ist: Die meisten der schönen Häuser hier am Markt sind unbelebt, bis auf Läden und Cafés in den Erdgeschossen. „Wir haben erheblichen Leerstand im altstädtischen Sanierungsgebiet – ein Gutachter hat bis zu 75 Prozent ermittelt“, erzählt Tino Scharschmidt. Leerstand, das klingt nach Stillstand. Für den Wirtschaftsförderer birgt dieser Zustand aber, perspektivisch betrachtet, auch große Chancen: „Altenburg kann seinen jetzigen und zukünftigen Bürgern etwas bieten, das andere Städte nicht mehr haben: Möglichkeitsräume, Flächen für neue Ideen!“

Wenig später steht er, 150 Meter Luftlinie vom Rathaus entfernt, vor der verbarrikadierten Fassade des ehemaligen Kaufhauses in der Hillgasse. Er entsperrt das Vorhängeschloss an einer Kette, die das Gittertor sichert. Dann schlüpft er hinein, hinter ihm Torsten Grieger, der in Altenburg eine Agentur für Unternehmenskommunikation betreibt, und Benjamin Rux, Kurator am hiesigen Lindenau-Museum. Die beiden träumen davon, den Komplex aus Jugendstilkaufhaus samt DDR-Bäckerei und -Metzgerei zu einem Atelierhaus auszubauen, das Künstler aus aller Welt anziehen soll. Nach der Wende wurde alles von einem Investor gekauft, der →

STADTMENSCH | ALTENBURG
STREIFZUG

Neues Leben am Altenburger Hof: STADTMENSCH Anja Losse und ihre Tanzgruppe erobern freie Flächen im Zentrum (links). Verspekuliert? Viele Häuser der Innenstadt sind im Dornröschenschlaf versunken. Oft sind die Besitzer schwer zu ermitteln (rechts).





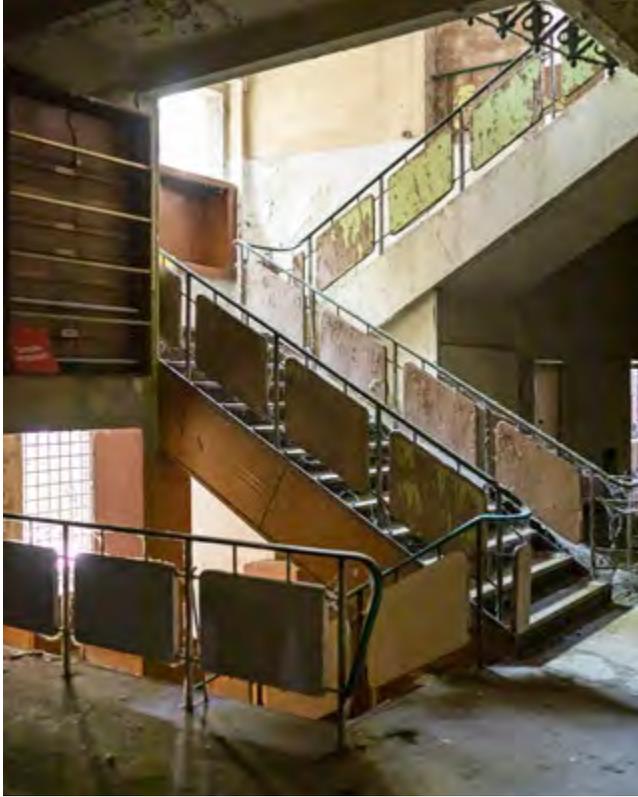
Asker Elitzsche Meißnermeister

„Ich habe mich gefragt: Was kann ich bewegen? Und wie kann ich andere bewegen? Das Tanzprojekt ist deshalb frei zugänglich und richtet sich an alle.“

ANJA LOSSE, TANZPÄDAGOGIN



Was zu stemmen: Torsten Grieger träumt davon, einen alten Kaufhaus-Komplex in ein Kunstzentrum von internationaler Strahlkraft zu verwandeln.



Abwärts oder aufwärts?
Treppenhaus im alten Kaufhaus (links). Der Hillgassen-Komplex von außen betrachtet (unten). Henriette Schaller hat als neue Citymanagerin in Altenburg den Leerstand im Fokus.



„Die abblätternde Farbe macht für uns ja gerade den Reiz des Ortes aus.“

TORSTEN GRIEGER, UNTERNEHMER

auf eine glänzende Speckgürtel-Zukunft im Schatten des nahen Leipzig spekulierete. Die kam aber nicht. Es gibt eine ganze Reihe von ähnlichen „Dornröschen“-Immobilien, die so oft den Besitzer gewechselt haben, dass die Nachverfolgung detektivischer Arbeit gleicht: „Die Besitzer haben oft keine Lösung zur Nutzung gefunden, die sich gelohnt hätte.“ Der erlösende Kuss, er kam nicht.

Der Hillgassen-Hausbesitzer aber ist, nach drei Jahrzehnten des Wartens, bereit für eine kreative Lösung. Ihr Konzept haben Grieger und Rux 2019 beim „#selbermachen“-Ideenwettbewerb im Altenburger Pilotquartier STADTMENSCH des BBSR-Wettbewerbs „Stadt gemeinsam gestalten!“ vorgestellt – und im öffentlichen Votum eine Förderung erhalten. Damit konnte eine Machbarkeitsstudie bezahlt werden. Dann stockte das Projekt in Zeiten der Pandemie. „Jetzt wollen wir mit Schwung weitermachen!“, sagt Torsten Grieger. Was klassische Investoren als Mangel oder Kostenfaktor sehen – abblätternde Tapeten, zersplittertes Holz, wilder Baumwuchs im Innenhof – regt seine Phantasie umso mehr an: „Das kann etwas richtig Tolles mit großer Strahlkraft werden!“ Schar Schmidt nickt: „Wir können froh sein,



solche Räume und Flächen zu haben. Sonst gäbe es kaum Möglichkeiten, Ideen wie diese auszuprobieren.“ Und lobt die Pionierrolle von STADTMENSCH: „Die haben viel angestoßen, die Stadt aufgerüttelt! Das ist so wichtig, denn eine Verwaltung kann nicht der alleinige Treiber von Veränderung sein. Ideen müssen aus der Bürgergemeinschaft heraus entstehen.“

Nicht weit vom Hillgassen-Haus, dreimal rechts abgebogen, steht am Ende des Kornmarkts ein kastenförmiger Brunnen aus rostrottem Marmor, 2005 gebaut, 140.000 Euro teuer, ein städtischer Zankapfel. „Typisch Altenburg“, sagt Jörg Wolf, früher hier Lokalredakteur, „erst haben alle gemekert, jetzt ist es ein beliebter Treffpunkt.“ Kinder plant-schen bei Sommerglut-Temperaturen, Wasser spritzt herüber. Wolf hat viel zu erzählen, vom Niedergang Altenburgs, der Schrumpfung um die Hälfte der Bewohner auf heute 30.000. Altenburg galt lange Zeit als Stadt mit Strahlkraft, früh an die Bahn angeschlossen, Residenz der Wettiner, mit Theater, Schloss, Kultur. Um 1900 gab es eine florierende Industrie vor Ort, Hüte und Nähmaschinen aus Altenburg waren Exportschlager. Zu DDR-Zeiten war die Gegend reich an Arbeit, inmitten von Braunkohle- und Uranabbau („Wismut“) →



Schnitt & Schnittchen ist als Quartiers-anker ein „dritter Ort“, also frei und offen zugänglich für jeden, ohne Konsumpflicht. Bei den Tee-Gesprächen trifft man sich zum Gedankenaustausch.

„Beim ersten Treffen dachte ich: Die sind alle so offen, und alle machen etwas!“

YVONNE AMMER, SCHNITT & SCHNITTCHEN



gelegen. Dann kam die „Wende“ und mit ihr neben den neu-erwonnenen Freiheiten: Bedeutungsverlust, Wegzug, Arbeitslosigkeit, Leerstand. Einzig der hier ansässige Weltskatergerichtshof hat noch Weltniveau. „Das macht natürlich was mit den Menschen“, sagt Wolf. Mitten in die jahrzehntelange Stagnation, in diesen Altenburg-Blues hinein, seien dann die STADTMENSCHEN geplatzt: „Die haben das Stadtbild mit ihren Initiativen auf einen Schlag belebt.“ Wie zum Beweis ruft es vom Laden gegenüber „Juhuu!“, es ist Yvonne Ammer. Yvonne ist selbst das beste Beispiel für den positiven Wandel. Zu DDR-Zeiten hat sie Näherin und Friseurin gelernt, zu BRD-Zeiten weiter geschnitten, gelegt und geföhnt, „später war ich nicht mehr mit mir und meiner Arbeitssituation zufrieden“. Eine Freundin nahm sie zu einem Planungstreffen des ersten STADTMENSCH-Festivals mit, „ich habe da übelst geile Leute getroffen, alle waren so offen, alle haben etwas gemacht. Das hat bei mir geklickt.“ „Übelst“ ist ein Altenburger Superlativ, positiv gemeint.

Aus dem Festival wurde das STADTMENSCH-Projekt, aus Friseurmeisterin Ammer die Bundesfreiwillige „Bufdiene Yvonne“ bei STADTMENSCH. Dort hat sie auch Unterstützung für ihre Idee des „kulturellen Frisiersalons Schnitt & Schnittchen“ erhalten. Der ist ein offener Treffpunkt zum Klönen, Ideenentwerfen, Musikmachen. Zum Ausreden, ohne unterbrochen zu werden. Oft ist Gelächter aus der offenen Tür heraus zu hören. Die Schere aber klappert in dieser

Schnittstelle nur noch in den seltensten Fällen, erzählt Yvonne Ammer: „Nur dann, wenn die Frisuren etwas bewirken sollen, für Bewerbungsgespräche zum Beispiel.“ Stattdessen soll der Salon der Stadtgesellschaft mehr Volumen verleihen, natürlich im übertragenen Sinne: Er ist ein „Quartiersanker“ der STADTMENSCHEN, alle dürfen eintreten, Getränke sind kostenlos. Auch Journalist Wolf kommt gerne vorbei zu den Teegesprächen, schätzt die offene Art des Ortes. Er hat übrigens gerade einen Haarschnitt abbekommen, für einen Fototermin. Die Teegespräche finden seit zwei Jahren jeden Mittwoch statt, sie kreisen um persönliche Geschichten und Zukünfte. Yvonne Ammer selbst ist das beste Beispiel, wie eine Idee Lebensläufe verändern kann. Mit ihrem Ladenkonzept hat sie die begehrte „Neuland“-Förderung der Robert Bosch Stiftung erhalten, die den soziokulturellen Friseursalon bis Ende 2022 weiter unterstützt: „Pessimismus will Yvonne Ammer mit Kunstaktionen und Dialogformaten im neuen Salon in Tatendrang umkehren.“ Von den STADTMENSCHEN, die Yvonne Ammer beim Antrag halfen, kommt monatlich auch noch ein Mietzuschuss.

200 Meter erst den Kornmarkt, dann den Topfmarkt hinauf, rechts hinter dem Ernestinum liegt der Brückerkirchplatz verborgen. Dagmar Ziegler, Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags, sitzt hier Anfang Juli 2021 auf einem Holzbocker im Schatten der Kirche. Sie folgt dem Vortrag von Valentin Rühlmann (21), der über den selbstverwalteten ●→

Neue Kraft: Die
Jugendgruppe FACK
ist unterwegs zu
einem Öffentlichkeits-
termin mit zwei
Bundespolitikerinnen.



Im Wandel: Eine Gruppe zugezogener Stadtmacher betreibt das „Café Velo“ (ein #selbermachen-Projekt) und hat große Pläne mit der alten Gaststätte „Casino“. Hier informieren sich Anwohner – das „Casino“ war über Jahrzehnte ein wichtiger Treffpunkt.



„Wir sehen die Leerstände als Freiräume, die wir auffüllen können mit gemeinwohlorientierten Ideen.“

JAN OLE SIERCK, NEU-ALTENBURGER



Hoffungsstrahlen:
Während der mehr-
wöchigen inklusiven
Kunstaktion „Altenburg
am Meer“ wandelten
Förderschüler die
Türme der Stadt in
Leuchttürme um.



Jugendverein FACK („Futurists' Agency for a New Cultural Kick-off“) spricht. Auf einem Spaziergang durch die Innenstadt hatte die Politikerin Infos zur „#machhalt“-Aktion der Jugendgruppe erhalten, die in einer offenen Onlineabstimmung Projektideen von Jugendlichen auf den Weg gebracht hat. Die 10.000 Euro Förderung dafür kamen aus dem STADTMENSCHEN-Fördertopf, „wir durften alles völlig frei selbst entscheiden“, erzählt Rühlmann, „das war für uns ein maximaler Ansporn“.

Für #machhalt kamen 460 Stimmen zusammen, sechs Projekte wurden schließlich in Angriff genommen. So brachte Lea (13) einen Verleih mobiler Fußballtore auf die Beine. Und eine Gruppe Elftklässler setzte sich für die Verbesserung der Jugendabteilung in der Stadtbibliothek ein. Dagmar Ziegler ist sichtlich beeindruckt, nimmt einen Schluck hiesiger Safranlimonade. Der Psychologiestudent Valentin Rühlmann kommt auf die Zielgerade seines Vortrags, erzählt vom alten Meldeamt direkt ums Eck, „das würden wir gerne als Hauptquartier übernehmen“. Der Verein brauche Geld für den Plan, jährlich maximal 10.000 Euro Betriebskosten – ob sie eine Idee habe? Er lächelt charmant, bekommt trotzdem keine direkte Zusage. Als die kleine Politiker-Delegation – die hiesige SPD-MdB Elisabeth Kaiser war mitgekommen – den Ort verlassen hat, resümiert Valentin Rühlmann: „Frau Ziegler hat uns ein Empfehlungsschreiben versprochen. Das hat sich also gelohnt!“ Es waren übrigens nicht die FACKER, die Ziegler und Kaiser eingeladen hatten. Das ging andersrum, das Interesse kam aus Berlin. Und reißt nicht ab: Im selben Monat wird auch Anne Katrin Bohle, Staatssekretärin im Bundesministerium des Innern, von Altenburgs Jugend durch die Stadt geführt.

Doch nun sind alle gegangen, der Brüderkirchplatz liegt wieder still da, nach Westen gesäumt von drei Garagen, geblockt nach Osten vom Kirchbau, quer durchzogen von einem Volleyballnetz. Unspektakulär, aber das Ziel von noch mehr sehr konkreten Zukunftsträumen. Der sie träumt, lebt am Rande des Platzes im historischen Pfarrhaus: Sandro Vogler möchte hier, aus Sand und Staub, einen offenen Raum für die Menschen in der Stadt entstehen sehen. Dafür müssen Mauern niedergerissen werden, allerdings nur im kleinen Maßstab. Dadurch soll der Platz nach Westen zum anliegenden Spielplatz geöffnet werden, erzählt er bei einem kleinen Rundgang: „Wir streben einen neuen Begegnungsraum an, einen neutralen Ort, der Menschen aufnimmt und Verbundenheit schafft. Dieser Platz ist ideal geeignet.“ Den Wunsch nach der Öffnung des Brüderkirchplatzes gab es immer wieder mal, hat der evangelische Pfarrer bei Recherchen entdeckt, „letztlich war die Förderung durch den #selbermachen-Wettbewerb der entscheidende Anstoß, dass die



Begegnungsort:
Pfarrer Sandro
Vogler träumt
von einem neuen
offenen Raum im
Schatten der Brü-
derkirche. Erste
Pläne gibt es, nun
sollen Vorschläge
aus der Stadtge-
sellschaft gesam-
melt werden.



Wish you had a garden
200 1/2
Laurie Ingalls

Kultur und Rüben: Grit Martinez und Chris Junk lassen eine 100 Jahre alte Laube wiederaufleben (links), im „Kunstgarten“ (rechts) wird eine große Bandbreite von Kultur angebaut.



Idee sich in Richtung Verwirklichung bewegt“. So konnten Entwürfe für die Um- und Neugestaltung bezahlt werden, eine Broschüre entstand. Nach der „Coronapause“ nimmt die Idee wieder Schwung auf, Sandro Vogler bemüht sich um Kirchenmittel, Bundesgelder und Förderung durch die EU: „Wir denken in mehreren Schritten, am Ende wünschen wir uns einen Platz, der für viele verschiedene Anlässe von möglichst verschiedenen Gruppen genutzt werden kann.“ Dafür sollen in einer nächsten Planungsrunde noch einmal Ideen von Bürgern gesammelt werden. Sandro Vogler schaut sich um, hat ein klares Bild vor Augen: „Es soll einladend werden, niederschwellig, alle können sich einbringen, ins Gespräch kommen, zueinanderfinden, etwas zusammen entwickeln.“ Er stoppt kurz, sagt dann: „Wie auf einer tollen Gartenparty!“

Wer vom Brückenturm 800 Meter Richtung Südsüdwest blickt, sieht die Dächer der Kleingartenanlage „Einheit e.V.“ als graue Rechtecke in vielschichtigem Grün. Aus der Nähe betrachtet, offenbaren sie einigen Renovierungsbedarf: „In vielen Kleingartenanlagen machte sich während der ‚Wendejahre‘ Leerstand breit. Wiederverpachtung ist schwierig, bietet aber Raum für neue kreative Konzepte“, erzählt Grit Martinez. Die Berliner Umwelthistorikerin und Ökonomin ist in Altenburg geboren. Zusammen mit ihrer Gartenfreundin Chris Junk haucht sie seit einem Jahr einer verwilderten Parzelle aus den 1920er Jahren – der Blütezeit der Kleingartenbewegung – Leben ein. Für die beiden gehören der Anbau alter schmackhafter und resistenter Obst- und Gemüsesorten, soziales Miteinander, ökologische Bildung und das Naturerlebnis untrennbar zusammen. Zu Aussaat, Ernte und Verarbeitung befragen sie gerne „wegweisende Standardwerke aus den Anfängen der Kleingarten-

bewegung“, erzählt Grit Martinez, „als die Idee der ‚Jedermann-Selbstversorger-Nutzgärten‘ entstand.“ Unterstützung für ihren „Historischen Laubengarten“ haben sie sich von den STADTMENSCHEN geholt. Und weitere grüne Themen sind gut angekommen bei den #selbermachen-Förderrunden der STADTMENSCHEN. Auf einer größeren brachliegenden Fläche von mehreren Kleingärten will ein Landschaftsgestalter eine Streuobstwiese mit alten Thüringer Obstsorten aufleben lassen. Und im „Kunstgarten“ erleben die Altenburger Pop-up-Ausstellungen, Workshops zum Kunst-#selbermachen, Vorlesungen und Freiluftkino-Abende.

Kunstgarten-Macherin Ute Rochner ist im wahren Leben Pädagogin, will hier auf der einstigen Schrebergartenfläche „Kultur ohne Hemmschwelle“ anbauen, „wie bei der ‚Landpartie‘ im Wendland, gutgelaunt und mit Angeboten, von denen sich viele zum Mit-Tun und Aktiv-Sein angesprochen fühlen, ganz ohne elitären Zugang“. Sie und Grit Martinez hatten vor eineinhalb Jahren auf der Weihnachtsfeier der Kleingartenanlage einfach mal Ideen zu deren Weiterentwicklung ausgetauscht. Die Gartenmenschen wollen den Kleingärten Zukunft geben, sehen ihre Projekte nur als Anfang. Wo sie können, werben sie: So haben sie eine Gruppe junger Leute fürs Subsistenz-Wirtschaften begeistert. Und die Kindertagesstätte „Brummkreisel“ in unmittelbarer „Einheit“-Nachbarschaft gehört nun ebenfalls zu den neuen Pächtern. „Die Entwicklung braucht ihre Zeit. Wir gehen sachte, Schritt für Schritt vor, auch wenn wir manchmal ungeduldig auf schnelle Veränderung hoffen. Wir brauchen die ‚alten‘ Schrebergärtner an unserer Seite“, sagt Grit Martinez. Ihr großes Ziel: mit den historischen und modernen Gärten die Landesgartenschau nach Altenburg zu locken. Grün ist die Hoffnung. ←●

Eigentlich begann alles mit einer großen Party. Zwei Jahre lang hatte eine Gruppe unabhängiger Bürger – nach einem Anstoß und mit großer logistischer und organisatorischer Unterstützung des städtischen Kulturmanagements – am Programm für das große Altenburger STADTMENSCH-Festival im Mai 2018 hingearbeitet. Nicht dass Altenburg, die „Skatstadt“ mit einem würdigen Schloss mittendrin, arm an Kultur gewesen wäre. Welche 30.000-Einwohner-Stadt kann schon mit vier Museen, einem Residenzschloss und einem Theater prahlen? Doch dieses Mal sollten nicht die etablierten Kulturstätten im Vordergrund stehen – vielmehr sollten Projekte und Vereine, die sich dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen, eine Bühne erhalten. Engagement sichtbar machen, Ideen und Aktivitäten präsentieren, Austausch fördern: Das waren die Ziele des Festivals.

Zivilgesellschaftliches Engagement habe es in Altenburg durchaus schon vorher gegeben, erzählt Anja Fehre, Koordinatorin bei STADTMENSCH: „Das verteilte sich aber auf diverse Vereine und Gruppen, die sich – in eigenen Handlungsbereichen abgegrenzt – meist nur für die eigene Sache einsetzten. Unser Festival-Netzwerk bündelte erstmals Engagement und Mitwirkung.“

Dass daraus einmal ein bundesweit beachtetes Pilotprojekt zur Quartiersentwicklung werden sollte – „daran hat zu diesem Zeitpunkt keiner gedacht“. Aber weitermachen wollte man nach dem Festival auf jeden Fall. Denn die meisten der Pioniere leben in Altenburg, ziehen hier ihre Kinder auf, haben ein ureigenes Interesse, ihr unmittelbares Umfeld lebenswerter zu gestalten. So kam es zur Bewerbung beim BBSR-Projektaufruf „Stadt gemeinsam gestalten! Neue Modelle der Quartiersentwicklung“.

Und da das Pilotprojekt nicht in den Strukturen der Stadtverwaltung umgesetzt werden konnte, weil es

einen freieren Rahmen brauchte, musste eine neue Form der Organisation gefunden werden. Einer der aktivsten Festival-Akteure war die „Farbküche“, die sich als Sozialunternehmen „Erlebe was geht gGmbH“ um das Pilotprojekt bewarb.

„Als wir alles ausgefüllt hatten, musste ich nur noch den Knopf zum Abschicken anklicken. Und konnte es kaum, weil mir die Sache auf einmal zu groß erschien“, erinnert sich Susann Seifert, Farbküchen-Chefin und Geschäftsführerin von „Erlebe was geht“. Wie gut, dass sie die Bewerbung trotzdem abgeschickt hat. Als die Zusage kam, konnten die Altenburger auf das gut eingespielte und routiniert agierende Netzwerk zurückgreifen, das schon das Festival gestemmt hatte. STADTMENSCH funktioniert seitdem als ein weitgespanntes Dach, unter dem sich private, zivilgesellschaftliche Akteure, gemeinnützige Unternehmen und städtische Beschäftigungsstellen sowie diakonische und kirchliche Einrichtungen und eine aktive Jugend-

gruppe zusammenfinden. Das Ziel: gemeinsam und aus der Altenburger Bevölkerung heraus „einen lebenswerten, erlebbaren öffentlichen Raum für eine Vielzahl von Bewohnern entwickeln“.

Die Bedürfnisse der Stadtgesellschaft – und damit auch die Handlungsfelder – wurden spielerisch ermittelt (siehe S. 43). Die nötigen Maßnahmen umzusetzen, wurde so weit wie möglich in die Hände der Bürgerinnen und Bürger selbst übergeben. So gibt es „keinen Sitzungsvorsitz, Vorstand oder sonstige fixierte Hierarchien, um Entscheidungsprozesse zu leiten“, erzählt Anja Fehre. „Entscheidungsprozesse werden nach der Idee der ‚Do-ocracy‘ getroffen: Jene, die handeln und sich einer Aufgabe eigenverantwortlich im Projekt annehmen, haben innerhalb dieser Aufgabe und Arbeitsgruppe die Entscheidungshoheit.“ Kurz gesagt: Wer etwas machen will, ist ab diesem Moment auch dafür verantwortlich. ←

**ALTENBURG
+ NEUENBURG
= BLEIBENBURG**

„Zivilgesellschaftliches Engagement war in Altenburg schon immer überdurchschnittlich ausgeprägt. Jetzt wollten wir auch die Unbeweglichen aktivieren.“

ANJA FEHRE, STADTMENSCHEN



„STADTMENSCH hat seine Wurzeln in der Salonkultur des 19. Jahrhunderts. Die war Ausdruck einer politischen Krise und eines spürbaren gesellschaftlichen Umbruchs: Es gab neue Agierende aus dem Bürgertum, die sich emanzipiert und immer mehr Einfluss gewonnen haben – das ist die Parallele.“

CHRISTIAN HORN, 48, GAB ALS LEITER DES STÄDTISCHEN SCHLOSS- UND KULTURBETRIEBS DEN ANSTOSS ZU STADTMENSCH



FOTO: ANTHONY LOWE

DATEN & FAKTEN

144
TEILNEHMER

287
IDEEN

30 h
ZEITAUFWAND

Stadtspieler-Spiel

Liebe Bürger, das sind eure Ideen!

Die Zukunft der Stadt am Spielbrett erfinden? Als die STADTMENSCH-Initiative im Mai 2019 zum „Stadtspieler-Spiel“ einlud, wagten sich einige Bürgerinnen und Bürger vor. „Es kam ein kleiner demographischer Querschnitt, „von der alleinerziehenden Mutter bis zum Oberbürgermeister“, erzählt Anja Fehre. Ebenfalls vertreten waren: Citymanagement, Denkmalschutzbehörde, Geschäftsführer und Leiter großer städtischer Unternehmen, Museums- und Theatermitarbeiter, Stadträte und Vertreter städtischer Ausschüsse.

Per Los wurden die Spieler vier Tischen zugeteilt, die an verschiede-

nen Standorten in der Stadt aufgebaut waren, etwa in der Farbküche oder im Rathaus. Auf jedem Tisch lag der Plan einer prototypischen Stadt: mit Altstadt, Neustadt, Gewerbegebiet und Grünflächen. In den Händen der jeweils fünf Spielerinnen und Spieler: das Bienenwachs. Dazu Stapel mit Themenkarten, die Handlungsfelder absteckten: „Verkehr“, „neue Energie“, „Atmosphäre in der Stadt“.

In einem ersten Schritt ging es nun darum, Vorschläge zur Quartiersgestaltung zu machen und diese mit den Händen zu Figuren aus Wachs zu formen. Schritt für Schritt →



wurden die Wünsche der Spielerinnen und Spieler sichtbar – eine spielerische Grundlage für Diskussionen über die Zukunft der Stadt war geschaffen.

In der ersten Runde gab es keine Grenzen der Phantasie. „Ein Teilnehmer formte die Figur des Gurus, der alle Fragen beantwortet“, erzählt Anja Fehre: „Der stand symbolisch dafür, dass Bürger nur selten Antworten auf ihre Fragen bekommen.“ Es gebe schließlich ein Autoritätsgefälle in einer Stadt. Aber nicht am Spieltisch, wo alle gleichberechtigt sind – und auch jene ihre Ideen formulieren, die sich das sonst vielleicht nicht trauen. Wie wäre es zum Beispiel mit einer Seilbahn, die von Verkehrsachsen getrennte Stadtviertel miteinander verbindet? Oder Flächen für „Tiny Houses“ in verlassenen Schrebergärten? Beim Stadtspielerspiel darf zunächst mal jede Idee vorgetragen werden.

Im weiteren Verlauf des Spiels entwickeln die Teilnehmenden dann gemeinsam einen Sinn für das Denk- und Machbare. So mündeten die Ideen schließlich in Handlungsfeldern für die STADTMENSCH-Plattform. Diese bildeten später die Basis für den STADTMENSCH-Kompass, der die Verteilung von Fördergeldern regelt.

Im Oktober 2019 wurde eine zweite öffentliche Runde „Stadtspieler“ gespielt. Dieses Mal auf einem eigens für diesen Anlass gestalteten „Altenburgfeld“, entworfen vom Künstler Anthony Lowe. „Auf die Ergebnisse der beiden Spielrunden haben wir letztendlich unser gesamtes Profil und unsere Zielebene aufgebaut“, resümiert Anja Fehre. „Danach konnten wir sagen: ‚Liebe Bürger, das sind eure Ideen. Jetzt müssen wir sie nur noch gemeinsam umsetzen!‘“



„STADTMENSCH zeichnet sich durch praktische Förderarbeit aus, sehr direkt und ohne langwierigen Verwaltungsaufwand. Das ermöglicht einer breiten Gruppe von Akteuren ein unmittelbares Engagement – und verführt einfach zum Selbermachen.“

GRIT MARTINEZ, 55. ÖKONOMIN UND BETREIBERIN DES „HISTORISCHEN LAUBENGARTENS“



#selbermachen

Jetzt seid ihr dran!

Was braucht es, damit Bürgerinnen und Bürger ihre Träume in die Tat umsetzen? Der Projektaufwurf „#selbermachen“ zeigt: Wenn der Weg von der Idee zum Projekt nicht von unnötigen Hürden verstellt ist, kommen die Leute ins Machen. „Uns war es von Anfang an wichtig, dass Bürgerinnen und Bürger Projekte einreichen können, ohne vorher ausschweifende Förderanträge auszufüllen“, sagt STADTMENSCH-Koordinatorin Anja Fehre.

Die Strategie ging auf: Nach dem ersten Aufruf im Dezember 2019 schickten die Altenburger ganz unkompliziert ihre Ideenskizzen ins Rennen. Ein finanzielles Limit gab es nicht. Die Vorschläge wurden dann in einer öffentlichen Netzwerkrunde geprüft. „Die zentralen Fragen waren: Findet das Projekt in Altenburg statt? Ist es gemeinwohlorientiert? Und passiert es im öffentlichen Raum?“, erzählt Anja Fehre.

Anschließend entschieden die Anwesenden im offenen Abstimmungsverfahren, per einfacher Mehrheit, welches Projekt der im Stadtspieler-spiel gemeinsam festgelegten Zielebene entsprach. Im Rahmen des anschließenden Online-Votings konnte jede Bürgerin und jeder Bürger knapp drei Wochen lang seine oder ihre Stimme abgeben – aber nur jeweils einmal pro

Projekt. Jedes Projekt, das im Voting mehr als 228 Stimmen erhielt, wurde direkt gefördert. Projekte, die mehr als 114 Stimmen auf sich vereinten, bekamen eine Einladung zum öffentlichen „Pitch“. Insgesamt haben sich auf den ersten Ideenaufwurf #selbermachen 25 Initiatorinnen und Initiatoren von Projekten mit einem finanziellen Gesamtbedarf von 370.000 EUR beworben.

Die Bilanz: 16 Ideen schafften es ins Online-Voting. Nach der Auszählung der 1.971 abgegebenen Stimmen wurden drei Projekte sofort gefördert, fünf weitere Projekte erhielten den Zugang zum „Pitch“ im OpenLab. Knapp 100 Bürgerinnen und Bürger nahmen an dieser öffentlichen Projektpräsentation teil und stimmten für drei weitere förderwürdige Projekte ab. So wurden im Rahmen der ersten Ausschreibungsrunde sechs aus der Bürgerschaft generierte Projekte mit einem finanziellen Gesamtvolumen von 80.000 EUR von den STADTMENSCHEN unterstützt.

Die zweite Runde von #selbermachen startet im Herbst 2020, ergänzt durch analoge Stimmzettel in der lokalen Presse – „um auch die abzuholen, die nicht digital unterwegs sind“, sagt Anja Fehre. Diese Ausschreibung erfährt noch mehr Interesse: 11.425 Mal wird das Voting aufgerufen, 1.254

Stimmen werden dann abgegeben, 786 digital, 468 in Papierform: Der Briefkasten des OpenLab in der Moritzstraße quillt über. So kommen fünf weitere Projekte in die Förderung. Dieses Mal, Corona geschuldet, ohne öffentlichen Pitch.

Die Bilanz von zwei Runden #selbermachen: Es wurden elf Bürgerprojekte mit einem Fördervolumen von 112.000 Euro angeschoben – zum Beispiel die Umnutzung von verwilderten Kleingartenflächen in den „Kunstgarten“, das „Café Velo“, ein „Grünes Klassenzimmer“ und der „Kulturspäti“. „Das einfache Antragsverfahren und das transparente Wahlverfahren sind entscheidend für den Erfolg des Projekts“, resümiert Anja Fehre.

DATEN & FAKTEN

19

REALISIERTE
BÜRGERPROJEKTE

130.000

EURO FÖRDER-
VOLUMEN

30.000

VORGESCHLAGENE
BÜRGERPROJEKTE

3.655

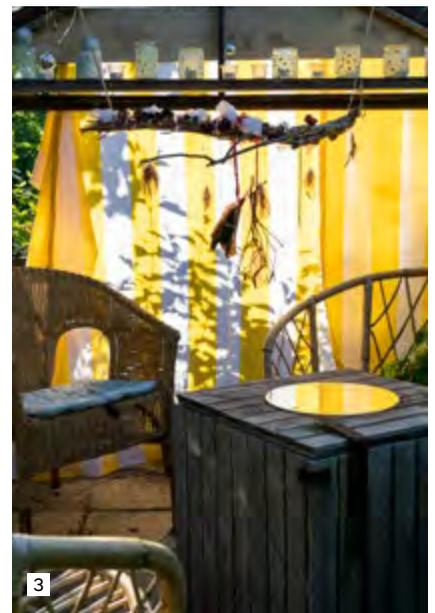
ABGEBEBENE
STIMMEN IM
VOTING

3

ÖFFENTLICHE
VOTINGS

Wo Kunst sprießt

Die Abstimmaktion #selbermachen zeigte: Altenburger lieben Kunst. Und ihr grünes Umfeld. Sechs beispielhafte Projekte.



1. Kunstgarten Altenburg

Das Projekt war bei den Abstimmungen besonders erfolgreich – schließlich reicht die hiesige Schrebergartenkultur gut 100 Jahre zurück. Als „Kunstgarten Altenburg“ werden zwei über mehrere Jahre in Dornröschenschlaf gefallene Parzellen der wildromantischen Gartenanlage „Einheit“ e.V. wieder mit Leben gefüllt: Installationen, Fotoausstellungen,

gen, abendliche Filmvorführungen. Für Ute Rochner, die das Projekt zur Abstimmung gebracht hat, steht das kreative Miteinander im Mittelpunkt: „Der Garten soll alle anziehen, die schöpferisch tätig sein wollen.“ Auch die Nachbarn: „Egal, ob wir dann zu ‚Landart‘, Korbflechten oder Kreidemalerei auf dem Gartenweg einladen.“





2. Kinderuni

Dank dieses Projekts ist Altenburg nun auch eine Universitätsstadt: Die „Kinderuni“ der Schreiberjugend bietet Vorlesungen für junge Studierende im Alter von 8 bis 12 Jahren zu Themen wie „Gefahren in den sozialen Medien“ oder „Der richtige Umgang mit Feuer“. Wer an welcher Veranstaltung teilgenommen hat, wird in einem Semesterausweis per Stempel registriert. Wichtige Studienregeln: Die Kinder besuchen die Vorlesung freiwillig – und ohne ihre Eltern.



3. Alte Sorten

„Alte Sorten“ für Altenburg kombiniert ein Naturschutz- mit einem Genuss-thema: In der Laubenkolonie „Einheit“ soll eine artenreiche Streuobstwiese entstehen, auf der typische regionale Obstsorten wachsen – mit beeindruckenden Namen wie „Zuccalmaglios Renette“, „Schöner von Nordhausen“ oder „Münster Hammerstein“. So wird einerseits ein frei zugänglicher „Ort des guten Geschmacks“ geöffnet – der zugleich auch ein lebendiges Archiv besonderer Äpfel, Birnen, Kirschen und Zwetschgen ist.





4. Künstlerhäuser

Um an die beiden Künstler Gerhard Vontra und Otto Pech, genannt „Pix“, zu erinnern, wurden zwei Häuserfassaden der Innenstadt mit großflächigen Reproduktionen von Kunstwerken der beiden gebürtigen Altenburger bemalt. Das bei den Bürgern sehr beliebte Vorhaben stieß bei den örtlichen Denkmalschützern auf wenig Gegenliebe, konnte trotzdem umgesetzt werden.



5. Mobiles Spielecafé

„Spielen, klönen, Kaffee trinken – wo immer man möchte.“ So liest sich, in aller Kürze, das Konzept des Mobilen Spielecafés. Das Projekt, das sich an Jung und Alt richtet, hatte zunächst Schwierigkeiten im Genehmigungs-Marathon – Spielangebote an Erwachsene gelten nämlich nicht als „gemeinnützig“. Das Drei-Frauen-Team Gabi, Sarah-Ann und Maike hat sich

trotzdem durchgesetzt. Das Mobil – ein weißer Transporter plus Food-Truck-Anhänger, genannt „Knutzkugel“ – ist bis unters Dach gefüllt mit unterschiedlichsten Gesellschafts- und Sportspielen, die Körper und Geist in Bewegung bringen – auch in „abgehängten“ oder abgelegenen Ortsteilen.

Mehr auf www.mobilesspielecafe.de

6. Grünes Klassenzimmer

Neun Bänke und eine Tafel am Rand einer Kuhweide: Im Altenburger Ortsteil Kosma wurde ein ungewöhnlicher Lernort aufgebaut. Das „Open-Air-Klassenzimmer“ kann nun von allen Schulen der Stadt gebucht werden – der Unterricht im Freien ist sehr begehrt. Zur Ausstattung für „bewegte Pausen“ gehören eine Slackline und ein Balanciergerät aus Robinien-Stämmen. Die Fläche wird auch außerhalb der Schulzeiten von den Bürgern angenommen. Mehr unter www.klassenzimmer-kosma.de



„Mit #machhalt bringen wir acht Fußballtore zum freien Verleih für alle an den Start. Ich finde es toll, dass es Geld für uns gibt und die Aufforderung: ‚Macht was draus!‘ Das Organisieren hat dann auch viel Spaß gebracht.“

**LEA, 13. SCHÜLERIN UND
#MACHHALT-GEWINNERIN**



„Klingeln“

Wenn die Geldfrau klingelt

Das stelle man sich einmal vor: Es klingelt, man macht die Tür auf. Draußen steht jemand und sagt: „Hier sind 1.000 Euro. Machen Sie was draus. Aber es gibt eine Bedingung: Es muss der Allgemeinheit dienen!“

„Klingeln“: So heißt die zweite Säule von Bürgerprojekten bei STADTMENSCH. Die schlichte Schönheit dieser Idee: Es kann jeden treffen! „Beim ‚#selbermachen‘ sprechen wir ja Menschen an, die eine eigene Idee von sich aus voranbringen wollen. Beim ‚Klingeln‘ begegnen wir hingegen Leuten, die sich vielleicht noch nie Gedanken darüber gemacht haben, wie sie ihr städtisches Umfeld gestalten würden, wenn sie die Mittel dazu hätten“, erzählt Susann Seifert. Die Maßnahme habe man abends, „bei einem Bier“, ausgeknobelt: „Wir diskutierten, wie man den ‚Günther‘, diesen prototypischen, eher unbeweglichen Altenburger, dazu bringt, sich zu engagieren.“

Und so geht das „Klingeln“: Die Kandidaten werden per Dartpfeilwurf auf die Stadtkarte Altenburgs ausgesucht. Wo der Pfeil steckenbleibt, wird geklingelt. Wenn der Treffer keine feste Adresse ergibt, sondern im öffentlichen Raum steckenbleibt, wird der erste Mensch angesprochen, der vorbeikommt. „Dieses Verfahren eignet sich

„Dieses Verfahren eignet sich sehr gut, um Leute zum Mitmachen zu animieren, die sich von sich aus nicht einbringen würden.“

SUSANN SEIFERT, STADTMENSCH



sehr gut, um Leute zum Mitmachen zu animieren, die sich von sich aus nicht einbringen würden“, erzählt Susann Seifert. Der Pfeil kenne eben keine Vorurteile. Natürlich, so Seifert, ziehe das Verfahren auch eine Menge Beziehungsarbeit nach sich: „Es ist ja nicht so, dass die Leute aus dem Stand vor Ideen nur so sprudeln.“ Man müsse mit den Menschen ins Gespräch kommen, Ihnen Zeit geben, sich mehrmals mit ihnen treffen.

Da war zum Beispiel die Frau Mitte siebzig, die erst gar nicht mitmachen wollte. Sie meckerte zunächst ein wenig herum, fand dann aber langsam Gefallen an der Idee. Susann Seifert ließ ihr ihre Telefonnummer da und gab ihr Zeit zum Nachdenken. Zwei Wochen später rief die Frau an und präsentierte einen ganzen Strauß voller Wünsche. „Sie sprudelte nur so vor Ideen“, erzählt Seifert. Eine davon: eine Ruhebänk in der Innenstadt. Dort, wo ihr Mann, der im Gehen eingeschränkt ist – und viele andere ältere Altenburger ebenfalls –, auf ihrem Weg durch die Stadt gerne

mal eine kleine Pause machen würden. Mit dem Geld ist jedoch auch die Verantwortung für das eigene Projekt verbunden: Anträge, Gespräche, Genehmigungen: „Das müssen die Leute dann grundsätzlich selbst ausfechten. Aber natürlich unterstützen wir sie dabei“, sagt Susann Seifert.

Und dann kam Corona, die Möglichkeiten der nahen Betreuung wurden stark eingeschränkt, der Planungsaufwand erwies sich als zu groß: „Immerhin haben wir bis zum Sommer 2021 bei drei von zwölf Klingel-Aktionen auch die erwünschten Projekte umsetzen können.“

TOOLBOX

Bei spontanen Aktionen wie dem „Klingeln“ ist es sinnvoll, ein Handout mit Projektinfos und Kontaktdaten vorzubereiten.

- + Originell, geeignet für breite Öffentlichkeitsarbeit.
- Hoher Betreuungsaufwand.

| 1 | Volltreffer: Wo der Pfeil landet, werden Menschen angesprochen, ob sie ein Projekt für die Stadtgesellschaft umsetzen wollen, in Höhe von 1.000 Euro. Was so überzeugend klingt, zeigte sich in Zeiten von Corona als schwierig umsetzbar. Denn das Klingeln braucht viel Beziehungsarbeit.

Jugend-Projekte

Bleibenburg!



Altenburg, was soll man da sagen: Der Name ist Programm. „Wenn's so weitergeht, ist unser Landkreis demnächst der älteste in ganz Deutschland“, sagt Valentin Rühlmann. Der es wissen muss, vom anderen Ende her. Valentin ist 21, ist hier aufgewachsen und beobachtet seit Jahren, dass viele junge Leute in die Großstädte flüchten. Und mit ihnen verschwinden die Impulse für Veränderungen. Was wiederum dazu führt, dass noch mehr Junge wegziehen. Willkommen in Altenburg!

Zum Engagement von Jugendlichen in Altenburg hat Valentin eine gute Geschichte auf Lager: Einmal wurden

alle Schulsprecher vom Kreisjugendring eingeladen, um das „Jugendforum“ zu gründen. Er ging hin, ohne groß nachzudenken. Vor Ort stellte er fest: Er war der einzige Jugendliche – und wurde so gleich Chef des Forums. Jugendarbeit, das hieß: für Jugendliche, nicht von Jugendlichen. Entscheidungen trafen die Erwachsenen in den Ämtern. Was er nicht hinterfragte: Die hatten das Geld. Und das letzte Wort.

Dann kamen die STADTMENSCHEN, die 10.000 Euro für den Jugendfonds bereitstellten. Wichtiger als das Geld jedoch war die Anerkennung, wie Valentin Rühlmann sich erinnert: „Das war

eine neue Welt für uns. Wir wurden für voll genommen, da gab es kein Gefälle, die haben einfach gefragt: ‚Habt ihr Bock – dann macht!‘ Und den Rest dann uns überlassen.“ Den Fonds durften die Jugendlichen selbst verwalten, „wir hatten da völlig freie Hand. Wir fühlten uns ernst- und wahrgenommen.“ Ein Jahr lang bespielte die Jugendmannschaft von STADTMENSCH das Jugendcafé „Jucé“ (sprich: „Dschussie“) in der alten Nähmaschinenfabrik. Unter dem Titel „Jung und naïv“ richteten sie hier 24 Veranstaltungen aus, erzählt Rühlmann. Einer der Höhepunkte war die Veranstaltung rund um „Fridays or



„Wir wollen und können gestalten. Dafür brauchen wir echten Zugang zu Ressourcen.“

VALENTIN RÜHLMANN, FACK

Future“, zu der 400 Jugendliche kamen: „Nach der Demo haben wir in der Stadt Müll aufgesammelt, dann in einer offenen Diskussion Klimaziele für die Stadt erarbeitet – und schließlich eine große Party gefeiert“, erinnert sich Valentin Rühlmann.

Es lief. Bis die Miete des „Jucé“ um das Dreifache angehoben werden sollte. Es entbrannte auch ein regelrechter Richtungstreit unter den Jugendlichen: mehr inhaltliche Arbeit und Engagement – oder mehr Spaß und Unterhaltung? „Das war immer umstritten, wir haben es nur nie ausgefochten.“ So kam das Ende. Da hört man die Erwach-

senen raunen: „Haben wir doch gesagt, kein Durchhaltevermögen, die Jugend!“ Also alles Asche? Nein, der Phoenix putzt schon sein Gefieder. Eine Gruppe Jucé-Veteranen plant den ganz großen Wurf für eine zeitgemäße, emanzipierte Jugendarbeit im Landkreis. „Wir haben den ansprechenden Namen FACK gefunden“, erzählt Valentin Rühlmann. „Das steht für Futurists’ Agency for a New Cultural Kick-off.“ Die Organisation ist ein Hybrid aus Verein und losem Zusammenschluss: „Verein ist für viele junge Leute nicht mehr zeitgemäß. Wir brauchen aber die Struktur, um Fördergelder zu akquirieren.“

2

Nichtganzsoaltenburg

Den Auftakt der Jugendarbeit von FACK bildete eine Reihe Zoom-Konferenzen im Frühjahr 2021. Hier diskutierten junge Altenburgerinnen und Altenburger über die Bedarfe von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. „Wählen ab 16“ ist so ein Thema, „Räume selbst gestalten“ ein weiteres. Das standesgemäße Zuhause von FACK soll bald das alte „Amt für Meldewesen“ werden. Von hier aus möchten Rühlmann und seine Mitstreiter FACK als Player im Landkreis etablieren: „Wir wollen und können gestalten. Dafür brauchen wir Geld – und keine wohlmeinenden Ideen von Erwachsenen. Je mehr wir unser Umfeld selbst gestalten können, umso mehr Bindung entsteht auch.“ Das Fernziel: Nichtganzsoaltenburg. Neuechancenurg. Kurz: Bleibenburg!



100-Tage-Mikroprojekte Feiert den Tag des Pinguins!

„Wir wollen DIR, ja genau du da, die Möglichkeit geben, zu zeigen, was alles in unserem Provinzstädtchen schlummert, welches Potenzial in EUCH steckt.“ So stand es im Aufruf zum „100 Tage“-Projekt. Der für die Aktion zuständige Wolfram Rochner (20), Bundesfreiwilliger in der „Farbküche“, erläuterte das Vorgehen gegenüber dem Lokalsender ABG TV so: „Mitmachen kann jeder, der sich kreativ einbringen möchte und die 100 Euro Tagesbudget sinnstiftend in Altenburg für die Umsetzung seiner Aktion einsetzt.“ Und fügte hinzu: „Ich hoffe, dass sich der Kalender von allein füllt!“

So kam es dann auch. Weitere Medien berichteten, dann flatterten die Anträge herein. Binnen zweier Tage waren bereits 15 Termine belegt. Zwei Wochen später ging es los: Ein Altenburger verteilte kleine Papiertüten mit Streuselkuchen-Bruch in der Stadt, die nächste flutete den Marktplatz einen Tag lang mit Seifenblasen. Es wurde eine Postkartenserie aufgelegt und verteilt, die den Bürgern der Stadt das Alphabet der

Gebärdensprache nahebrachte. Zwei Klassen einer Förderschule bastelten österliche Blumenkränze für das gegenüberliegende Seniorenheim. Und nicht zu vergessen: Eine Aktion feierte den „Tag des Pinguins“. Am Ende gelang es, 95 von 100 Tagen zu bespielen. Bei vielen davon ging es schlicht darum, „den Menschen ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, ihnen Freude zu machen“, wie Wolfram Rochner erzählt. Was ja nicht wenig ist an einem beliebigen Tag im März, im zu diesem Zeitpunkt arg coronageschüttelten Ostthüringen.

Eine unterliegende Absicht gab es aber auch: Durch die hohe Aktionsdichte im Stadtgeschehen wurden die STADTMENSCHEN auch für jene Mitbürger als Akteure sichtbar, denen das Wirken der Initiative bislang bestenfalls egal war. Um es in Wolfram Rochners Worten zu sagen: „Wir wollten, dass sich niemand unserer kreativen Dauerberieselung entziehen kann!“

Streng genommen handelte es sich bei „100 Tage“ um eine Art Resteverwertung: Bei der „Klingel“-Maßnahme

(siehe Seite 51) waren Mittel, auch wegen der coronabedingten Einschränkungen, nicht abgerufen worden. Also beschloss das Netzwerk, die freien Mittel zu nutzen, um das für Anfang Juni geplante STADTMENSCH-Festival zu bewerben.

Die Idee für den Mikroprojekt-Marathon stammte übrigens vom „Stadt gemeinsam gestalten!“-Schwesterprojekt in Hannover. „Als wir erfuhren, dass es dort doch nicht umgesetzt werden sollte, haben wir einfach zugegriffen“, erinnert sich Wolfram Rochner. Auch eine Form von Koproduktion! ◀●

TOOLBOX

- * Eine Sammlung von Mikro-Aktionen sorgt für nachhaltige Sichtbarkeit des Projekts.
- * Die Niedrigschwelligkeit wirkt aktivierend.
- * Gut geeignet für effektive Pressearbeit.

| 1 | Haste mal 100 Euro: Wolfram Rochner (links) ist erst aus Altenburg weggezogen, kam als STADTMENSCH-Bufdi zurück. „Die Stadt hat sich extrem positiv entwickelt. Jetzt will ich erst mal nicht mehr weg.“ Sein „Kulturspäti“ – Gewinner bei #selbermachen – ist neue Anlaufstelle für bunte Vögel in der Stadt geworden.



„Die Arbeit von STADTMENSCH vernetzt und ermöglicht so unglaublich viel buntes Leben in Altenburg. Die solidarische Vielfalt ist für alle, die mitmachen oder einfach nur zuschauen, mega sinnstiftend.“

VALENTIN SCHMEHL, 30, KÜNSTLER



1

| 1 | Wellen schlagen: Die „Mary Jane“ wurde bei „Altenburg am Meer“ wieder seefest gemacht.
| 2 | Bewegung im Stadtraum: die freie Tanzgruppe von Anja Losse, die den Welttanztage organisiert hat.

Aktionen im Stadtraum

Gelungene Momente

Mit ganz unterschiedlichen Kooperationen gelang es STADTMENSCH, breitere Aktivierung und höhere Sichtbarkeit im Stadtbild zu erreichen. Hier eine kleine Auswahl – sogar mit eigenem Hafenanchluss.

Welttanztag (4/2019)

Am 29. April ist „Welttanztag“ – ein willkommener Anlass für die Tanzpädagogin und STADTMENSCH-Aktivistin Anja Losse, aufs Parkett zu bitten. Ursprünglich für den gesamten Stadtraum geplant, wurde die Veranstaltung bei Regen in die „Music Hall“ verlegt. Rund 300 Zuschauerinnen und Zuschauer sahen drei Stunden lang Aufführungen – von Breakdance über Folklore bis zum Kindertanz. „Tanz verbindet unterschiedliche Bevölkerungsgruppen“, sagt Losse. Wichtig für den Erfolg: die Kinder – denn die bringen Eltern und Großeltern mit.



Freie Sendezeit für Künstler (11/2020)

Der MDR räumte zu Corona-Zeiten freie Sendezeit für freischaffende Künstler ein. Und die STADTMENSCHEN schlugen sofort zu: Der fünfminütige Clip beschreibt ein in Rekordzeit organisiertes (pandemiekonformes) eintägiges Kultur- und Musik-Event auf dem Altenburger Marktplatz, bei dem sich lokale Kulturschaffende landesweit präsentieren konnten. „Spontan koproduziert unter Einbindung der Stadtverwaltung, war das ein echtes Träumchen“, freute sich Organisatorin Susann Seifert rückblickend.

Altenburg am Meer (2019 + 2021)

Bei der mehrwöchigen Kunstaktion „Altenburg am Meer“ haben Schüler vom Ozean geträumt – und sich in kreativen Werkstätten mit Themen wie Klimawandel und Migration auseinandergesetzt. Unterstützt von STADTMENSCH, getragen von der Weimarer Other Music Academy (OMA), ist aus dem Festival in der gesamten Stadt (wie 2019) ein coronakonformes soziokulturelles Projekt rund um die Yacht „Mary Jane“ geworden. „In schwierigen Zeiten haben wir Wege der Teilhabe und des sozialen Austauschs gefunden“, sagt Valentin Schmehl (OMA).

Code+Design-Camp (8/2020)

Bislang gastierte „Code+Design“ in Großstädten. Der Initiative STADTMENSCH aber gelang es, das Event, das Jugendlichen digitale Grundkompetenzen sowie eine ausgeprägte Medienkompetenz vermitteln will, 2020 nach Altenburg holen. Die Veranstaltung wurde ein Erfolg, das Echo auf medialer und politischer Ebene war äußerst positiv. 2021 kommt „Code+Design“ zurück ins Residenzstädtchen – organisiert wird es diesmal von einem Teilnehmer des 2020er-Events, einem zu diesem Zeitpunkt 17-jährigen Jugendlichen aus Altenburg.



**„Als ich zum
ersten Mal von
STADTMENSCH
gelesen habe,
wollte ich gleich
mitmachen.
Denn ich stehe zu
dieser Stadt,
die so viele
bedeutende
Komponisten
angezogen hat.“**

**BEATRIX WITSCHURKE-KILÉNYI,
93, MUSIKERIN, AKTEURIN IM
STADTMENSCH-NETZWERK**

Corona-Aktion

Lokal handeln

„Und was tun wir jetzt?“ Diese bange Frage trieb in der Pandemie vor allem die kleinen Einzelhändler in Altenburg um. Die ja ohnehin schon große Verluste, etwa durch den Onlinehandel, hinnehmen mussten. Tatsächlich waren es Vertreter der Stadtverwaltung, die auf die STADTMENSCHEN zukamen und nach Ideen suchten. „Die haben gesagt: „Ihr seid doch so kreativ!“,“ erinnert sich Susann Seifert, die aufgrund erster STADTMENSCH-Erfahrungen gerade das „Gründerlabor“ erfunden hatte. Es war sofort klar, dass man diese Läden unterstützen würde: „Genau die machen schließlich die Eigenart einer Stadt aus, geben ihr ein Gesicht, stiften Identität.“ Quasi aus dem Stand kam die Idee auf, kleine Videoporträts mit den Einzelhändlern zu drehen, um diese auf einer neu aufgesetzten Internetplattform zu platzieren: „Damit bekamen die kleinen Geschäfte und auch Soloselbstständige die Möglichkeit, ihre Angebote direkt in den Altenburger Wohnzimmern zu präsentieren.“ Waren konnten telefonisch oder auch per Mail bestellt und persönlich abgeholt werden. „Ich war total dankbar, habe so Tees und Beautyprodukte angeboten, die meine Kunden dann kontaktfrei bei mir gekauft haben“, erzählt Stephanie Newald vom Kosmetikinstitut „Nouvelle Beauté“. Auch andere Händler nutzten die Chance.

Im zweiten Lockdown wurde dann für und mit den Gewerbetreibenden der „Stadtventskalender“ entwickelt – ein Weihnachts-Countdown, der Angebote von Altenburger Läden bewarb. „Diese Aktionen haben Verbindungen zwischen Menschen geschaffen und der lokalen Wirtschaft so neue Impulse gegeben“, sagt Susann Seifert. ←●



1

| 1 | Schöne Aktion: Stephanie Newald vom Kosmetikinstitut „Nouvelle Beauté“ hat von der STADTMENSCH-Initiative „Corona-Einzelhandel“ profitiert.

Stadtmensch-Studie

„Beim Bäcker trifft man den Bürgermeister“



1

Wie funktioniert zivilgesellschaftliche Kooperation in kleinen Städten? Für ihre Masterarbeit in Wirtschafts- und Sozialgeographie an der Universität Leipzig hat **Michaela Röhl** die Arbeit der STADTMENSCHEN zwei Jahre lang wissenschaftlich begleitet und spricht hier mit Autor **Andreas Beerlage** über die Chancen und Hürden des Projekts.

Wie sind Sie an das Thema gekommen?

Ich habe, ganz trivial, eine Stellenanzeige der STADTMENSCHEN gesehen ...

Waren Sie vorher einmal in Altenburg?

Nein, und die Stadt hat mich überrascht. Sie ist richtig schön. Würde sie anderswo stehen, ginge dort die Post ab!

Beschreiben Sie doch einmal kurz die Fragestellung der Masterarbeit.

Da muss ich ein bisschen ausholen. Einerseits geraten schrumpfende Kommunen mit eher geringem Steuer-



aufkommen finanziell immer stärker unter Druck. Andererseits gruppieren sich immer mehr Bürgerinnen und Bürger in Initiativen, um ihr Lebensumfeld aktiv mitzugestalten. Für die unter Druck stehenden Stadtverwaltungen ist der Einbezug solcher zivilgesellschaftlicher Initiativen dann Chance und Herausforderung zugleich. Dieses Spannungsfeld wollte ich beobachten.

In Klein- und Mittelstädten ist das aber eher die Ausnahme, oder?

Das stimmt, theoretische Konzepte aus

der gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung – wie Koproduktion oder Bürgerbudgets – wurden bisher eher in großstädtischen Milieus erprobt. Mich hat interessiert: Wie kann solche Zusammenarbeit in einer vergleichsweise kleineren Stadt funktionieren? Welche Herausforderungen resultieren daraus für die beteiligten Akteurinnen und Akteure, also für Stadtverwaltung und -politik auf der einen und zivilgesellschaftliche Initiativen auf der anderen Seite? Und welche Rolle spielt dabei eine institutionelle, finanzielle Förderung der zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure?

Wie ist die Studie aufgebaut?

Ich habe über zwei Jahre lang sämtliche Netzwerktreffen besucht und mit zwölf Akteurinnen und Akteuren ausführliche Interviews durchgeführt. Es ist also eine „qualitative Fallstudie“ geworden.

Was war Ihr erster Eindruck?

Aus meiner „Leipzig-Blase“ heraus hatte ich schon mit deutlich mehr Feedback gerechnet. Hier wäre das von Anfang an gleich groß eingeschlagen. Allerdings halt eher in den typischen Milieus. In Altenburg war die Reaktion zunächst eher verhalten. Manch ein etablierter Akteur stand dieser neuen Gruppe von Stadtmacherinnen und Stadtmachern anfangs auch eher skeptisch gegenüber. Das hat sich aber schon innerhalb eines halben Jahres stark gewandelt.

Was hat Sie persönlich beeindruckt an den STADTMENSCHEN?

Es ist schön zu sehen, wie gut das Projekt sich ohne jegliche Hierarchie sehr effektiv entwickelt hat. Und ich glaube, dass gerade diese „Augenhöhe“ den Erfolg der Stadtmenschen ausmacht. Es gibt gewissermaßen ein gemeinsames WIR, und jeder verfügt dennoch über ein starkes ICH. Befreiend wirkt auch, dass auf diejenigen, die etwas ausprobieren, überhaupt kein Erwartungsdruck ausgeübt wird.

Aber an sich selbst haben die Akteure schon Erwartungen, oder? Ja, das stimmt. Es führt auch dazu, dass sich Einzelne dann sehr viel auflasten.

Was ist noch besonders?

Wir sehen hier Aktivistinnen und Aktivistinnen, die in der Stadt bleiben wollen. Die haben Kinder und sehen ihre Zukunft hier. Oder um es so zu formulieren: Die meinen es wirklich ernst! Die wollten von Anfang an, dass ihre Ideen und Maßnahmen auch wirken. Es gibt noch einen Effekt: In einer überschaubaren Stadt wie Altenburg scheinen persönliche Sympathie und Antipathie eine ganz andere Rolle zu spielen als in einer Großstadt. Und dann darf man den Einfluss der „kurzen Wege“ nicht unterschätzen: Vom OpenLab bis zum Rathaus ist es nur eine Minute Fußweg. Da trifft man auch mal den Bürgermeister beim Bäcker.

Das reicht, damit „Koproduktion“ in einer Stadt wie Altenburg gelingt?

Die notwendige Grundvoraussetzung dafür ist, dass die Stadt Verantwortung an die zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure abgibt und deren Interessen berücksichtigt. Gleichzeitig müssen die Akteurinnen und Akteure der Initiative der Stadtverwaltung und -politik beweisen, dass sie mit der gewonnenen Verantwortung umgehen und somit einen wertvollen Effekt auf die Stadtentwicklung nehmen können.

Was hat dazu beigetragen, dass die STADTMENSCHEN dann doch ernstgenommen wurden?

Die Ergebnisse meiner Arbeit weisen darauf hin, dass die finanzielle Förderung durch eine Einrichtung des Bundes – also das BBSR – eine „legitimierende Wirkung“ entfaltet hat und die Stadtverwaltung auch deshalb begann, die Initiative als Player wahrzunehmen. Verstärkend gewirkt hat bestimmt auch die Tatsache, dass überregional bekannte Politiker aus Land- und Bundestag den Kontakt zu der Initiative suchten. ←●

Besuche aus der Politik

Was ist denn hier los?

Als der damalige Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesministerium des Innern (BMI) Marco Wanderwitz (CDU/CSU) im Februar 2019 mit dem jetzigen Parlamentarischen Staatssekretär beim BMI Volkmар Vogel (MdB CDU/CSU) nach Altenburg kam, um sich über das Projekt zu informieren, waren die STADTMENSCHEN aufgeregt, aber nicht völlig überrascht:

Schließlich kamen beide aus der Region, der Landkreis ist Teil von Vogels Wahlkreis Altenburger Land, das BBSR gehört zum BMI. Man wollte den beiden Politikern alles zeigen, alles vorführen, einen guten Eindruck machen. Später trafen weitere Anfragen ein, neue Besuche folgten, quer durch Parteien und Fraktionen, in zeitlicher Reihenfolge: Dietmar Bartsch (Die Linke), Katrin Göring-Eckardt (B90/Die Grünen), Volkmар Vogel (ein zweites Mal), Petra Pau (Die Linke), Anja Siegesmund (Umweltministerin Thüringen, B90/Die Grünen).

Alles in allem: sehr viel Aufmerksamkeit für ein Projekt dieser Art! Anja Fehre von den STADTMENSCHEN weiß bis heute nicht, wie die Kontakte zustandekamen, „wir haben jedenfalls niemanden von uns aus eingeladen, die Anfragen kamen aus heiterem Himmel“. Ihre Vermutung: „Es müssen lokale Politiker gewesen sein, die zeigen wollten, dass im Ort was passiert.“ In Altenburg selbst hatten sich die STADTMENSCHEN durchaus auf Tournee begeben: „Wir haben uns erst im Stadtrat vorgestellt und sind später dann durch alle möglichen Gremien getingelt.“ Maike Steuer, die Pressearbeit für das Projekt betreibt, kann das Interesse der „hohen Politik“ durchaus



FOTO: JENS PAUL TAUBERT

„Wir sind eine bunte Truppe. Das ist für Politiker bestimmt eine schöne Abwechslung.“

MAIKE STEUER,
PRESSEARBEIT

nachvollziehen: „Wir sind eine bunte Truppe, das ist für Politiker, die viele ernste und trockene Themen durcharbeiten müssen, bestimmt eine schöne Abwechslung.“ Ohnehin sei der „ländliche Raum“ ein Thema, auf das sich die Politik fokussiere: „Und hier passiert dann wirklich etwas.“ Ein Highlight: Ministerin Siegesmund hielt bei ihrer „Thüringen-Tour“ im Oktober 2020 eine Bürgerstunde im Festsaal des Schlosses

ab, lobte vor versammelter Lokalpolitik den „Schatz an Zivil-Engagement“ in der Stadt, auf den man stolz sein könne. „Das war ein tolles Gefühl“, erinnert sich Anja Fehre. Wobei man zu diesem Zeitpunkt schon eine Entwicklung durchgemacht hatte: „Erst dachten wir: Was ist hier los? Irgendwann kam das Gefühl hinzu: Anscheinend machen wir relevante Arbeit!“

Das neugewonnene Selbstbewusstsein nahm man in „Phase drei“ mit: „Irgendwann waren wir mutig genug, auch Probleme anzusprechen. Und den Politikern auch selbst Forderungen zu stellen und zu sagen: Das können Sie für uns tun!“

So wurde zum Beispiel Staatssekretär Volkmар Vogel zum (dann digital abgehaltenen) Workshop mit allen Projekten im Frühjahr 2021 eingeladen: „Herr Vogel war für alle Fragen offen, diskutierte mit uns. Inzwischen sehen wir ihn als echten Unterstützer.“ ◀

„Altenburg ist wie eine in die Jahre gekommene Diva mit seelischen Problemen. Die STADTMENSCH-Initiative wirkt wie ein perfekter Medikamenten- und Therapie-Mix für ihre speziellen Beschwerden.“

JÖRG WOLF, JOURNALIST



Gründerlabor

Zur Sonne, zur Freiheit



1

Sieben Jahre arbeitete Andreas Flatau schon angestellt als Elektronik-Entwickler, als ihm ein Licht aufging: Der Ingenieur machte sich selbständig als Unikat-Lampenbauer. „Wir machen Licht zum Wohlfühlen!“ lautet das Produktversprechen, der Altenburger hat dafür eigens ein LED-Modul entwickelt, „das ein gesundes, sonnenähnliches Licht erzeugt“.

Sonne und Wohlfühlklima: Bei- des kann die Stadt gut gebrauchen. Bei seinem Einstieg in die berufliche Freiheit wurde Flatau von „Ahoi Altenburg“ unterstützt, dem Gründerlabor der STADTMENSCH-Initiative. Das war von Anfang an ein wichtiger Bestandteil des Projekts. Denn wenn die lokale Wirtschaft lahmt, wachsen keine Arbeits- und Ausbildungsplätze nach, die (insbesondere junge) Menschen an Stadt und Region binden würden. Andererseits sinkt die Attraktivität eines Standorts auch für jene, die noch in Lohn und Brot sind, wenn immer mehr kleine Gewerbeflächen im Stadtzentrum leerstehen.

„Ahoi Altenburg“ stemmt sich gegen diese Entwicklungen: „Wir fördern und unterstützen am Gemeinwohl orientierte Gründungen, die unserer Stadtgemeinschaft einen sozialen oder ökologischen Mehrwert bieten“, fasst die Verantwortliche Susann Seifert zusammen. „Unser Ziel ist es, hier vor Ort Perspektiven für junge Leute zu bieten. Und für jene, die bereits weggezogen sind, vielleicht auch: Rückkehrperspektiven.“

Der Aufbau eines funktionierenden Start-up-Ökosystems im ländlichen Raum hat Widerstände zu überwinden. Denn fehlender Optimismus, eine „miese Stimmung“ ganz allgemein hemmen den Gründergeist. Der doch für den langfristigen Erhalt von Wirtschaftsstrukturen so nötig ist. „Viele sind nicht so mutig, die haben zu oft ‚träum weiter‘ gehört. Denen haben wir die Ängste genommen – und ihnen die nötige Zeit gegeben, sich zu entwickeln“, sagt Susann Seifert. Auch Sonnen-



licht-Mann Andreas Flatau schätzt den Austausch mit den anderen Gründern und Gründerinnen, „gute Vorschläge bekommen, gemeinsame Erfahrungen teilen und sich gegenseitig stützen“.

Insgesamt 13 Gründerinnen und Gründer haben seit Januar 2020 im Labor an ihren Vorhaben gefeilt, zehn wurden (oder werden noch) umgesetzt: unter anderem eine Online-Wissensplattform für Berufseinsteiger, das „Mobile Spielecafé“ und der Blog „Altenburger LandLeben“, der ausschließlich gute Nachrichten bringt.

Die Gründerinnen und Gründer bekamen Unterstützung beim Schreiben des Businessplans sowie Zugriff auf das externe Beraternetzwerk von „Ahoi Altenburg“. Das OpenLab von STADTMENSCH stellte – solange es die Pandemie zuließ – Coworking-Plätze zur Verfügung. „Es sind vor allem ‚alternative‘ Akteure aus dem Umland, die von den traditionellen Angeboten im Bereich der Gründungsförderung nicht oder nur unzureichend erreicht werden“, sagt Susann Seifert. Alter: zwischen 25 und 45 Jahren. Hauptmotive: der Wunsch nach Selbstverwirklichung, nach „Unternehmer sein“ und der Wille,

einen Beitrag für das Gemeinwohl zu leisten. „Ihre innovativen Gründungen bergen deshalb ein großes Potenzial, Lösungen zur Bewältigung regionaler Problemlagen und Herausforderungen zu finden“, sagt Susann Seifert. So könnten Gründer zu zentralen Akteuren des Wandels werden. Mittlerweile ist das Gründerlabor übrigens auch selbst als Start-up erfolgreich: Die private Schweizer Drosos-Stiftung, zu deren Zielen es gehört, Menschen zu wirtschaftlicher Eigenständigkeit zu befähigen, finanziert die Initiative für weitere fünf Jahre im Rahmen des Förderprogramms „Kulturhanse“. ←●

Ideen für den Wandel

Die Innenstädte ostdeutscher Klein- und Mittelstädte sind oft Sorgenkinder. Das generelle Problem: Leerstand breitet sich aus, weil sich kleinere Läden kaum halten. STADTMENSCH Altenburg steuerte mit einem eigenen „Gründerlabor“ dagegen. Dessen Erhalt ist nun sogar weit über die ursprüngliche Projektlaufzeit Ende 2021 hinaus gesichert.

„Wir spüren ganz klar eine Aufbruchstimmung!“

Diese gute Stimmung will STADTMENSCH nutzen, um möglichst viele Projekte zu verstetigen. Das hat schon ganz gut geklappt, erzählen **Anja Fehre** und **Susann Seifert**.



Was seht ihr, wenn ihr heute durch die Innenstadt von Altenburg lauft?

Susann Seifert: Wenn ich ein paar Schritte zur Tür hinausgehe, entdecke ich schon Spuren unseres Projekts: Banner, Poster, umgestaltete Schau- fenster, Kreidereste auf der Straße vom Projekt „Altenburg am Meer“. Die Einflüsse sind sichtbar. Wir haben Entwicklungsprozesse angestoßen, Mobilisierungseffekte ausgelöst, Aufmerksamkeit in der Stadt und darüber hinaus erzeugt.

Anja Fehre: Was wir ganz klar spüren, ist eine Aufbruchstimmung: Vielerorts wurden schlummernde Energien freigesetzt.

Haben sich eure ursprünglichen Erwartungen an das Projekt erfüllt?

Fehre: Sie sind weit übertroffen worden!

Seifert: STADTMENSCH ist in Altenburg und darüber hinaus ein Begriff geworden. Wir haben begonnen, unser unmittelbares Lebensumfeld zu gestalten. Und damit andere angesteckt.

Fehre: Das beste Beispiel dafür sind die #selbermachen-Projekte – von Bürgern erdacht, von Bürgern in einem Auswahlverfahren bestimmt, von Bürgern umgesetzt.

Seifert: Und neue Quartiersanker sind hinzugekommen, unser Netzwerk ist gewachsen, neue Kooperationsstrukturen wurden aufgebaut, vielversprechende Unternehmensgründungen bieten einen Mehrwert für unsere Stadt. Auf das alles sind wir stolz!

Fehre: Ich hätte auch nicht gedacht, dass wir es innerhalb von ein bis zwei Jahren schaffen, so viel Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit zu generieren. Wir werden jetzt ernst genommen. Wir haben Vertrauen gewonnen und finden Gehör. Mittlerweile haben wir einen kurzen Draht ins Rathaus.

Was ist eingetreten, mit dem ihr überhaupt nicht gerechnet habt?

Seifert: Die vielen Besuche namhafter Politiker, unzählige Veranstaltungen-

einladungen, überregionale Aufmerksamkeit. Wir waren Teil der Ausstellung „Living the City“ in Berlin! Das alles hat uns beflügelt.

Und dann kam Corona und hat einen großen Teil der wichtigen „Beziehungsarbeit“ verhindert.

Fehre: Veranstaltungsformate wie unser Festival, den Akademietag oder Konzerte im OpenLab konnten wir nicht durchführen. Alles andere war mit strengsten Auflagen versehen. Da ging Leichtigkeit verloren. Manches blieb auf der Strecke. Gerade das „Klingeln“ (S. 51) hätte eine echte Lücke füllen sollen: Weil es mit hoher Wahrscheinlichkeit jemanden trifft, der bisher eher wenig übers Selbermachen der Stadt nachgedacht hat. Wir haben stattdessen unsere „Stadtbude“ aufgestellt, die als Dialograum an verschiedenen Stellen in der Stadt geöffnet wurde.

Was hat nicht so gut geklappt?

Seifert: Kein Happy End gab es bei der Erschließung des verwaisten Reichenbach'schen Palais. Brandschutz, Denkmalschutz und andere Auflagen kamen uns in die Quere. Das war hart, das Denkmal, prominent im Altenburger Stadtbild, steht heute noch leer.

Fehre: Insgesamt hätte ich mir eine intensivere Zusammenarbeit mit den festen Kooperationspartnern gewünscht. Wir haben temporär wirklich gut miteinander gearbeitet, aber nicht kontinuierlich.

Was meint ihr, ist in Kleinstädten anders, wenn es um „Stadtentwicklung von unten“ geht?

Seifert: Die kurzen Wege. Man kennt sich. Das macht Netzwerkarbeit und Sichtbarkeit wesentlich einfacher. Prozesse werden dynamischer, weil sich Kommunikation im Stadtraum oft ganz von selbst ergibt. Und: Wir haben viel Leerraum im Stadtbild, der mit Ideen und Leben gefüllt werden kann.

Fehre: Dafür muss man eine Stadtgesellschaft mobilisieren, die in vielen

kleinen „Jeder-für-sich-Welten“ lebt. Stadtmachen wird noch zu oft als Aufgabe der Verwaltung und des Bürgermeisters gesehen.

Habt ihr euer Ziel erreicht, das Projekt zu „verstetigen“?

Fehre: Wir sind ja noch längst nicht fertig. Es wäre doch irre, jetzt einfach alles liegenzulassen. Wir wollen die Aufbruchstimmung nutzen. Mit der Förderung des Gründerlabors über die Schweizer Drosos-Stiftung können wir das OpenLab für vier weitere Jahre unterhalten. Ein gutes Fundament!

Seifert: Wir sind auch im Gespräch mit der Stadt, um nach dem Vorbild der #selbermachen-Initiativen einen Bürgerfonds ins Leben zu rufen. Ich bin zuversichtlich, dass wir eine gute Lösung finden werden!



LEARNINGS

Was hat sich bewährt?

Das Stadtspielerspiel ist ein guter Start, um Bedarfe zu klären. Die Aktion #selbermachen hat die Stadtgesellschaft aktiviert. Das „Klingeln“ ist ein tolles Instrument, um Menschen anzusprechen, die man sonst kaum erreicht.

Wo muss optimiert werden?

Im Grunde ist alles nach Plan gelaufen. Pandemien allerdings sind schlecht für die wichtige Beziehungsarbeit bei vielen Projekten.

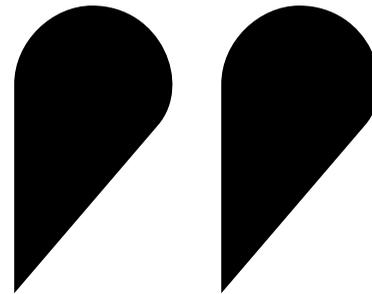
Beratungsangebote:

Drei Akteurinnen und Akteure haben eine Fortbildung im Wirkungsmanagement absolviert: Sie können jetzt helfen, Projekte zu optimieren und zu kommunizieren. Das schafft Vertrauen und erhöht die Chancen beim Fundraising.

MUT
MACHEN.

Die starken Bilder, die aus dieser Stadt dringen, sind unbezahlbar!

Andreas Beerlage sprach mit **Kerstin Faber**, Expertin für „Raumpioniere in ländlichen Regionen“.



Wie sehen Sie eine Stadt wie Altenburg: Ist das ländlicher Raum oder Metropolregion, Kleinstadt oder „Mittelzentrum mit den Funktionen eines Oberzentrums“?

Wir haben für die IBA Thüringen den neuen Begriff STADTLAND geprägt. Der beschreibt in Kurzform eine wichtige Beobachtung: Die Lebensstile hier wie dort haben sich weitgehend angepasst. Man fühlt und lebt ähnlich in der Stadt und auf dem Land. Aber die Angebote vor Ort sind unterschiedlich. Nun ziehen Menschen nicht mehr, wie es früher einmal war, nur ihrer Arbeit hinterher. Sie folgen ihren Lebensbedürfnissen. Man lässt sich dort nieder, wo man die Erfüllung dieser Bedürfnisse vermutet. Während der vergangenen Jahrzehnte waren größere Städte die Orte der Erfüllung.

Und Kleinstädte wie Altenburg wurden abgehängt ...

Die Schrumpfung konnte man schon seit der „Wende“ insbesondere in ostdeutschen Mittel- und Kleinstädten beobachten. Tausende Betriebe haben dichtgemacht, Arbeit ging verloren. Verlusterfahrungen wurden gemacht, Perspektivlosigkeit breitete sich aus. Heute sind die Wanderung und Mobilität eine andere. Und auch die (digitale) Arbeit selbst verändert sich. Die Attraktivität von Räumen und ihren Angeboten wird immer mehr ein Bleibe- und Zuzugfaktor. Und genau hier gilt es das STADTLAND von morgen zu entwickeln.

Aber man kann schon sagen, dass die Wende zu Verlusterfahrungen geführt hat, die heute noch das – eher pessimistische – Lebensgefühl in solchen Städten prägen?

Natürlich hat die Wende die Menschen nachhaltig geprägt. Aber die Erkenntnis, dass die „Ostdeprivation“ ihre – jahrzehntealten – guten Gründe und Erklärungen hat, hilft ja nicht weiter. Wir müssen den nächsten Schritt gehen, vom Erkennen ins Handeln kommen. Man darf auch nicht vergessen, dass die jungen Leute, die schrumpfenden Städten fehlen, diese Zeit gar nicht selbst miterlebt haben. Und die Erfahrungen von Veränderung und Verlust sind ja noch viel älter. Oft wird übersehen, dass die größten Veränderungen auf dem Land stattgefunden haben, wo sich die Landwirtschaft zudem auch industriell massiv gewandelt hat. ●→



FOTO: ELISA WROBEL

ZUR PERSON

KERSTIN FABER, M.Arch., ist seit 2014 Projektleiterin der Internationalen Bauausstellung (IBA) Thüringen STADTLAND. Als Prozessgestalterin für Regionalentwicklung ist sie spezialisiert auf die Entwicklung und Moderation von Umbauprozessen. Von 2003 bis 2010 war sie Projektentwicklerin der IBA Stadtumbau 2010 zum Thema Schrumpfende Städte und co-kuratierte die Abschlussausstellung im Bauhaus Dessau. Sie ist Herausgeberin der Publikation „Raumpioniere in ländlichen Regionen“ gemeinsam mit Philipp Oswalt und Gastredakteurin des Arch+ Magazins „Stadtland. Der neue Rurbanismus“.

Heute arbeiten nur noch zwei Prozent der Bevölkerung im Landwirtschaftssektor von vormals 80 Prozent noch vor 200 Jahren. Und das verändert auch den Raum.

Und wie kommt man ins Handeln?

Man fängt einfach an. Als Projektleiterin der IBA Thüringen arbeite ich zum Beispiel mit dem gemeindeübergreifenden Verein Landengel e.V. zusammen. Er baut ein Pflege- und Versorgungsnetzwerk für die Region Seltenrain auf, bestehend aus „Gesundheitskiosken“ an Bushaltestellen in den dezentralen Gemeinden. Dort hält die Dorfkümmern ihre Sprechstunden ab, erarbeitet Lösungen für Probleme in den Bereichen Mobilität, Wohnen, Pflege und Soziales. Die zivilen Hauptakteure haben den Projektstab im Jahr 2017 einfach selber in die Hand genommen und alle eingeladen mitzumachen. Das Vorhaben hat mittlerweile 21 Partner, der Verein circa 300 Mitglieder, Gemeinden und Freistaat unterstützen. Ein anderes Beispiel ist in Saalfeld zu finden. Im Jahr 2015 führte die IBA Thüringen einen landesweiten Aufruf zu „Arrival Stadtland“ durch – übrigens auch ein von der Nationalen Stadtentwicklungspolitik gefördertes Vorhaben. Daraufhin haben sich die Stadt und das Bildungszentrum Saalfeld mit der Idee beworben, ein Werkhaus als Treffpunkt und Lernort gemeinsam von, mit und für Menschen aus der Stadt und angrenzender Flüchtlingsunterkunft zu bauen. Hier hat die Stadt angefangen und die Zivilgesellschaft eingeladen zum Mitmachen, Mitdenken und nun auch Mitbauen.

Was kann eine Stadt wie Altenburg tun?

Sie kann an eine beeindruckende Geschichte anknüpfen, an die reiche Baukultur – und vor allem an ein bereits existierendes Engagement von Bürgern. Die STADTMENSCHEN haben das erkannt, bündeln die Kräfte in ihrem Netzwerk. Da sind charismatische, freudige, hartnäckige Menschen aktiv geworden, die gerne noch mehr Menschen einbeziehen wollen, weil Stadtentwicklung für sie eine Gemeinschaftsaufgabe ist. Die Aktionen sind mutig, frech, niederschwellig, unvoreingenommen. Sie sprudeln vor Ideen. Und sie schaffen damit Zukunft, lebendige Orte der Begegnung, Gemeinschaft und Inklusion. Dies ist umso wichtiger, je polarisierender die sozialen und politischen Entwicklungen sind.

„Die Aktionen sind mutig, frech, niederschwellig, unvoreingenommen. Die Stadtmenschen sprudeln vor Ideen.“

In einem Gespräch mit den STADTMENSCHEN hieß es in einer Selbstbeschreibung, sicher ein wenig ironisch gemeint: „Wir können sehr gut grillen!“ Es gibt ein Video auf YouTube von einer Sommerparty im Quartiersanker Brüderkirchplatz. Man schaut es sich an und möchte sofort dahin ...

Die vielen bunten Bilder von Veranstaltungen, Orten und Aktionen, die aus dieser Stadt strömen – und längst nicht nur vom Grillen –, die sind unbezahlbar. Es geht um neue Narrative, um Geschichten, die von einem neu wachsenden Lebensgefühl erzählen. Warum wollten alle nach Berlin, auch wenn es dort nicht mehr Arbeit gab – na klar, es war „arm, aber sexy“! Wenn sich Städte auch abseits prosperierender Zentren entwickeln wollen, müssen sie attraktive Bilder gestalten und erzählen. Daraus können Angebote werden, die Menschen im Blick haben, wenn sie sich ein neues Umfeld suchen, einen Ort zum Leben und zum Wachsen.

Wenn jetzt alle buhlen um Zuzug – dann wird es aber auch Verlierer geben, oder?

Das ist falsch gedacht. In dem Moment, in dem sich Menschen zusammentun, um etwas kollektiv anzupacken, ist bereits eine Verbesserung der Lebensqualität entstanden – nämlich neue Perspektiven. Und genau darum geht es.

Wie wichtig sind bei Projekten im ländlichen Raum die Bezüge auf lokale Eigenarten?

Es geht um die Entwicklung spezifischer Perspektiven – und die haben mit der Eigenart des Ortes zu tun. Das Rad muss dabei nicht immer neu erfunden werden. Es lohnt sich durchaus, über den Tellerrand zu schauen, sich beraten zu lassen, andere Initiativen zu besuchen, von anderen zu lernen. Der Prozess ist ein „learning by doing“ für alle.

In Altenburg hat sich das Projekt den Respekt von Politik und Verwaltung erst erarbeiten müssen. Wie sehen Sie deren Rolle allgemein?

Was die Akteure der jeweiligen Projekte alle vereint: Sie wollten selbstwirksam werden und die Lebensqualität für sich und andere verbessern. Es ist daher dringend geboten,

dass Politik und Verwaltung unterstützen, denn dieses Engagement ist gemeinwohlorientiert und nicht selbstverständlich. Im Rahmen des IBA Projektauftrages „Arrival Stadtland“ bewarb sich beispielsweise der Verein Plattform e.V. mit der Idee, ein leer stehendes städtisches Gebäude als Zentrum von allen für alle inklusiv zu entwickeln. Die Stadtverwaltung wurde Kooperationspartnerin, warb Fördermittel für die Sanierung ein und unterstützt den Verein in der weiteren Entwicklung und Ausgestaltung. Städte können also den Initiativen Orte zur Verfügung stellen oder feste Ansprechpartner – auf gleicher Augenhöhe. Oder die Arbeit von lokalen Akteuren mit einer guten Presse- und Öffentlichkeitsarbeit würdigen und so deren Strahlkraft erhöhen. Es hilft zudem, wenn Initiativen, die mit neuen Ideen kommen, nicht durch die Bürokratie wieder gestoppt und von Auflagen erdrückt werden. Da haben Städte und Gemeinden durchaus Gestaltungsspielraum, auch in der Akquise von Mitteln oder in der Entwicklung von Instrumenten wie beispielsweise selbstverwalteten Bürgerfonds.

Wie müssen sich Initiativen aufstellen, damit ihre Vorhaben gelingen?

Die Frage „Wie schön wollen wir es uns eigentlich machen?“ klingt so einfach. Aber die Suche nach Antworten und die dann folgenden Umsetzungen kosten sehr viel Arbeit und auch sehr viel Zeit. Dafür braucht es Menschen, die sich gerne einbringen wollen. Die gibt es bei jedem Projekt: richtige Zugpferde, die sich die Arbeit auflasten. Wenn aber die Verantwortung auf nur wenige Schultern verteilt ist, weil nicht alle Mitstreiter die Kraft haben, kann es mit der Zeit überlastend werden. Das heißt, es ist wichtig, von Anfang an die Arbeit zu teilen, sich nachhaltig aufzustellen, Kooperationen einzugehen, ein tragendes Netzwerk aufzubauen.

Wenn Sie sagen „nachhaltig aufstellen“, ist dann besonders die Verstetigung ein wichtiges Ziel?

Wenn Projekte temporär sind, heißt das nicht, dass sie weniger wichtig wären. Jedes Projekt hat Bedeutung – weil Veränderungen Blicke öffnen.

KRÄFTE RESSOURCEN TEIL

- S. 76 **Auf einen Blick**
- S. 78 **Streifzug:** Auf den Spuren der GfaZ. Reportage von Oliver Driesen (Text) und Aristidis Schnelzer (Fotos)
- S. 94 **Plattform:** GfaZ
- S. 96 **Projekt:** Resource Hub
- S. 101 **Instrument:** Allmende
- S. 102 **Projekt:** Bibliothek der Dinge
- S. 104 **Projekt:** Raumwagen
- S. 107 **Projekt:** Sofia
- S. 108 **Projekt:** Werft
- S. 109 **Projekt:** Kulturwegweiser
- S. 110 **Projekt:** Flarity
- S. 113 **Projekt:** Nachbarschaftsladen Kö20
- S. 114 **Ausgewählte Projekte**
- S. 116 **Instrument:** Quadratic Voting
- S. 118 **Conclusio:** Warum es eine gute Idee war, mit weniger als 700.000 Euro Fördergeld halb Hannover verändern zu wollen.
- S. 120 **Expertin:** Mary Dellenbaugh-Losse über städtische Ressourcen, die gemeinschaftlich und nicht kommerziell von Nutzern getragen und verwaltet werden.

BÜNDELN,

URGEN

EN.



GEFAZ

* GESELLSCHAFT FÜR AUSSERORDENTLICHE ZUSAMMENARBEIT



HANNOVER

www.gfaz-hannover.org

Ressourcen miteinander teilen, damit gemeinwohlorientierte Initiativen voneinander profitieren können – und so insgesamt stärker werden: Das ist die Leitidee von „Stadt gemeinsam gestalten!“ im Pilotquartier Hannover. Das Ziel der hier gegründeten „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ ist eine neue „Gemeingüter-Wirtschaft“.

Trotz vielfach ähnlicher Interessen arbeiten die gemeinwohlorientierten Initiativen Hannovers häufig nebeneinanderher. Die Folge: Ressourcen, die gemeinsam genutzt werden könnten, fehlen an einem Ort und sind anderswo überflüssig. Um dies zu vermeiden – und Kräfte zu bündeln –, haben rund 50 gemeinwohlorientierte Organisationen und Initiativen die „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ (GfaZ) gegründet. Ihr Ziel: Der Aufbau eines „Sharing“-Systems für ihr Projektquartier, das mehrere Stadtteile in Hannovers Norden umfasst. Mitglieder und externe Projektträger erhalten direkten Zugang zu den Ressourcen des Netzwerks. Auf diese Weise werden materielle Güter wie Räume, Materialien und Werkzeuge, aber auch immaterielle wie Know-how und Dienstleistungen als Gemeingüter zur Verfügung gestellt. Das ehrenamtliche Engagement für das Gemeinwohl wird so verstetigt, ausgebaut und effektiviert.



Zur Orientierung

- | | |
|---|--|
| <p>1. Resource Hub, Flarity, Soziale Film-Ausleihe Sofia, wasmithertz e.V. Windthorststraße 3-4</p> <p>2. Bibliothek der Dinge (auf dem PLATZProjekt) Fössestr. 103</p> <p>3. Werft Standort am Hafen, geplant</p> <p>4. Nachbarschaftsladen Kö20 Königsworther Str. 20</p> | <p>5. Tischtennisplatte Pfarrlandplatz</p> <p>6. Nachbarschaftsgarten Baulücke Braunstraße 28</p> <p>7. Ihme-Zentrum</p> <p>8. Haven Kopernikusstraße 14</p> |
|---|--|

Die GfaZ auf einen Blick

Vision: „Wir fördern die Stadtgesellschaft mit Räumen, Werkzeugen und Wissen, die als Gemeingüter bereitgestellt werden.“

Anspruch: „Uns vereint der Gedanke, die (Stadt-)Gesellschaft durch kooperatives und innovatives Handeln positiv zu beeinflussen.“

Instrumente: Resource Hub, Flarity, Quadratic Voting

In der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover mit ihren rund 540.000 Einwohnern weisen die einander benachbarten Stadtteile Linden, Limmer und die Nordstadt mit der angrenzenden Calenberger Neustadt eine hohe Dichte gemeinwohlorientierter Initiativen und Projekte auf. Die Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit hat es sich zum Ziel gesetzt, in diesem Projektgebiet mit rund 70.500 Einwohnern gemeinsame Strukturen aufzubauen und die Vernetzung der Akteurinnen und Akteure untereinander voranzutreiben.

WAS SIND „KERNPROJEKTE“?

Um eine Gemeingut-Ökonomie innerhalb der Projektlandschaft auf den Weg zu bringen, hat die GfaZ eine digitale Infrastruktur entwickelt und mit Finanzmitteln ausgestattet. Dazu gehören Software-Lösungen für eine Sharing-Plattform und eine experimentelle „Token-Währung“ im Internet. Dazu gehören aber auch konkrete Orte wie die Bibliothek der Dinge, die soziale Film-Ausleihe Sofia, der Raumwagen (ein fahrbarer und für variable Nutzungszwecke geeigneter Anhänger), der Nachbarschaftsladen KÖ20 sowie die Werft, ein geplanter Standort für kreislauforientiertes Gewerbe. Die Elemente dieser Infrastruktur sind die „Kernprojekte“ der GfaZ. Über die finanzielle Förderung dritter Projekte im Quartier entscheiden die Mitglieder der GfaZ nach dem Modell des Quadratic Voting.

UND DIE ZUKUNFTSPERSPEKTIVE?

Die GfaZ hofft, ihre Arbeit über das Ende des Förderzeitraums 2021 hinaus zu verstetigen, indem einzelne Kernprojekte wirtschaftlich unabhängig werden oder gar Gewinn erwirtschaften. Durch diese würden dann andere Projekte querfinanziert. Auf mittlere Sicht möchte die GfaZ gerne immer mehr Hannoveraner Initiativen und Projekte in ihr entstehendes Sharing-Netzwerk einbeziehen. ←●

70.500

EINWOHNER
IM QUARTIER

8

KERNPROJEKTE UND
14 BÜRGERPROJEKTE
WERDEN GEFÖRDERT

680.000

EURO
FÖRDERSUMME

Spannungsfelder



TEXT: OLIVER DRIESEN | FOTOS: ARISTIDIS SCHNELZER

Das Klingelbrett an der Haustür ist riesig. Die Namen darauf deuten auf Nationalitäten aus aller Welt hin, die hier unter einem Dach leben. Unter einem?

Ach was, Dutzende von Betonklötzen, bis zu 22 Stockwerke hoch, ragen in Hannovers zentralem Stadtteil Linden-Mitte als geschlossene Front in den Himmel. Auf Europas größtem zusammenhängendem Fundament bilden sie einen gigantischen städtebaulichen Riegel: das Ihme-Zentrum.

Benannt nach dem Flusslauf an seiner Ostseite, ist das Wohn-, Büro- und ehemalige Geschäftszentrum eine schon legendäre Ortsmarke: errichtet Anfang der 1970er Jahre im brutalistischen Stil, der aus heutiger Sicht – diplomatisch formuliert – einiges Umnutzungs- und Optimierungspotenzial bietet. Als ein Hannoveraner Stadtbaurat dort kurz nach Fertigstellung selbst einzog, nannte er der überraschten Lokalpresse als Motiv: „Der beste Ort zum Wohnen, wenn man das Ihme-Zentrum nicht sehen will, ist das Ihme-Zentrum.“

Die XXL-Immobilie, die inzwischen durch die Hände vieler erfolgloser Investoren ging, verströmt den Eindruck unaufhaltsamer Verwahrlosung. Ganze Etagen wirken wie ausgebombt, Tauben hinterlassen ihre Spuren in dunklen Betonhöhlen. Doch in genau diesen Zwi- ➔

Kultur trotz Verfall: Das Büchertausch-Regal vorm Ihme-Zentrum werde von der Hausgemeinschaft „viel genutzt“, sagt die angehende Logopädin Svenja.







Kontraste am Wasser: Das Ihme-Zentrum grenzt an den gleichnamigen Fluss, sonntags paddeln Familien im Kanu vorbei. Eine Aufwertung des Zentrums wird seit langem diskutiert (linke Seite). Im Hintergrund eine Taube: Für die Mieterinnen und Mieter des Ihme-Zentrums – wie Svenja – gehören die allgegenwärtigen Vögel zum Gebäude. Und leider auch ihre Hinterlassenschaften.

schenträumen können auch neue Initiativen gedeihen, die aus dem Ihme-Zentrum schon seit einiger Zeit einen immer spannenderen Ort machen. Unter Betonarkaden an einer „Wall of Fame“ leuchten die eindrucksvollen Graffiti lokaler Sprayer. Eine Ebene darüber – in einem rauen, aber gerade deshalb so passenden Raum – stellen junge Künstler ihre Arbeiten aus. Und ganz oben auf der Beton-Plattform denken Bürgerinnen und Bürger in der Zukunftswerkstatt über das Ihme-Zentrum, das Quartier und die Gesamtstadt nach.

Auch Svenja kennt die andere Seite des Ihme-Zentrums, das neuerdings ihr Zuhause ist. Die junge Frau teilt sich seit kurzem im siebten Stock eine WG mit drei Mitbewohnerinnen. „Die Aussicht ist sehr schön und die Hausgemeinschaft besser als ihr Ruf“, erzählt sie. „Schon beim Einzug kam eine Nachbarin auf mich zu: Wenn ich etwas bräuchte, könne ich jederzeit bei ihr klingeln.“ Svenja, die eine Ausbildung zur Logopädin absolviert, hätte vor allem einen Wunsch an zukünftige Sanierungskonzepte der Stadtplaner: „Die Tauben müssen weg, die schießern hier wirklich alles voll.“

So ist das in Hannover: Tristesse und Lebensqualität koexistieren teils Tür an Tür. Natürlich besteht die Landeshauptstadt nicht nur aus Hochhausbeton und Problemzonen, sondern hat sanierte Altbauviertel, verwunschene Gärten – und jede Menge junges, häufig studierendes Volk, das sich seine eigenen kreativen Nischen schafft. Aus dieser Reibung, den oft harten Kontrasten, erwächst viel künstlerisch und stadtplanerisch nutzbare Spannung. Eine Spannung, unter der in einem anderen Teil des verwinkelten Ihme-Zentrums auch das Software-Entwicklerteam von „blanc“ steht.

Die Coder, wie diese Berufsgruppe in der Generation der „digital natives“ heißt, haben gerade Kundenbesuch: Maria Heidemann, Patrick Buß und Tomasz Lachmann von der „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ (GfaZ). Es geht um die Programmierung neuartiger Internet-Anwendungen, mit denen die GfaZ Impulse für die quirlige, ehrenamtliche Projektszene Hannovers setzen will.

Die Vision: eine „sharing economy“, in der Ressourcen wie Werkzeuge, Räume oder auch gemeinnützige Arbeitszeit zu online buchbaren Gemeinschaftsgütern werden. ●➔

„Die Aussicht ist schön und die Hausgemeinschaft besser als ihr Ruf. Schon beim Einzug kam eine Nachbarin hilfsbereit auf mich zu.“

SVENJA, WG-BEWOHNERIN

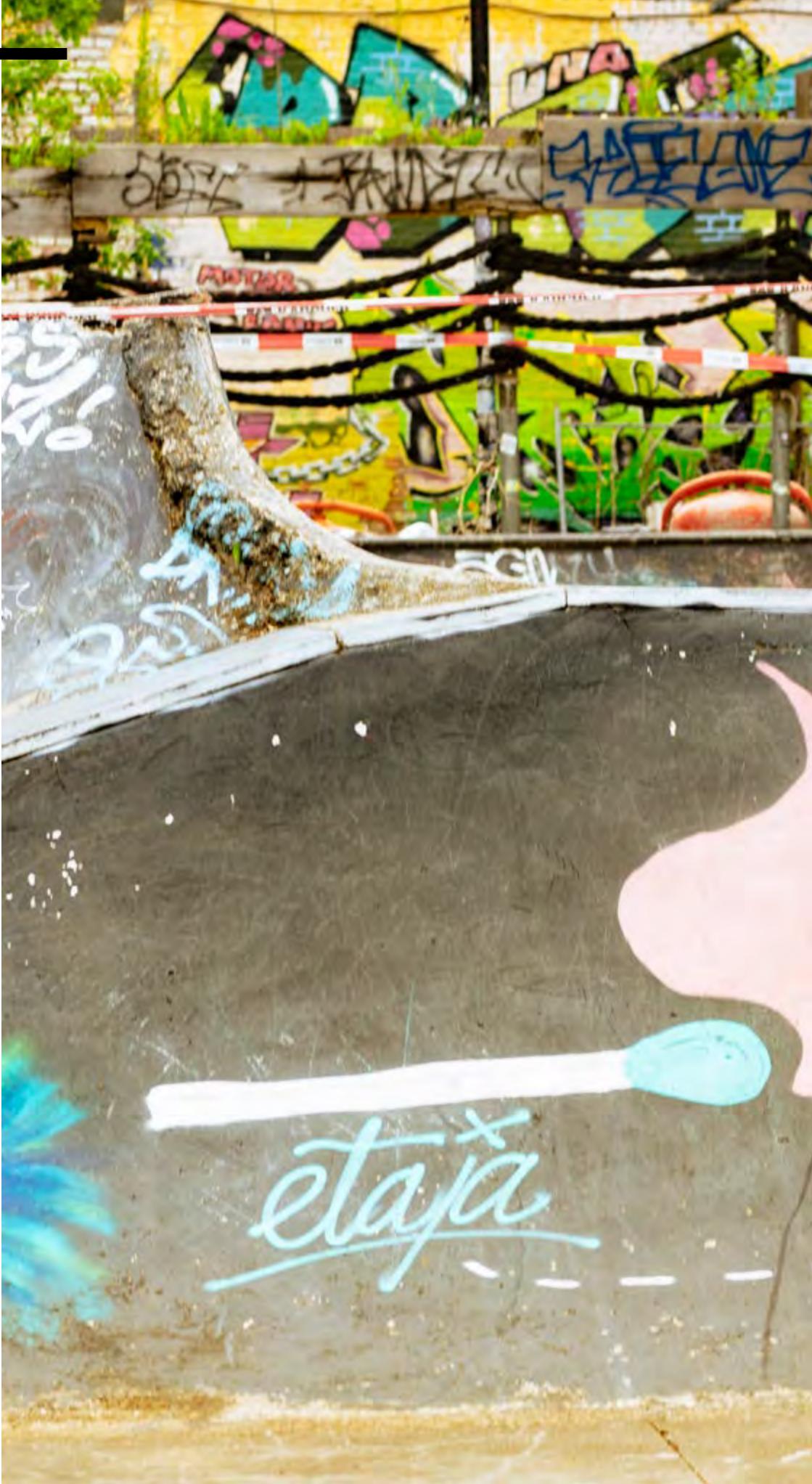
Mit wenigen Klicks auf dem Smartphone und mit Hilfe einer eigens geschaffenen Infrastruktur aus sozialen Orten und Einrichtungen sollen von dieser solidarischen Wirtschaft alle profitieren, die sich für die soziale und gesellschaftliche Entwicklung der Stadt einsetzen.

Der Besuch bei „blanq“ ergibt das beruhigende Zwischenfazit, dass nach manchen früheren Versuchen und Irrtümern jetzt Entwicklungen mit Aussicht auf baldiges Funktionieren ins Rollen gekommen sind. Eine gute Nachricht für die unzähligen ehrenamtlichen Initiativen, Vereine und Projekte in Hannover, die heute oft noch gar nicht wissen, wie sie Ressourcen teilen, ihre Kräfte bündeln und sich untereinander effizienter vernetzen könnten. Am höchsten ist die Dichte und Vielfalt der sozialen Szene in den besonders bunten und zentrumsnahen Stadtteilen Linden, der Nordstadt und der Calenberger Neustadt. Dort wie überall drängt das Leben jetzt im Sommer, nach dem bleiernem Corona-Lockdown, endlich wieder mit Macht ins Freie. ●→





Kreative Zelle: GfaZ-Mitglieder Tomasz Lachmann (ganz links), Patrick Buß (Mitte vorn) und Maria Heidemann (ganz rechts) diskutieren mit Codern von „blanq“ neue Software-Lösungen.



Leben am Limit: Janosch (6) ist mit seinem Vater spontan aus Sachsen angereist, um auf dem „2er“ zu skaten - einem Stück Stadtentwicklung, das die Skaterszene selbst realisiert hat.



„Das Material ist eine Mischung aus Korkgranulat und Flachsfasern – superleicht, hochfest und dabei noch federnd.“

BUFO, SKATEBOARDBAUER



Skateboards aus der Stahlblechbox: Rouven Brauers, genannt bufo, inspiriert die kreative Atmosphäre im „urbanen Experimentierfeld“ des Platzprojekts.



„Ich will hier ausprobieren, wie eine ökologische Kreislaufwirtschaft mit recycelten Baustoffen auch wirtschaftlich funktionieren kann.“

LUKAS MERKEL, GRÜNDER
DER „FABRIKTOTAL“

Zum Beispiel auf dem „2er“, wie Deutschlands größter Do-it-yourself-Skaterpark unter Eingeweihten heißt. Ursprünglich auf einer besetzten Industriebrache in Linden begonnen und von den Skateboardern immer weiter ausgebaut, wurde er vor einigen Jahren von der Stadt legalisiert. Als sich an diesem Frühsommertag die ersten Nutzer einfanden, rollt plötzlich ein schon etwas mitgenommener Kastenwagen mit Leipziger Nummernschild auf den Parkplatz. Heraus klettert Florian Zgonina, Krankenpfleger und Vater von Janosch (6), der mit an Bord ist. „Wir sind gerade 300 Kilometer gefahren, weil die Leipziger alle vom 2er schwärmen“, wendet sich Zgonina an den erstbesten Platzprojektler. „Darf Janosch hier mal skaten?“

Nach etwas Hin und Her – wegen Corona war der Skaterpark in diesen Tagen eigentlich nur Vereinsmitgliedern vorbehalten – ist klar: Janosch darf. Dies ist schließlich ein sozialer Ort. Und so dreht der Kleine unter den wachsamen Blicken von Vater Florian seine Runden, furchtlos und mit einiger Eleganz. Ebenso wie Annie und Karla. Falls es jemand

noch nicht wusste, führen die beiden jungen Frauen gleich mal vor, dass besonders geschicktes „2ern“ oder, anders ausgedrückt, Skaten keine Männerdomäne ist.

Rouven Brauers als Profi würden die Kunststücke sicher gefallen, wenn ihm von seiner Werkstatt im ersten Stock aus nicht hohe Bäume den Blick auf den 2er verstellen würden. Die Werkstatt ist ein Container, auf einen anderen gestapelt. Das ist die übliche Bauweise hier gleich neben dem Skaterpark, wo das Blechboxendorf des „Platzprojekts“ angrenzt. In der Szene und als Eigenmarke auch als „bufo“ bekannt, stellt Brauers einzigartige Boards in Handarbeit her. „Das Material ist eine Mischung aus Korkgranulat und Flachsfasern, verklebt und gepresst“, erklärt bufo, während er ein neues Brett abschmirligt: „superleicht, hochfest und dabei noch federnd“. Er hat sich seine Erfindung als „Hard Cork“ patentieren lassen und lässt die Bretter inzwischen auch industriell fertigen.

So innovativ geht es vielerorts zu beim Platzprojekt. Das Containerdorf ist vor Jahren aus dem „2er“ hervorge- ➔



„Bevor ich auf Investoren zugehe, hilft es mir sehr, hier auf dem Platz anzufangen – um zu verstehen, welche Projektschritte notwendig sind.“

LUKAS MERKEL,
GRÜNDER DER „FABRIKTOTAL“



Zwei sind die Grenze: Das Platzprojekt folgt dem Prinzip, dass nur zwei Container aufeinander gestapelt und nicht beide Etagen vom selben Projekt genutzt werden dürfen.

Bankdrücken beim Platzprojekt: Maria Heidemann von der GfaZ strahlt den neu gewonnenen Optimismus der Engagierten aus, die sich für Hannovers Stadtentwicklung einsetzen.

„Am Ende steht eine richtig fette Plattform für Gegenstände und Räume, mit der Initiativen sich vernetzen und als Anbieter etwas verdienen können.“

MARIA HEIDEMANN, PROJEKTLEITERIN BEI DER GFAZ



**„Wir fegen hier
regelmäßig
durch, sonst
kann man nicht
Tischtennis
spielen.“**

**MIKE, FREIZEITSPORTLER
AM PFARRLANDPLATZ**

Selbstorganisierter sozialer Ort: An den Tischtennisplatten auf dem Pfarrlandplatz regeln junge Leute wie Mike (rechts) den Spielbetrieb in Eigenregie – und nehmen die Aufgabe sehr ernst.

gangen und beschreibt sich selbst als „urbanes Experimentierfeld für Menschen mit Ideen und Begeisterung“. Hier werden vor allem Visionen für neue Formen des Zusammenlebens und -arbeitens in der Stadt erprobt. In Kürze etwa die „Fabriktotal“, für die Lukas Merkel gerade zwei neue Container hat aufstellen lassen. „Ich will hier ausprobieren, wie eine ökologische Kreislaufwirtschaft mit recycelten Baustoffen auch wirtschaftlich funktionieren kann“, beschreibt er sein Vorhaben in aller Kürze. Natürlich ist der Platzprojekt-Verein auch Gründungsmitglied der GfaZ. Ein zentrales Vorhaben dieser Gesellschaft, die „Bibliothek der Dinge“, hat hier in zwei Blechboxen ihren Standort gefunden. Schon bald soll der soziale Verleihbetrieb mit Dingen aufgenommen werden, die jedes Projekt mal braucht und dennoch nicht unbedingt gleich besitzen muss: Campingmöbel, Hochdruckreiniger oder Gaskocher zum Beispiel.

Oder einen Besen. Den hat Mike aber wie jeden Tag von zu Hause mitgebracht. Ort der Handlung: der begrünte und belebte Pfarrlandplatz, nur einen Kilometer Luftlinie entfernt. Mike, Hannoveraner mit montenegrinischen Wurzeln, wacht hier über den selbstorganisierten Spielbetrieb an der mittleren von drei festinstallierten Tischtennisplatten. Jeder darf mal mitmachen, wie er beteuert. Aber mit Argusaugen sorgt Mike für Ordnung, auch optisch: „Wir fegen hier regelmäßig durch. Wenn es dreckig ist, kann man nicht Tischtennis spielen.“



Menschen-Magnet: Die Bibliothek der Dinge soll als Ausgabestation für allerlei Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände ein Knotenpunkt in Hannovers Projektlandschaft werden.



Ruhe ohne Sturm: Im Nachbarschaftsgarten „Baulücke“ ist durch viel ehrenamtliches Engagement eine kleine Oase der Erholung entstanden – mit reichen Ernten als zusätzlichem Nutzwert.

Betriebsamkeit kehrt derweil auch ins „KÖ20“ zurück, den Nachbarschaftstreffpunkt in der Königsworther Straße 20 der Calenberger Neustadt. Auch dies ist ein GfaZ-Projekt, das soziale Raumnutzung in den Vordergrund stellt – aber wegen der Lockdowns lange lahmgelegt war. Nun kommt wieder Leben in die Bude: Die Eingangstür ist angelehnt, und dahinter schraubt Künstlerin Maeva Grapain gemeinsam mit dem Hausbewohner und Künstlerkollegen Sven-Julien Kanclerski an einem selbstkonstruierten Regal mit vielen Fächern. In wenigen Tagen wird es Teil der Schau „Onkalo“, der ersten Kunstausstellung im KÖ20 nach dem großen Stillstand. Was aber ist ein „Soft Opening“ zur Eröffnung, wie es auf dem Plakat heißt? „Das soll die Leute nur daran erinnern, dass sie eine Maske tragen und Abstand halten müssen, weil wir noch nicht wieder in normalen Zeiten leben“, erklärt Maeva.

Wer Jos Mathijssen zusieht, wie er den Sonntagnachmittag im Grünen genießt, würde allerdings nicht glauben, dass die Zeiten unnormal sind. Ganz entspannt im Hier und Jetzt sitzt der 67-jährige Niederländer am Holztisch im „Nachbarschaftsgarten Baulücke“ nahe dem Leine-Ufer und trinkt sein Bierchen. „Ich bin hier jeden Tag“, erzählt Jos, „und gehöre schon fast zum Mobiliar.“ Gern macht er bei Vorbeikommen den Werbung für das gemeinschaftliche, offene Gärtnern: „Stadtkinder schauen sich gern die Hochbeete an. Die wussten ja oft nicht mal, wo Tomaten oder Radieschen wachsen.“

Auch wenn alles so nah beieinanderliegt: Gedanklich ist es ein weiter Weg von hier bis zur Betonlandschaft des Ihme-Zentrums. Und doch sind beides Orte, an denen „Stadt“ von den unterschiedlichsten Menschen täglich ein wenig weitergedacht wird. Wie an vielen Orten in Hannover. ←●



Hochdruck vor der Premiere: Maeva Grapain und Sven-Julien Kanclerski bereiten im GfaZ-Projekt Nachbarschaftsladen „KÖ20“ die erste Kunstausstellung nach dem langen Lockdown vor.



Soziale Kiste im Rücken: Das von der GfaZ unterstützte Kleinprojekt einer Box für gemeinschaftlichen Gartenbedarf bietet auch Dinge wie Bücher oder Musikinstrumente.

**„Ich bin hier jeden Tag
und gehöre schon
zum Mobiliar.“**

JOS MATHIJSSSEN, ANWOHNER DER „BAULÜCKE“

„Manchmal kann es auch zu viel werden mit der Neugier, wenn sich die Leute am Schaufenster drängen.“

SVEN-JULIEN KANCLERSKI,
KÜNSTLER IM KÖ20



Eine Sharing Economy fürs Gemeinwohl

Flow

PLATFORM

STRUKTUR

Was die „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ in Hannover entwickeln möchte, ist ein Novum in der deutschen Projektlandschaft. Und so verlief der Start zunächst etwas holprig. Doch nun, im zweiten Anlauf, soll die kühne Vision Wirklichkeit werden.



Der eine ist ein Mann der ersten Stunde, die andere eine Frau des Neuanfangs. Tomasz Lachmann, 36, hat die „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ (GfaZ) 2018 mitgegründet und ist seither im Vorstand des Vereins. Maria Heidemann, 29, stieß erst Anfang 2021 als Projektkoordinatorin und Kommunikatorin im Geschäftsführungsbüro der GfaZ dazu, um zusammen mit ihrem Kollegen Patrick Buß einen Neuanfang der in Turbulenzen geratenen Kernprojekte voranzutreiben. Gemeinsam stehen Lachmann und Heidemann damit für die Anfänge, den zwischenzeitlichen Schlingerkurs und den aktuellen Aufbruch der GfaZ.

Die leicht bürokratisch anmutende Abkürzung aus vier Buchstaben steht für ein komplexes und hochambitioniertes Experiment: Um Hannovers Projekt- und Initiativenlandschaft nachhaltig zu beleben, trat die GfaZ 2018 mit der Idee an, eine lokal begrenzte und nichtkommerzielle „Sharing Economy“ zu errichten. Eine digitale Infrastruktur für eine moderne Form des Tauschhandels, wenn man so will: „Biete Proberaum, suche Lastenrad.“

„Wir waren uns einig, dass es um das Teilen von Ressourcen unter den Initiativen gehen muss, damit die Akteure schneller und einfacher an Materialien oder Räume kommen“, erinnert sich Lachmann. „Wir“, das war damals, vor der Gründung der GfaZ, ein loser Zusammenschluss von Aktiven, die etwas im Viertel bewegen wollten.

AUF EUPHORIE FOLGT FRUST

In diese Phase fiel die Ausschreibung „Stadt gemeinsam gestalten!“ des BBSR. Lachmann und die anderen erkannten ihre Chance. Sie trommelten rund 40 Institutionen und Gruppen mit insgesamt rund 170 Menschen zusammen und gründeten die GfaZ als eingetragenen Verein. Mit von der Partie waren Player wie das PLATZprojekt oder

Wasmitherz e.V., die bereits Erfahrung mit der gemeindlichen Bereitstellung von Ressourcen hatten. Die Idee, mit der sie nun gemeinsam antraten, sollte noch einen Schritt weitergehen. Das Ziel: der Aufbau einer digitalen Infrastruktur, einer Plattform, auf der Hannovers Projekte und Initiativen künftig Dinge und Dienstleistungen leihen und tauschen können. Ein Projekt mit Weitblick.

Als einer von deutschlandweit vier siegreichen Bewerbern bei der Ausschreibung erhielt die GfaZ vom BBSR mehr als eine halbe Million Euro zum Experimentieren. Doch der anfänglichen Euphorie folgte bald schleichende Frustration. „Wir haben es im ersten Jahr versäumt, uns voll auf den Aufbau der Sharing-Infrastruktur zu konzentrieren“, sagt Lachmann. Stattdessen verlor man sich in aufwendigen Sitzungen, um die Vision des Projekts zu schärfen.

Viel Energie floss auch in die partizipative Entscheidungsfindung bei der Frage, welche Kernprojekte zur Realisierung der Infrastruktur beschlussfähig waren. Und zur öffentlichen Sichtbarmachung der Ideen wurde eine Reihe von Kiez-Festen ausgerichtet. „ohne schon etwas Konkretes zum Vorzeigen zu haben“. Zentrale Kernprojekte wie der Raumwagen (S. 104)

oder das Resource Hub (S. 98) blieben hingegen hinter dem Zeitplan zurück.

NEUANFANG MIT SANFTEM DRUCK

Den Tiefpunkt brachte dann Corona mit langen Lockdowns und Versammlungsverboten. Mehrere Beschäftigte der Geschäftsstelle warfen hin, neue Stellen mussten ausgeschrieben werden – und Maria Heidemann stieg mit Macherinnen-Mentalität ein, um das Vorhaben zu einem guten Abschluss zu bringen. „Der Sprung in die digitale Welt ist nicht richtig gelungen“, sagt Heidemann. Keine einfache Aufgabe: „Die Kommunikation untereinander funktionierte nicht mehr. Das Gemeinsame war ein wenig verlorengegangen.“ Ihre Strategie: Prioritäten setzen und Zeitpläne einführen. „Es brauchte konkrete Zielvorgaben für die vereinbarten Kernprojekte“, berichtet sie.

Die Umsetzung der alten Idee einer solidarischen und sozialen Plattform, auf der alle Initiativen ihre benötigten Ressourcen finden und austauschen können, nimmt nun sichtbar und planmäßig Fahrt auf. Das liegt natürlich auch an einem gewissen Druck. „Aber am Ende“, so Heidemann, „sind ja auch die Projektmitarbeiter froh, wenn etwas fertig geworden ist.“ ←●

„Wir haben jetzt konkrete Prioritäten und Zeitpläne für die Realisierung der vereinbarten Projekte eingeführt.“

MARIA HEIDEMANN,
PROJEKTKOORDINATORIN, GFAZ



Kernprojekt Resource Hub

Das Drehkreuz der Sharing Economy

Zentrales Ziel der „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ ist es, die Projekte und Initiativen in Hannover miteinander zu vernetzen und in Austausch zu bringen. So soll eine Projektlandschaft im Quartier entstehen, in der bürgerschaftliches Engagement nicht nur punktuell aufflackert. Denn wenn Initiative A nicht weiß, welche von ihr gerade im Moment benötigten Werkzeuge Projekt B besitzt oder welchen Raum Verein C zur Verfügung stellen könnte, dann werden mittelfristig A, B und C gleichermaßen ausgebremst. Dann kommunizieren diese Kreativzellen in der Stadt nicht nur nicht miteinander, sie arbeiten und gestalten auch aneinander vorbei. Und müssten viele Güter und Dienstleistungen teuer auf dem freien Markt einkaufen – falls sie das Geld dafür haben.

„Die Planung und Durchführung einer derartig komplexen Software bedarf eines stärker strukturierten Prozesses.“

TURE CLAUSSEN, PROGRAMMIERER
DES RESOURCE HUB 1.0

Viel besser wäre es nach Ansicht der GfaZ, wenn allen miteinander vernetzten Projekten dauerhaft und systematisch die nötigen Ressourcen bereitstünden, um den Einsatz für eine lebenswerte und zivilgesellschaftlich mitgestaltete Stadt zu verstetigen. Als „Gemeingüter“, von Theoretikern nach

dem angelsächsischen Vorbild „Commons“ genannt, könnten Werkzeuge, Räume, Fahrzeuge oder auch bestimmte Fähigkeiten immer dorthingelangen, wo sie gerade gebraucht werden – gemietet oder geliehen: auf jeden Fall geteilt.

Ein Dreh- und Angelpunkt in den Konzepten und Pilotprojekten der GfaZ ist daher das sogenannte Resource Hub. Schon sehr früh kam diese Idee ins Spiel: Es müsste eine Internetplattform geben, auf der Hämmer oder Stichsägen, Yoga- oder Besprechungsräume, vielleicht auch einmal Lastenfahrräder oder Anhänger und selbst Dienstleistungen wie „Webseiten programmieren“ oder „Trockenbauwände einziehen“ zu sozialen Konditionen nachgefragt und angeboten werden können. Auf Deutsch hieße eine solche Internetplattform

vielleicht „Knotenpunkt für grundlegende Arbeitsmittel“. Aber leichter von der Zunge geht eben: Resource Hub.

Erwartungsfroh erhielt das Projekt Resource Hub innerhalb der GfaZ den Status eines Kernprojekts,

verbunden mit nicht geringen Ansprüchen an die Funktionalität: „Verwaltungsaufwand wie Rechnungserstellung wird automatisiert“, hieß es in der Projektbeschreibung, in der die GfaZ sich überzeugt gab: „Das Resource Hub hat das Potenzial, zum Rückgrat einer Gemeingut-Ökonomie zu werden.“ Es

wurde tatsächlich eines ihrer wichtigsten Kernprojekte – leider auch verbunden mit einer der steilsten Lernkurven. Denn was in der Theorie noch einfach klingt, stieß bei der Realisierung auf tausend kleine und größere Probleme.

Im Prinzip gut: Angebot und Nachfrage sozial zusammenbringen

Bis August 2020 ging im Rahmen des Pilotprojekts ein erster Prototyp des Resource Hub online. In dieser Testversion waren die grundlegenden Funktionen bereits umgesetzt. Erste Initiativen und Vereine stellten ihre Angebote ein – von der Gartenschere über den Transporter bis zur kompletten Metallwerkstatt. Sie legten tage- oder wochenweise Mietpreise für die Objekte fest und verorteten sie auf einer digitalen Landkarte. Fertig war das Resource Hub. Oder doch nicht? Im Prinzip ja, aber es „quietschte“ an vielen Stellen. Die Testnutzung lief schleppend – und am Ende gar nicht mehr.

„Dass es in der Version 1.0 nicht funktioniert hat, hat eine Reihe von Gründen“, sagt Maria Heidemann, seit Anfang 2021 Projektkoordinatorin und Kommunikationsverantwortliche bei der GfaZ. Zum einen hatte man die Programmierung der komplexen Software über große Strecken einem einzelnen Studenten aufgebürdet. Zum anderen betrug die veranschlagte und finanzierte Entwicklungsdauer dieses zentralen Projekts gerade mal sechs Monate. Durch die personellen Wechsel in der Gesellschaft fehlten Ansprechpartner und Werbung für die Projekt-

Öffentlichkeit Hannovers. Und zusätzlich zu all diesen ungünstigen Umständen haperte es noch an der Funktionalität der Internet-Anwendung.

„Verleihende ebenso wie Ausleihende wurden in diesem Prototyp nicht intuitiv genug durch die verschiedenen Schritte der Registrierung, Profilerstellung oder Produktsuche geführt“, sagt Heidemann. Auch die automatisierte Rechnungserstellung funktionierte noch nicht. Die Konsequenz: Bis Ende 2020 kam das quietschende Drehkreuz der Sharing Economy nicht richtig in Rotation. Ein möglichst radikaler, aber auch realistischer Neuanfang war notwendig.

Ressource Hub 2.0: alles gleich, alles anders

Im zweiten Anlauf wurde die Entwicklung des Resource Hub an die Hannoveraner Online-Agentur blang GmbH vergeben. Das Ziel: Vor Ende des Projektzeitraums von „Stadt gemeinsam gestalten!“ soll die Plattform funktionieren. „Wir haben alles noch einmal ganz neu aufgesetzt, diesmal unter dem Ansatz ‚mobile first‘, also hauptsächlich für mobile Endgeräte ausgelegt“, sagt Maria Heidemann. Auf den Erfahrungen der ersten Version aufbauend, wurden Ausleihprozesse und Funktionen deutlich vereinfacht. So ist in der ersten Phase nur Barzahlung der entliehenen Güter und Dienstleistungen vor Ort möglich, digitale Verfahren wie PayPal sollen später ergänzt werden. Die „Umgangssprache“ des Resource Hub ist vorerst Deutsch, andere Sprachversionen könnten folgen.

Über eine Chatfunktion können Ver- und Entleihende die Details ihrer Vereinbarung in Echtzeit verhandeln

oder Verabredungen zur Übergabe treffen. Während zunächst nur die rund 120 Mitgliedsinitiativen der GfaZ Angebote ins Resource Hub einstellen können, soll die Ausleihe von Anfang an allen volljährigen Menschen in Hannover möglich sein. Wie bei der Version 1.0 steckt der Teufel weiterhin im Detail: „Zuletzt haben wir aus dem Feedback der Testenden gelernt, dass es in einem Verfügbarkeitskalender keine gute Idee ist, die freien Entleihzeiträume mit Grün und die schon vergebenen mit Rot zu markieren“, berichtet Heidemann. Der Grund: Menschen mit Rot-Grün-Schwäche könnten die Markierungen kaum voneinander unterscheiden.

Juristisch geklärt werden müssen derzeit noch Haftungsfragen bei Beschädigung der entliehenen Güter. Bisher verlangen Verleihende bisweilen das Vorweisen einer Haftpflichtversicherung. Und was die Zukunft des Resource Hub angeht: Derzeit wird geprüft, wie die Software „Flarity“ (siehe S. 110) und mit ihr die alternative Token-Währung „moki“ samt automatisierter Verrechnungsvorgänge gemeinsamen Engagements in das System integriert werden könnte. Eine Hürde: Bislang erscheint es rein finanzrechtlich unmöglich, „herkömmliches“ und virtuelles Geld in realwirtschaftlichen Anwendungen wie der Vermietung einander gleichzustellen.

Eines aber wurde in dem komplizierten und teilweise frustrierenden Projekt bis heute doch erreicht: Die Leih- und Gemeinwirtschaft kommt in Hannover ganz allmählich in Schwung. Und früher oder später wird ihr die Internet-Plattform einen kräftigen Schub verleihen. ←●

„Das ‚Resource Hub‘ hat das Potenzial, zum Rückgrat einer Gemeingut-Ökonomie zu werden.“

AUS DER PROJEKTBE SCHREIBUNG DER GFAZ



„Die Entstehung von Geldmengen sollte unbedingt – wie im Projekt Flarity angedacht – demokratisiert werden. Wir sind uns alle bewusst über die Steuerungsmacht, die Kapital mit sich bringt. Wieso geben wir uns damit zufrieden, diese Macht Einzelnen zu überlassen?“

ALINA ZIMMERMANN, 30, SOZIALARBEITERIN, VORSTANDSVORSITZENDE WASMITHERZ E.V.

„Stadt zu gestalten bedeutet nicht nur, sichtbare Räume einer Stadt zu verändern. Es bedeutet auch, Diskursräume zu schaffen, in denen Menschen gemeinsame Ansprüche an ihre Stadt formulieren, diskutieren und umsetzen können. Die GfaZ kreiert diese Räume. Selbstkritisch zeigt sie Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Selbstorganisation auf.“

KENDRA BUSCHE, 35, LANDSCHAFTSPLANERIN, MITGLIED BEI HANNOVER VOIDS



Allmende – Gemeingüter – Commons

Bewährte Zusammenarbeit

Ressourcen teilen, um Kräfte zu bündeln – das steht im Mittelpunkt der GfaZ. Zugrunde liegt dieser Vision eine besondere Art, Dinge und/oder Tätigkeiten zu betrachten: nicht als „Handelswaren“, deren Marktpreis aufgrund von Knappheit, Angebot und Nachfrage kalkuliert wird und dabei einen möglichst großen Profit für den Anbieter abwerfen soll. Stattdessen werden diese Güter und Werte als gemeinnützliche Ressourcen betrachtet, die allen Projekten und Initiativen zu möglichst sozialen Konditionen oder kostenlos zur Verfügung stehen sollen. Das kann Werkzeuge betreffen, Räume, Fahrzeuge oder auch Fachwissen und Arbeitskraft.

Die Idee ist grundsätzlich schon sehr alt, nur die Bezeichnungen haben sich über die Jahrhunderte immer wieder geändert. Schon im frühen Mittelalter gab es in fast jedem Dorf eine sogenannte Allmende. Das war (und ist stellenweise heute noch) eine nicht in Privatbesitz befindliche landwirtschaftliche Fläche, etwa eine Obstbaumwiese, eine Viehweide oder auch eine Fläche zum Torfabbau, deren Erträge allen Bauern gleichermaßen gehörten. In den deutschsprachigen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften heißen Dinge, die nicht nur privat genutzt werden, „Gemeingüter“, und im Angelsächsischen hat sich der Begriff „Commons“ eingebürgert.

Die GfaZ mit rund 50 Projekten und Initiativen als Mitgliedern versteht sich nicht etwa als eine übergeordnete Dachorganisation dieser Mitglieder in Hannover. Sie will vielmehr eine grundlegende Struktur errichten, die für die Bereitstellung der „Commons“ in der Projektlandschaft sorgt: Um das effizient und niedrigschwellig für die Teilnehmenden leisten zu können,

schafft die GfaZ zum einen die digitale Infrastruktur, mit deren Hilfe alle Projekte und Initiativen Zugang zu den geteilten Angeboten erhalten (Resource Hub, S. 98; Flarity, S. 110). Zum anderen wurde eine Förderstruktur geschaffen, durch die gemeinwohlorientierte Projekte unabhängig von ihrer finanziellen Situation in den Genuss der

Gemeingüter kommen können. In jedem Fall soll die GfaZ das Fundament einer entstehenden experimentellen Gemeinwirtschaft unter Hannovers Projekten und Initiativen sein. Was das eine Projekt besitzt, soll auch das andere nutzen können – und umgekehrt. So werden alle gemeinsam leistungsstärker als zuvor. ←



1

FOTO: AKG/NORTH WIND PICTURE ARCHIVES

Kernprojekt
Bibliothek der Dinge

Manchmal fehlt nur eine Zange

Wer ein gemeinnütziges Projekt

voranbringen will, braucht allerhand Materialien. Das kann auch mal eine ganz banale Zange sein, die man weder vorrätig hat noch extra anschaffen will. Dann genügen derzeit eine Registrierung und einige Klicks auf der Website www.resource-hub.eu, wo man die Wahl unter mehreren Kombi-, Kneif- und Rohrzangen hat – zu Tagesstarifen zwischen 20 und 50 Cent.

Abholen kann man die Zange dann in einem Container auf dem Gelände des PLATZprojekts in Hannover-Linden (siehe Kasten). Hier blickt die „Bibliothek der Dinge“ trotz ihres jungen Daseins auf eine dramatische Geschichte zurück: Im Dezember 2019 brannte die Stahlbox infolge eines technischen Fehlers aus. „Dabei sind viele Werkzeuge verkohlt“, sagt Lukas Brachmann, ein Aktivist beim PLATZprojekt und Miterfinder der Bibliothek der Dinge. Er und die anderen ließen sich nicht unterkriegen: Sie organisierten einen neuen Container und richteten die Bibliothek wieder ein. Neben Werkzeugen findet man hier heute auch andere Dinge, die Initiativen und Projekten nützen können: vom Management-Ratgeber bis zum Camping-Möbiliar.

Lernkurven und Rückschläge

Die erste Version der Ausleihverwaltungs-Software wurde noch von den Projektmachern selbst programmiert. Auf das physische folgte das digitale Update der Bibliothek: Sie wurde als eines der grundlegendsten und wirkungsvollsten „Commons“ (Gemeingüter) im Rahmen der GfaZ auch in deren zentrales Leihsystem „Resource Hub“ (siehe S. 98) integriert. Dieser digitale Knotenpunkt dient dazu, möglichst viele Güter für gemeinnützige Projektarbeit zur Verfügung zu stellen. Das bedeutet auch eine Einbindung der Bibliothek in die Flarity-Software (siehe S. 110), die im Hintergrund die wirtschaftlichen und finanziellen Vorgänge der entstehenden Tausch- und Gemeinwirtschaft abbilden soll. Buchen lassen sich dann



über das Resource Hub heute schon neben Gegenständen auch Räume. Geplant ist, auch Dienstleistungen ins Portfolio aufzunehmen.

Kostendeckung – oder gar Gewinn?

Noch sind die rund 200 Ausleihgegenstände in der Bibliothek nur für Mitglieder der GfaZ nutzbar, die in dieses Kernprojekt knapp 10.000 Euro für Personalkosten investierte. Doch nach erfolgreichem Abschluss der „Beta-Phase“ soll auch anderen Initiativen und Privatpersonen in Hannover der Zugang ermöglicht werden. Angedacht ist eine dreistufige Mitgliedschaftsregelung: ein ermäßigter Jahresbeitrag von zehn Euro, ein Regelbeitrag in doppelter Höhe, und wer 50 Euro im Jahr zahlt, darf sich Fördermitglied nennen. Hinzu kommen die Tagesstarife für die entliehenen Gegenstände, beispielsweise ein Euro für einen Akkuschrauber.

„Sollte die Bibliothek einen Gewinn erwirtschaften, wollen wir 90 Prozent davon in den Ausbau unserer Leihgüter-Portfolios stecken. Zehn Prozent würden an andere gemeinnützige Projekte gehen“, sagt Lukas Brachmann. Auf diese Weise soll das Resource Hub aus eigenen Kräften wachsen und sich langfristig selbst finanziell tragen. ←●

„Dinge teilen, um Ressourcen zu sparen, ist keine Neuheit, aber mit ihrer Software Resource Hub schafft die GfaZ eine sehr einfache Vernetzung zwischen Angebot und Nachfrage und gibt damit wichtige Impulse für gesellschaftliche Teilhabe und Mitbestimmung.“

BELIT ONAY, OBERBÜRGERMEISTER VON HANNOVER

Impulsgeber „PLATZprojekt“

Die Bibliothek der Dinge, aber auch die GfaZ selbst gehen auf ein Projekt zurück, das eine ganze Generation junger Stadtveränderer vor Ort geprägt hat: das PLATZprojekt. Vor mehr als zehn Jahren schufen Skater auf einer Industriebrache im Stadtteil Linden zunächst „informell“ einen Tummelplatz für ihren Sport. Inzwischen befindet sich hier Europas größter Do-it-yourself-Skatepark – und direkt daneben ein Experimentierfeld für die Nutzbarmachung öffentlichen Raumes.

Bereits in der Anfangszeit stand hier ein Werkstatt-Container, aus dem man sich formlos benötigte Werkzeuge leihen konnte. Aber als die Zahl der Engagierten auf dem Gelände in die Hunderte wuchs und die Aktivitäten in Form diverser sozialer Projekte auf eine benachbarte Brachfläche ausgedehnt werden sollten, musste das Ausleihsystem professionalisiert werden. Die Idee „Bibliothek der Dinge“ war geboren. →



FOTO: JULIAN MARITZ

1

Kernprojekt Raumwagen

Das kompakte Vielseitigkeits-Wunder



FOTO: PRIVAT

„Wir wollen, soweit möglich, Dinge teilen und was es darüber hinaus braucht gemeinsam herstellen oder anschaffen. Wir wollen außerordentliche Zusammenarbeit fordern und fördern. Wir erzeugen damit gemeinsame Infrastruktur, die in der Verantwortung von vielen liegt.“

WEBSITE DER GESELLSCHAFT FÜR AUSSERORDENTLICHE ZUSAMMENARBEIT

Auf den ersten Blick erinnert er an einen rollenden Imbisswagen: Er ist sechs Meter lang, weiß, auf zwei Achsen unterwegs und kann laut Zulassung von ganz normalen Pkw gezogen werden. Doch dieser Autoanhänger hat es in sich: Dank Hubmotorik und Elektromotoren lässt sich die transluzente Hülle komplett anheben und schwebt dann hoch über den beiden Seitenwänden. Ob Werkstatt, Showbühne, Freiluftkino, Foodtruck, Gemeinschaftsküche oder Working Space: Der „Raumwagen“ verwandelt sich binnen Minuten in das, was seine Nutzerinnen und Nutzer aus ihm machen.

„Es ist in etwa so, als ob sich ein Schweizer Offiziersmesser öffnet“, sagt der Hannoveraner Freiraumplaner Benjamin Grudzinski. Der Gründer der Endboss GmbH, eines „interdisziplinären Studios für Raumfragen

und -antworten“, und Entwickler des Raumwagens bezog seine Inspiration aus Linz in Österreich, wo es schon seit einiger Zeit ein ähnliches, wenn auch simpleres Angebot gibt. In Hannover lässt sich die bis zu fünf Meter hohe Konstruktion zu allem Überfluss noch spektakulär beleuchten. „Auf Festivals wirkt das im Dunkeln wie das Licht, das die Motten anzieht“, vergleicht Grudzinski. „Die Leute wissen sofort: Da spielt die Musik.“

5000 Stunden Eigenleistung

In der GfaZ fiel die Raumwagen-Idee des Planers bereits 2019 auf einen idealen Nährboden: Am runden Tisch wurde gemeinschaftlich ein Bedarf ermittelt und entschieden, dass dies die Lösung gleich mehrerer Probleme sein könnte (siehe Kasten S. 107). Der Auftrag für Konstruktion und Bau ging – ebenfalls typisch für die gemeinwohlorientierte Denkweise der Gesellschaft – an ein ehrenamtlich arbeitendes Studierendenteam der Universität Hannover, verstärkt um gestandene Fachleute aus der Wirtschaft.

An Fördermitteln standen nach einem komplizierten und teilweise chaotischen Antragsprozess rund 45.000 Euro zur Verfügung, davon 20.000 aus dem Fonds von „Stadt gemeinsam gestalten!“. Was allerdings auch zu Buche schlug, waren etwa 5.000 Stunden ehrenamtlichen Engagements der Studierenden im

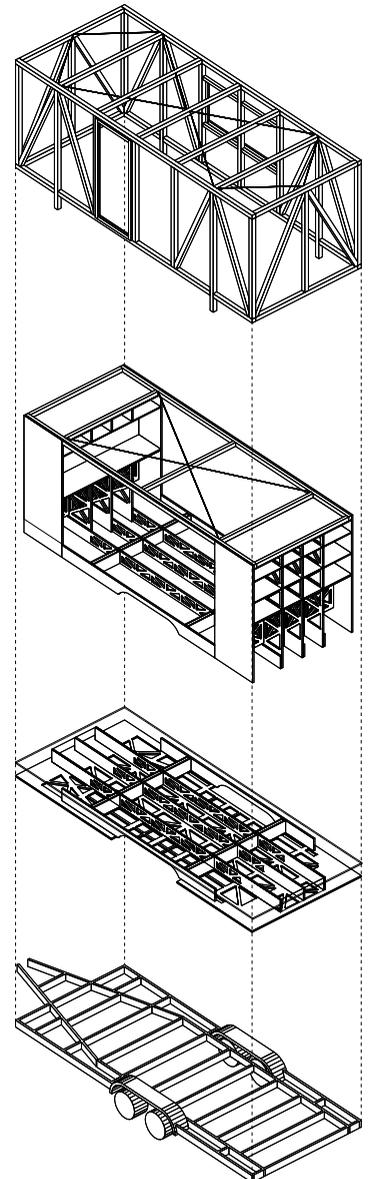


FOTO: CHINA HOPSON

DATEN & FAKTEN

5.000 h EHREN- AMTLICHE BAUZEIT	5 m BAUHÖHE	20 qm BÜHNEN- FLÄCHE
---	-----------------------	-----------------------------------

Rahmen ihres Praxisprojekts. „Wenn man da ein Preisschild dranhängen würde, müsste man wohl von 160.000 Euro ausgehen, die ein kommerziell hergestellter Raumwagen-Prototyp gekostet hätte“, sagt Grudzinski.

Von den technischen Problemen, die das Projekt zwischenzeitlich beutelten, ist dabei noch gar nicht die Rede. Der elektrische Hebe-
mechanismus des Raumwagens, bis dahin ohne Vorbild, wurde durch ein



FOTO: BENJAMIN GRUDZINSKI

1

eigens beauftragtes Ingenieurbüro komplett neu entwickelt – versagte aber zunächst im Praxisbetrieb und muss derzeit umkonstruiert werden. Dennoch wertet der Freiraumplaner die Erfindung als vollen Erfolg: „Wer in Hannover für eine Show eine 20-Quadratmeter-Bühne mieten will, muss sie von Messebauern auf- und abbauen lassen, was Tage dauert und deshalb vielleicht 7000 Euro kostet“, rechnet er vor. „Bei unserem Modell steht dieselbe Bühnengröße fast automatisch innerhalb von Minuten zur Verfügung – und sieht auch noch grandios aus.“

Der Raumwagen könnte daher – nach Corona natürlich – sogar ein kommerzieller Erfolg werden. Etwaige Gewinne würden dann an die GfAZ und ihr gemeinwohlorientiertes Initiativen-Netzwerk fließen. Doch das ist gar nicht die Grundidee. Im Wesentlichen soll der Raumwagen innerhalb der Hannoveraner Projektlandschaft von Ort zu Ort fahren und überall, wo er gerade steht, gemeinnützige Ideen befruchten wie ein fahrender Inkubator. Für die Beteiligten natürlich zum Vorzugspreis. Denn der Raumwagen wird fest in die Buchungsmöglichkei-

ten des Resource Hub und der Bewirtschaftungs-Software Flarity eingebunden. Ein zweites „Raumwägelchen“, in kompakterer und schlichterer Bauweise, ist bereits in Planung. ←●

**Typisch GfAZ:
beim Auftrag an das Ganze denken**

Oft werkeln ehrenamtliche Initiativen isoliert und mit begrenzten Mitteln vor sich hin. Die einen wollen sich aus Paletten eine improvisierte Bühne zimmern, die anderen könnten eine mobile Werkstatt gebrauchen. Und wiederum andere würden gern gemeinsam kochen, haben aber keine entsprechenden Küchengeräte. Bei einem Treffen der GfAZ und ihrer Mitgliedsinitiativen kam die Erkenntnis: So geht es ja vielen! Warum also nicht alles zusammen in eine einzige Lösung packen? Eine, die möglichst dauerhaft, flexibel und nachhaltig ist, um allen dauerhaft zur Verfügung zu stehen? Planer Benjamin Grudzinski, der bei dem Treffen mit seiner „Raumwagen“-Idee offene Türen einrannte, freut sich noch heute: „In der großen Initiativenlandschaft der Stadt fehlt es manchmal an Kooperation. Aber dank der GfAZ hat das in diesem Fall mal funktioniert.“



FOTO: JULIAN MARTITZ

2

| 1 | Außen-Einsatz: Bei strahlendem Sonnenschein entwerfen die Studierenden der Fakultät für Architektur und Landwirtschaft lieber an der frischen Luft. | 2 | Leichtbauweise: Merkmale der aus Holz gefertigten Innenkonstruktion sind Wandelbarkeit und platzsparende Anordnung.

Kernprojekt Sofía

Gegen die Unsichtbarkeit

Die **Corona-Pandemie** hat viele Kernprojekte der GfaZ verzögert und behindert. Eine Gruppe von Künstlern, Kreativen und Medienschaffenden aus Hannover jedoch wurde durch Versammlungsverbote und Lockdowns erst richtig angespornt. Denn die soziale Vereinzelung, die alle Initiativen und Engagierten in der Stadt hart traf, lässt sich am besten mittels digitaler Video- und Audiotechnik überbrücken.

Schon lange vor Corona war in der Gruppe die Idee entstanden, einen sozial orientierten Verleih für Film- und Videotechnik samt professioneller Anleitung zu schaffen. Ehrenamtliche Vereine und Initiativen verfügen oft nicht selbst über die teure und komplexe Technik und das notwendige Know-how. Ohne eine sehr preisgünstige Leihmöglichkeit aber wären sie weiterhin von der Darstellung durch professionelle Produktionsfirmen und Sendekanäle abhängig – oder würden unsichtbar bleiben. Unter dem Namen

„Sofía“ wurde die „soziale Film-Ausleihe“ zum Kernprojekt der GfaZ, die es mit rund 17.000 Euro ausstattete. Noch einmal 20.000 Euro steuerte die Stadt Hannover bei.

Anleitung ist unverzichtbar

Da Equipment für Video, Filmlicht und Live-Streaming sehr teuer sein kann, achtete das Projektteam darauf, die knappen Mittel für einfache und zum Teil gebrauchte Ausstattungsgegenstände zu verwenden. Zusammengestellt hat das Team verleihbare „Sets“ für alle möglichen Film-Situationen des Alltags, von der Doku über das Interview bis zum Livestream von einem Festival.

Allerdings: So schlicht das Equipment auch ist, es bleibt digitale Technologie mit vielen Schaltern und Reglern. Deren Anwendung erschließt sich Laien meist nicht von selbst, weiß der Filmemacher Sirish Uterhark vom Projektteam: „Teilweise wird es Voraus-

setzung für die Ausleihe sein, dass man an einem entsprechenden Workshop bei uns teilgenommen und die spezielle Kompetenz erworben hat.“ Ein anderes Lehrmittel sind Erklärvideos und Tutorials, die das Projektteam selbst produziert.

Im Prinzip soll die Ausleihe jedem offenstehen, auch Privatpersonen. Integriert wird das Ganze in das große Online-Portal „Resource Hub“ der GfaZ, mit dem Gemeinschaftsgüter im Internet gebucht und angeboten werden können (siehe S. 89). Die zentrale Verleihstelle wird beim Verein „wasmitherz“ e. V. eingerichtet. Und die Kosten? Da kommt das Wort „sozial“ ins Spiel: „Wenn der Zweck gemeinnützig ist, verleihen wir sehr kostengünstig oder auch umsonst“, erklärt die Filmemacherin und Projektsprecherin Anna Leist. „Und wenn Tante Käthe ihre Party zum 70. Geburtstag filmen will, darf sie uns auch einfach etwas in die Kaffeekasse tun.“ ←●



TOOLBOX

Einen Verleih für Film- und Videoausrüstung zu organisieren, ist komplexer, als man denken könnte. Folgendes beachten:

- Film- und TV-Ausrüstung ist sensible Technik und nicht selbsterklärend. Gute Tutorials bzw. Hands-on-Seminare zur Grundausbildung mitentwickeln!
- Versicherungsfragen klären, mit Juristen sprechen!
- Querfinanzierung: Höhere Leihgebühren bei kommerziellem Verwendungszweck ermöglichen kostenlosen Verleih für gemeinnützige Zwecke.

Kernprojekt Werft

Hafen der Ideen



1

TOOLBOX

Wer ein Zentrum für nachhaltige Gewerbebetriebe gründen will, sollte folgendes berücksichtigen:

- Zeitaufwand: Die Suche nach einer geeigneten Immobilie gestaltet sich oft langwierig.
- Konkrete Konzepte: Behörden können eher überzeugt werden, wenn die Projektbeschreibung konkret ist. Unscharfe Definitionen vermeiden!

Noch ist die „Werft“ ein Luftschloss. Als jüngstes unter den Kernprojekten der GfaZ erst im Oktober 2020 an den Start gegangen, soll sie – wie der Name schon andeutet – möglichst im Bereich des Lindener Hafens entstehen. Idealerweise in einer Gewerbehalle von mindestens 2.500 Quadratmetern soll ein Ort entstehen, an dem, laut einem ersten Konzeptpapier, „urbane Zukunftsfähigkeit entwickelt und ausprobiert wird“. Vielleicht lag es an unscharfen Beschreibungen wie dieser, dass die Städtischen

Häfen als Herren des Gewerbegebiets am Wasser nicht gleich überzeugt waren. Co-Working für Kreative? Brauchen wir da wirklich noch mehr? Aus Sicht der Stadt ging es eher darum, dass die direkte Lage an Wasser- und Schienenwegen hafengerecht genutzt wird.

Inzwischen kann Lukas Merkel, Landschaftsarchitekt und treibende Kraft der Werft, den Zweck des Ganzen konkreter beschreiben: „Wir wollen Wertstoffkreisläufe und Recycling weiterentwickeln, Ressourcen unter Produzierenden teilen und innovative Produktionsweisen in die bestehende Wirtschaft integrieren.“ Zunächst sollen Unternehmen ins Boot geholt werden, die in diesem Bereich bereits erfolgreich sind – wie die Siebenender GmbH, die Zirkuswagen, Tiny Houses oder mobile Verkaufsstände baut. Auch der sozial orientierte Bildungsträger Bildung und Beruf gGmbH hat Interesse angemeldet. Mit diesen „Ankermietern“ im Haus sollen weitere gefunden werden, nach Möglichkeit Firmen, die in der Kreislaufwirtschaft tätig sind.

Weil der Plan mit den Ideen der GfaZ zu einer neuen Art des Wirtschaftens, aber auch Zusammenarbeitens und Teilens übereinstimmt, fördert diese das Vorhaben als Kernprojekt mit 15.000 Euro über sechs Monate. „Für das Geld hat sich mancher vielleicht vorgestellt, dass ich da schon weiter wäre“, sagt Merkel Anfang März 2021. „Aber allein die Suche nach einer Immobilie nimmt viel Zeit in Anspruch.“ Ist sie gefunden, könnte dort auch Merksels eigene Firmenidee florieren: Mit der „Fabriktotal“ will er Bauabfälle und Überreste aus Herstellungsprozessen aufspüren und als Rohstoffe wieder der Produktion zuführen. Geplant ist, das Material digital zu erfassen, sodass Kunden, die auf der Suche nach speziellen Rohstoffen sind, diese online finden und dann per ‚Klick & Buy‘ kaufen können. ←

Kernprojekt Kulturwegweiser

Bunte Schilder für eine bunte Szene

Weißer Schrift auf braunem Grund weist in Deutschland den Weg zu Stätten der Kultur. Dieses einheitliche, aber nicht unbedingt farbenfrohe Erscheinungsbild der Kulturwegweiser gilt zumindest für die ehrwürdigen und etablierten Namen und Institutionen, die jeder kennt. Doch was ist mit Orten, an denen alternative, bürgerschaftliche und zivilgesellschaftliche Initiativen Kultur schaffen? In Hannover wimmelt es nur so vor solchen Anbietern, oft in Hinterhöfen oder auf ehemaligen Brachgeländen. Viele sind wegen dieser eher abseitigen Lage in der breiteren Öffentlichkeit noch gar nicht bekannt – geschweige denn, dass Passanten im Stadtbild den Weg dorthin finden würden.

Das wird die GfaZ mit ihrem Projekt Kulturwegweiser ändern. Warum nicht zusätzlich auffällig und wiedererkennbar gestaltete Wegweiser zu Stätten der kulturellen Vielfalt an die Laternenpfähle der Stadt anbringen? Die Idee hatte Lukas Brachmann vom PLATZprojekt, der sie auch „pitchte“, also als Projekt zur Förderung durch die GfaZ einreichte. Dort stieß das Konzept auf offene Ohren, steht eine bessere Vernetzung der Orte zivilgesellschaftlichen Engagements doch ganz oben auf der Prioritätenliste der Gesellschaft.

Nachdem er seinen Ideen-Pitch gewonnen und insgesamt – dank einer Aufstockung – 5.440 Euro Fördergeld dafür eingeworben hatte, gab Brachmann die Realisierung an Jessica Grömminger und Lena Hoppe ab. Die beiden Industriedesignerinnen arbeiten als WERT DER DINGE GbR zusammen und bewegen sich mit ihren Entwürfen oft an der Schnittstelle zu „temporären

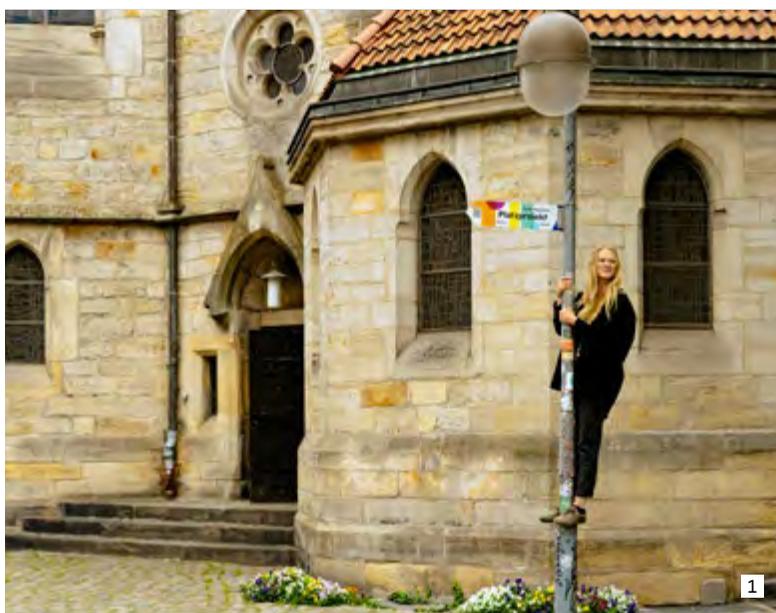
Architekturen“ und Raumkonzepten. „Wir haben 68 Initiativen gefragt, ob sie kostenlos eines der von uns gestalteten Aluminium-Dibond-Schilder dauerhaft in ihrer Nähe installiert haben möchten“, berichtet Grömminger. „Bislang haben 45 zugesagt.“ Auch auf einige altbekannte Kunst-Orte wie etwa die Kestner Gesellschaft sollen Schilder hinweisen, um den Schulterschluss von alternativer und etablierter Kulturszene zu festigen.

Startschuss mit Spektakel?

Wie viele andere Projekte der GfaZ verzögerte sich auch die Realisierung der Kulturwegweiser durch Corona. Denn eigentlich war zu jeder Schild-Aufhängung auch eine kleine Selbstdarstellungsaktion des betreffenden Kulturprojekts vorgesehen. Die Spektakel

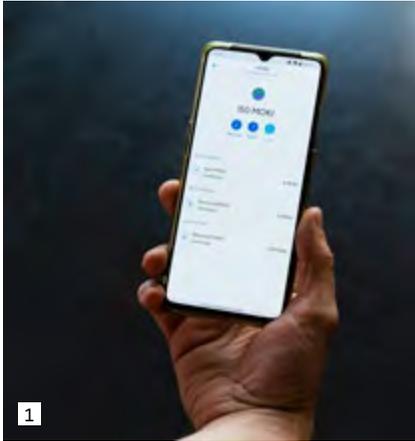
könnten nachgeholt werden, wenn auch die Schilder nach dem Lockdown verspätet ihre festen Orte finden – vielleicht konzentriert auf wenige zentral positionierte Masten, wo jeweils ein ganzes Dutzend in verschiedene Richtungen weist. Offen ist auch, ob die Wegweiser dann zugleich einen QR-Code zeigen, der direkt zur Website der betreffenden Kulturstätte führt.

Lena Hoppe, die beim PLATZprojekt (siehe S. 103) aktiv ist, kommen die Kulturwegweiser nebenbei auch ein ganz klein wenig selbst zugute: „Das PLATZprojekt hatte wie viele andere bislang keinen Wegweiser in der Stadt“, berichtet ihre Kollegin Grömminger. „Jetzt bekommt es eines unserer bunten Schilder. Und eine Idee, die im PLATZprojekt entstand, stärkt künftig eine ganze Reihe von Projekten.“ ←●



Kernprojekt Flarity

Eine solidarische Ökonomie



Wie schafft man ein zivil getragenes und mitgestaltbares Gemeinwesen? Das ist die Frage, um die sich bei der GfaZ alles dreht. Eine ihrer Thesen: Es bedarf einer neuen ökonomischen Struktur – einer, die es mehr Menschen erlaubt, sich nachhaltig, aus innerem Antrieb und bedarfsorientiert für die Gesellschaft zu engagieren. Mit anderen Worten: Es muss sich für den Einzelnen lohnen, individuelle Ressourcen wie Zeit, Arbeit, Raum oder technisches Gerät zur Verfügung zu stellen. Im Idealfall entsteht ein dynamischer Markt der Tauschgeschäfte nach dem Prinzip: „Biete Proberaum, suche Lastenrad.“ Dieses experimentelle Wirtschaftsmodell ist die „kokreative Ökonomie“. Sie soll für das Gemeinwohl engagierte Menschen grundabsichern sowie eine nachhaltige Struktur der Wertschätzung und -schöpfung ermöglichen. Dazu setzt die GfaZ in einem Reallabor ab Sommer 2021 mit dem Kernprojekt „Flarity“ auf eine eigene digitale Währung mittels Blockchain-Technologie (siehe Kasten), mit der Ressourcen und Dienstleistungen verrechnet werden.

Die Währung: „Moki“

Bei Internetwährungen, die auf Blockchain-Technologie basieren, repräsentiert ein „Token“ einen bestimmten Wert. In der experimentellen Ökonomie der GfaZ in Hannover heißt dieser Token nicht etwa Bitcoin, sondern „Moki“. Dieser ist innerhalb des Systems handelbar wie eine ganz normale Währung. Anders als bei normalen Währungen ist allerdings: Der „Moki“ entsteht durch Prozesse „demokratischer Wertschöpfung“, in erster Linie als Grundstundenvergütung für Zusammenarbeit zwischen mindestens zwei Menschen.

Er kann eingesetzt werden, um Angebote aus der Community wie Raum-Ressourcen oder Leihgegenstände aus der Bibliothek der Dinge zu nutzen. Und in einem Crowdfunding-ähnlichen Abstimmungsverfahren wird der „Moki“ auch als Startkapital für neue Projekte zur Verfügung gestellt: Erhalten die Initiatoren beim Voting viele Stimmen für ihr Projekt, bedeutet das entsprechend viele „Moki“. Die technischen Abläufe wurden in die Software „Flarity“ einprogrammiert, sodass wesentliche Teile dieses alternativen Geldschöpfungsprozesses automatisiert sind. Eine weitere Besonderheit des „Moki“: Er hat eine eingebaute Halbwertszeit („Burning Rate“). Durch diesen Wertverfall kann er nicht unendlich angehäuft werden wie herkömmliches Geld, das Spekulanten und Spekulantinnen irgendetwas unproduktiv parken.

Die Software: „Flarity“

Die für den effizienten und gemeinnützigen Umlauf des „Moki“ notwendige Software heißt Flarity. Sie wurde –

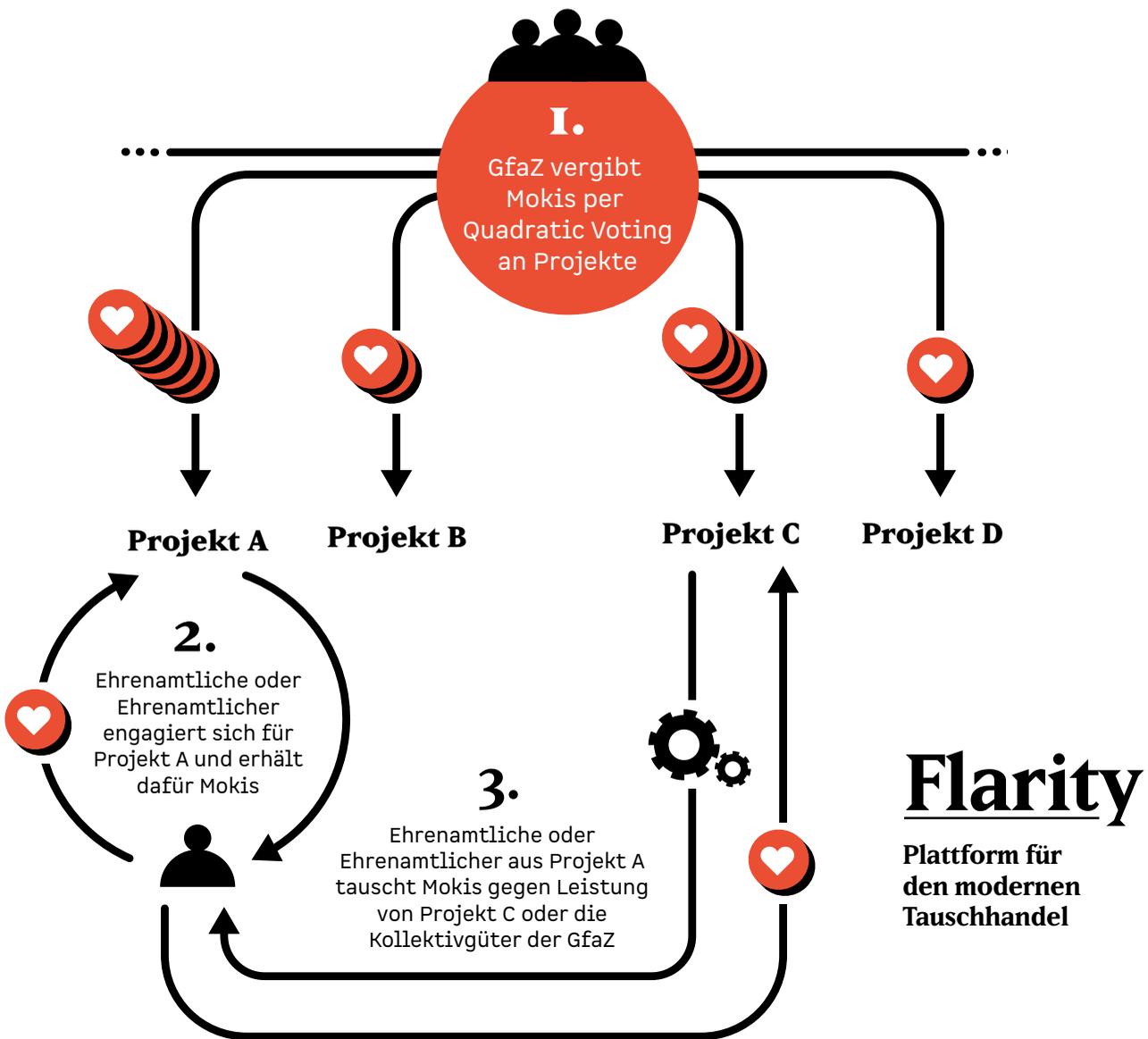
anders als bei bisherigen Blockchain-Projekten – in einem partizipativen Prozess entwickelt, an dem eine möglichst breite und diverse Öffentlichkeit beteiligt war. Flarity ist auch eine Internet-Plattform, ein Marktplatz für Engagierte. Auf diesem virtuellen Marktplatz begegnen sich Nachfrage und Angebot der Community, innovative und gemeinwohlorientierte Projekte erhalten hier direkte Förderung. Aufbewahrt und verwendet wird die Währung mit Hilfe eines „Wallet“, einer digitalen Brieftasche.

Die kokreative Ökonomie

Das Ziel dieser digitalen Infrastruktur ist es, einen eigenen Währungs- und Wertschöpfungsraum zu schaffen. Dort wird ein Werterhaltungsmittel geschöpft, wann immer Menschen sich bürgerschaftlich engagieren – und nicht, indem eine Bank Kredit vergibt wie bei der klassischen Geldschöpfung.

Bürgerschaftlich Engagierte, zunächst aus der GfaZ und den mit ihr vernetzten Initiativen, erhalten ein solidarisches Einkommen für ihr Engagement. Mit diesem Einkommen haben sie Zugriff auf Dienstleistungen oder Ressourcen, die Akteurinnen und Akteure selbst in die Ökonomie einspeisen.

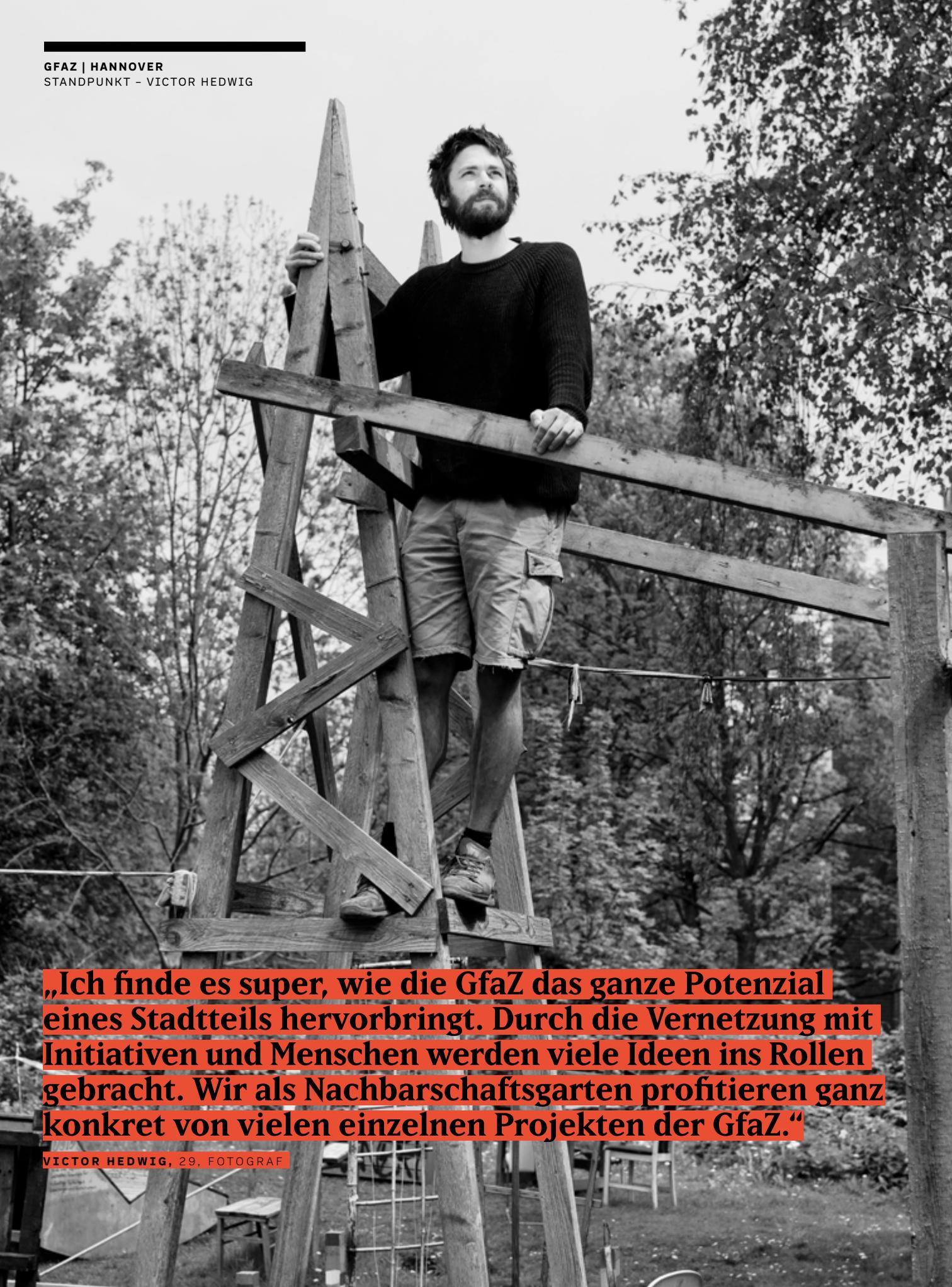
Die kokreative Ökonomie will aber auch Vorbild für andere Anwendungsgebiete sein. Beabsichtigt ist, weitere Anbieter aus den Bereichen regionale Lebensmittel, Wohnraum, Kultur und kommunale Verwaltung zu integrieren. Am Ende steht – so die Hoffnung – eine ganz neue Art des solidarischen und gemeinnützigen Wirtschaftens in immer mehr Zusammenhängen der Landeshauptstadt. ←●



Blockchain-Technologie: Es muss nicht immer Bitcoin sein

Die technologische Basis der kokreativen Ökonomie ist eine Kryptowährung auf Blockchain-Basis. Weltweit gibt es derzeit mehr als 2.000 Kryptowährungen, die bekannteste ist sicherlich der Bitcoin. Die Blockchain-Technologie ermöglicht eine neue Qualität der Datensicherheit. Mit Hilfe von Verschlüsselungsmechanismen und dezentraler Verwaltung von Datenbanken können Informationen und damit auch Währungseinheiten transparent und gleichzeitig sicher abgelegt werden. Gewährleistet wird die Sicherheit durch Nodes, Netzknotten, die komplexe kryptographische Rechenaufgaben lösen, also die Ver- und Entschlüsselung der Transaktionen bewerkstelligen. Die Vielzahl an Nodes im Verhältnis zu den potenziell möglichen

Transaktionen aber macht das Zahlungsmittel für den Alltag quasi untauglich. Und die Netzwerkstruktur benötigt enorm viel Rechnerleistung und Energie. Um diesen Herausforderungen gerecht zu werden, soll in Hannover ein lokales und überschaubares Server-Netzwerk entstehen, das von den Nutzerinnen und Nutzern selbst verwaltet wird. Das Ziel ist eine vertrauenswürdige Infrastruktur, die wenig Strom verbraucht, schnelle Transaktionen gewährleistet und bedarfsorientiert wachsen kann. Durch direktdemokratische Mechanismen wird sie von allen Nutzerinnen und Nutzern mitbestimmt, was eine hohe Transparenz einschließt. Insgesamt also ein deutlich anderes Bild als beim Bitcoin.



„Ich finde es super, wie die GfaZ das ganze Potenzial eines Stadtteils hervorbringt. Durch die Vernetzung mit Initiativen und Menschen werden viele Ideen ins Rollen gebracht. Wir als Nachbarschaftsgarten profitieren ganz konkret von vielen einzelnen Projekten der GfaZ.“



Das Haus Königsworther Straße 20 in Hannovers Calenberger Neustadt ist ein mit Stuck und Graffiti verzierter Altbau, unweit der Universität gelegen. In den umliegenden Straßen lebt viel junges, internationales Volk. Gleich neben dem Kiosk an der Straßenecke bietet die „Kö20“, wie das Haus im Viertel genannt wird, ein schlauchförmiges Ladenlokal, in dem einst ein Fahrradladen zu Hause war. Nachdem der ausgezogen war, blieb das Lokal etwa ein Jahr lang ungenutzt.

Leerstand? Verschwendung! So dachte sich ein Kreis engagierter Leute aus dem Haus und konzipierte den „Nachbarschaftsladen Kö20“ – einen selbstverwalteten Ort, der allen Anwohnenden der Königsworther Straße und ihrer Seitenstraßen offenstehen soll. Für Ausstellungen, Pop-up-Stores, Jam-Sessions, Spieleabende, Yoga oder Gespräche bei einer Tasse Tee.

Im Viertel wurde die Idee begeistert aufgenommen: Über 60 Menschen

aus der Nachbarschaft nahmen Anfang 2019 an den Treffen zur weiteren Planung teil, eine Finanzierung der Mietkosten auf Spendenbasis organisiert. Doch bald merkten die Organisatoren, dass ihr ehrenamtliches Engagement an Kapazitätsgrenzen stieß.

Weitermachen nach Corona

Hier kam die GfaZ ins Spiel. Sie verschaffte dem „Kö20“ den Status eines Kernprojekts, verbunden mit einer Förderung über einen Zeitraum von sechs Monaten. Eine 450-Euro-Stelle und Zuschüsse für den Ausbau des Raumes sollten helfen, die Startphase bis zur regelmäßigen Nutzung zu meistern. Eine wöchentliche Sprechstunde diente als Anlaufstelle für Menschen, die Ideen und Leben in den Laden bringen wollten.

Spätestens nach dem Ende der massiven Einschränkungen durch die Corona-Pandemie soll das „Kö20“ zur kulturellen Bereicherung der Calenber-

ger Neustadt beitragen. „Die neu gestaltete Website, auf der alle Interessierten ihre Programmideen anmelden können, ist schon startklar“, sagt der Künstler und Mitinitiator Sven-Julien Kanclerski. Nach dem Ende des „Social Distancing“ dürfte sich das erweiterte Wohnzimmer dieser Nachbarschaft dann wieder sehr schnell mit Leben füllen. ←●

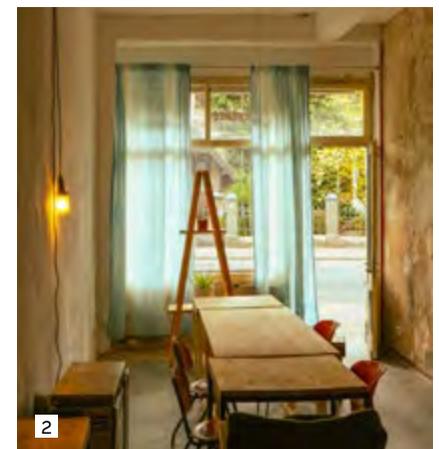




FOTO: MEL WILKEN

Mobiles Zeichencafé

Gemeinsam Kunst mobil machen und auf die Straße bringen – das war die Idee des Grafikers und Illustrators Mel Wilken, der im „Keller 3“ schon viel Erfahrung mit kreativem gemeinsamem Zeichnen gesammelt hat. Warum also das Angebot nicht per Lastenfahrrad mobil machen? Das mobile Zeichencafé hat alle Materialien an Bord. Als regelmäßiges Angebot, verbunden mit Workshops, kann sich die Idee so im öffentlichen Raum und im Kiez verbreiten.

Wilken und ein Kreis seiner kreativen Freundinnen und Freunde unterstützen die Teilnehmenden bei der zeichnerischen Umsetzung ihrer illustrativen Ideen. Und die Ergebnisse? Werden gleich vor Ort ausgestellt. Das Angebot ist für alle Interessierten kostenlos. Wenn das Lastenfahrrad nicht gerade für die Aktion genutzt wird, steht es den „Kreativnetzwerken“ zur Verfügung, sodass Ausstellungen aufgebaut und Materialien transportiert werden können.

Förderhöhe GfaZ: 1700 Euro

Von der GfaZ geförderte Projekte

Vier von vierzehn

Die GfaZ arbeitet in erster Linie an einer Infrastruktur, die Gemeingüter und Engagement im Quartier fördert. Mit dem „Fonds für Außerordentliches“ unterstützt sie ausgewählte Projekte jedoch auch direkt finanziell. Insgesamt 15.000 Euro standen in der ersten Förderrunde im August 2020 für Projektideen bereit. Bei der Abstimmung mittels Quadratic Voting (siehe S. 116) wurden vierzehn Projekte und Aktionen ausgewählt, von denen wir hier vier vorstellen. Die nächste Förderrunde des Fonds ist bereits in Planung.

Soziale Kiste

In einer Baulücke hat sich eine Hannoveraner Nachbarschaft eine grüne Oase mitten im Kiez geschaffen. Hier im „Nachbarschaftsgarten“ trifft man sich, verbringt freie Zeit, klimpert auf der Gitarre, arbeitet am Laptop oder spielt Badminton. Die „Soziale Kiste“ soll diese Entwicklung weiter vorantreiben. Dank der Förderung durch den „Fonds für Außerordentliches“ konnte beim gemeinsamen „Bau-Tag“ eine solide Box gezimmert und mit Dingen gefüllt werden, die aus einem einfachen Behälter eine „soziale Kiste“ machen: eine Gitarre, Jonglierbälle, Schachbrett, Diabolo und vieles mehr.

Die Kiste steht mit einem Zahlenschloss gesichert im Garten. Den Code zum Schloss gibt die Nachbarschaft aber vertrauensvoll an alle Baulücken-Genießer weiter. Die dunkle und nasse Jahreshälfte und die Einschränkungen durch Corona haben zwar dafür gesorgt, dass bei der praktischen Nutzung der sozialen Kiste noch Luft nach oben ist – aber nach jedem Winter folgt ja wieder ein Sommer. Die Kiste jedenfalls ist gut sortiert und wartet nur darauf, durchwühlt zu werden.

Förderhöhe GfaZ: 550 Euro



FOTO: JUDITH HÜBNER

RUFWEITE – dein Nachbarschaftsmagazin

Die Redaktion des Nachbarschaftsmagazins RUFWEITE besteht aus einer Wohngemeinschaft junger Leute in der Calenberger Neustadt. RUFWEITE trat mit der Idee an, die räumliche Trennung von Menschen gerade in Zeiten von Corona zu überwinden. Das Magazin lebt auch in Zeiten des „Social Distancing“ von gemeinschaftlichem Engagement, von Berichten und Geschichten aus der näheren und weiteren Umgebung. Zum Medienangebot gehören auch eine Brieffreundschaftsbörse sowie ein Teil-Basar für Gegenstände oder auch Hilfestellungen.

Die Website und die gedruckte Erstausgabe hatte das Redaktionsteam bereits aus eigener Kraft realisiert – vor allem aber mit Hilfe der kreativen Beiträge zahlreicher Nachbarinnen und Nachbarn im Quartier. Um auch eine zweite, von 200 auf 500 Exemplare vergrößerte Druckauflage stemmen zu können, erlangte die Redaktion die Förderung durch den „Fonds für Außerordentliches“ der GfaZ. Die Nummer 2 der RUFWEITE wird in ausgewählten Läden und Einrichtungen in Linden, der Calenberger Neustadt und der Nordstadt erhältlich sein.

Förderhöhe GfaZ: 800 Euro

Website: rufweite-magazin.de

Ideenpicknick Lichtenbergkreisel

In der Regel fährt man nur um ihn herum: Der Lichtenbergkreisel in Hannover-Linden ist eine hübsche Grünfläche, in deren Mitte ein majestätischer Kastanienbaum steht. Nett anzusehen, doch kaum genutzt. Am 4. Oktober 2020 aber füllte sich der Rasen mit Menschen. Picknickdecken wurden ausgebreitet, ein Verpflegungszelt und eine Ideen-Pinnwand aufgestellt. Für einen Tag wurde der Verkehrsknoten zum Begegnungsort – unter Einhaltung der im Herbst 2020 geltenden Corona-Abstandsregeln natürlich.

Im Lauf des Nachmittags füllte sich die Pinnwand mit Zetteln, auf denen Anwohnerinnen und Anwohner Ideen für die Gestaltung, Begrünung und Belebung des Viertels notiert hatten. Die vielleicht ungewöhnlichste Anregung kam vom neunjährigen Paul: „1.000 Meerschweinchen halten und gemeinschaftlich versorgen.“ Bei Auswertungs- und Folgetreffen wollen Menschen und Vereine aus dem Umfeld des Lichtenbergkreisels nun schrittweise über die Realisierbarkeit der besten Ideen beraten – möglichst bis hin zur tatsächlichen, gemeinschaftlichen Realisierung.

Förderhöhe GfaZ: 1600 Euro



FOTO: HASSAN MAHRANZADEH

Quadratic Voting

Mehr als nur Ja oder Nein

Grundidee für den „Fonds für Außerordentliches“ (FFA, siehe S. 114) war eine leicht zugängliche Förderstruktur. Jeder Hannoveraner und jede Hannoveranerin konnte sich auf der einfach gestalteten Internetplattform Flarity (siehe S. 110) ein Profil einrichten, um eine Projektidee zu präsentieren. Dort war sie dann sieben Tage lang zur Abstimmung freigegeben.

Anders als bei den meisten Fondern wird beim „Fonds für Außerordentliches“ nicht von einem kleinen Gremium, sondern einer großen Gruppe über die Mittelverwendung entschieden. Bei der ersten Förderrunde im August 2020 stimmten rund 50 Vereinsmitglieder der GfaZ über die

Projektideen ab, die von Initiativen, Vereinen oder Einzelpersonen vorgestellt wurden. Der Abstimmungsmechanismus war dabei ebenso ungewöhnlich wie sein Name: Quadratic Voting.

Statt wie üblich nur „Ja“ oder „Nein“ zu signalisieren, repräsentiert beim Quadratic Voting jede Stimme einen festen Geldwert, in diesem Fall 50 Euro. Alle Abstimmenden können mehrere Stimmen abgeben, um so zum Ausdruck zu bringen, in welchem Maß sie ein Projekt förderungswürdiger finden als ein anderes. Das Quadratic Voting – „quadrierendes Abstimmen“ – soll dabei für Transparenz und Genauigkeit sorgen. Jede Entscheiderin und jeder Entscheider hat zu Beginn dieselbe

„Voting Power“: 100 Punkte. Die erste Stimme für ein Projekt kostet nur einen Punkt. Jede zusätzliche Stimme für dasselbe Projekt allerdings wird im Verhältnis „zum Quadrat“ teurer.

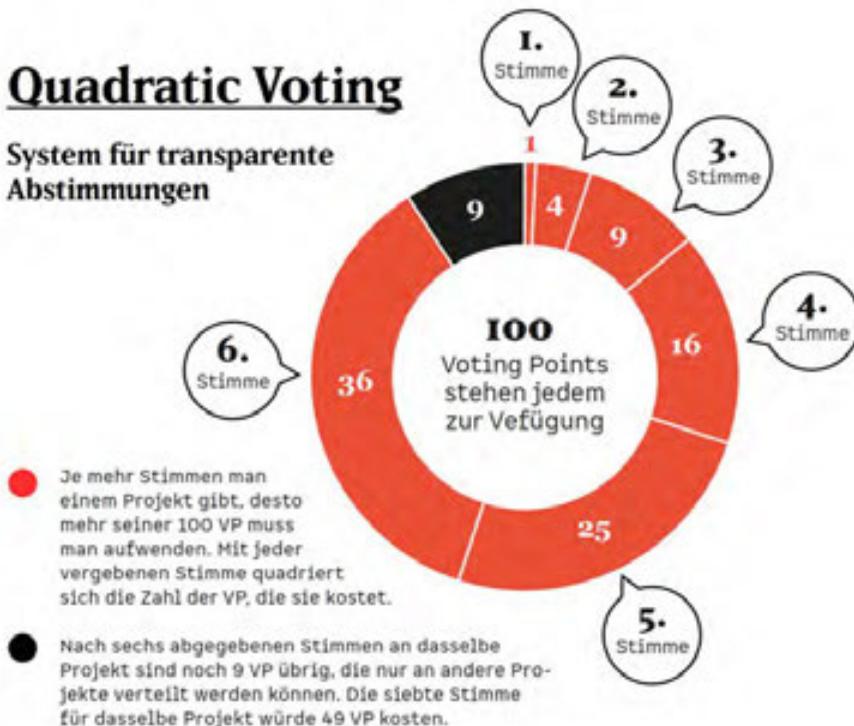
Mehr als je sechs Stimmen im Gesamtwert von $6 \times 50 = 300$ Euro können die Abstimmenden also nicht an das eigene Lieblingsprojekt vergeben. Die übrigen 9 Punkte müssten dann auf andere verteilt werden. Anstatt leichtfertig alle Punkte einem einzigen Lieblingsprojekt zuzuschreiben, wird man beim „Quadratic Voting“ gründlich überlegen, ob und warum man sich diesen teuren Luxus leisten will. Die Endsummen der Punkte spiegeln dann, so die Befürworter, transparenter und ehrlicher die Verteilung der Präferenzen wider.

„Wir folgen mit diesem Modell einer internationalen Debatte rund um das Thema Abstimmung“, so die GfaZ. „Diese Debatte ist oft sehr theoretisch und oftmals geprägt von mathematischen Argumenten. Wir glauben, dass es das Beste ist, Dinge einfach mal auszuprobieren und mit den gesammelten Erfahrungen die Systematik weiter anzupassen.“ GfaZ-Vorstand Tomasz Lachmann ist nach dem ersten Praxistest zufrieden: „Mit dem Verfahren haben wir beim ‚Fonds für Außerordentliches‘ gute Erfahrungen gemacht.“

Quadratic Voting soll daher auch zur Grundlage werden, um sich zukünftig über Flarity Projektfördermittel in Form von Moki, der virtuellen Währung, im ökonomischen Reallabor einer Sharing Economy organisieren zu können. Mit Moki werden dann Engagierte entlohnt und Ressourcen entliehen, die das Projekt voranbringen.

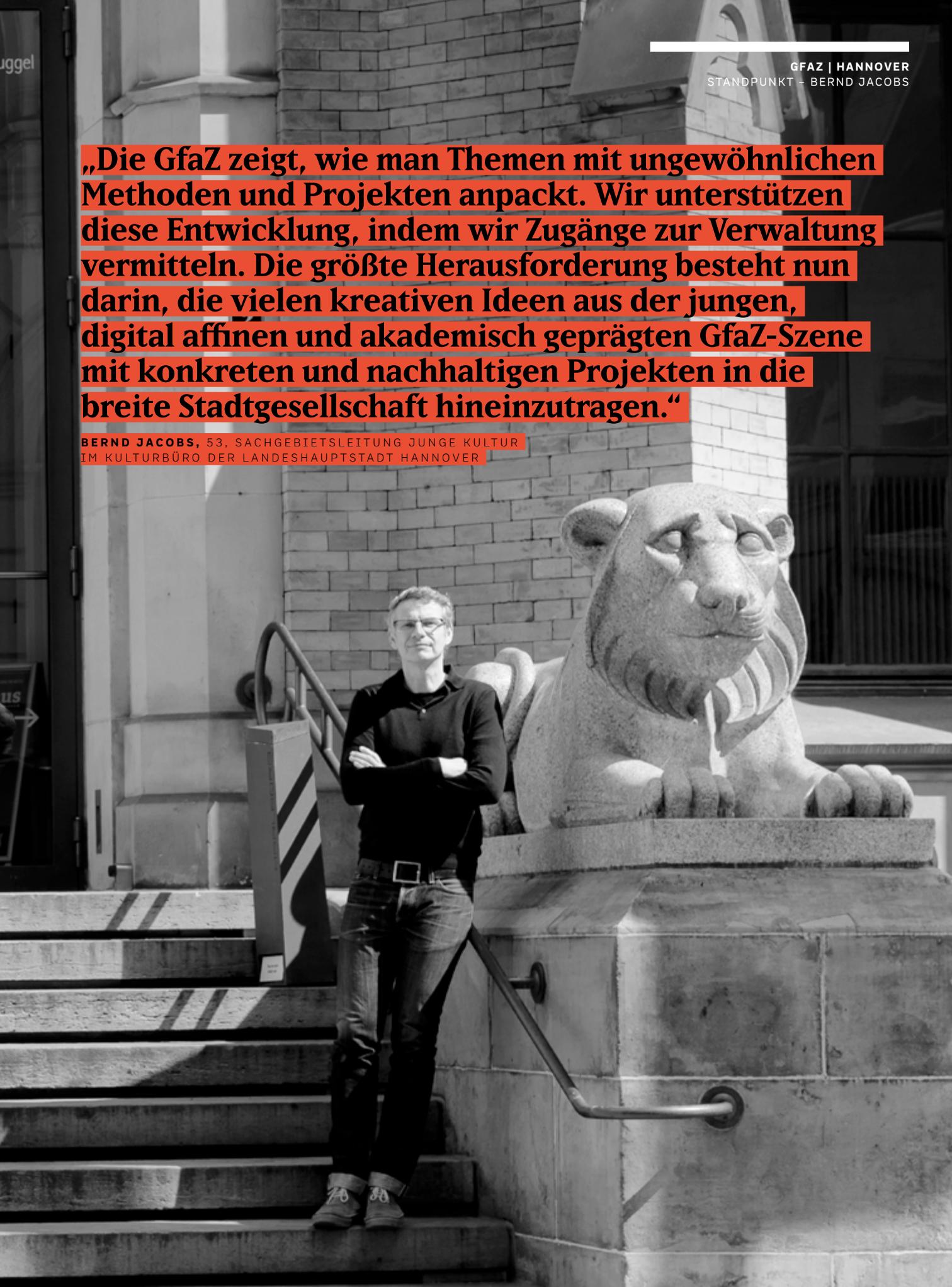
Quadratic Voting

System für transparente Abstimmungen



„Die GfaZ zeigt, wie man Themen mit ungewöhnlichen Methoden und Projekten anpackt. Wir unterstützen diese Entwicklung, indem wir Zugänge zur Verwaltung vermitteln. Die größte Herausforderung besteht nun darin, die vielen kreativen Ideen aus der jungen, digital affinen und akademisch geprägten GfaZ-Szene mit konkreten und nachhaltigen Projekten in die breite Stadtgesellschaft hineinzutragen.“

BERND JACOBS, 53, SACHGEBIETSLEITUNG JUNGE KULTUR
IM KULTURBÜRO DER LANDESHAUPTSTADT HANNOVER





„Unsere Grundidee war richtig“

Maria Heidemann, Projektkoordinatorin in der Geschäftsstelle der GfaZ, und Vorstand Tomasz Lachmann über die Erkenntnisse aus drei turbulenten Jahren

Frau Heidemann, Herr Lachmann, war es eine gute Idee, mit weniger als 700.000 Euro Fördergeld halb Hannover verändern zu wollen?

Lachmann: Unsere Grundidee war richtig. Wir selbst wollten von dem Geld ja gar nicht halb Hannover verändern. Wir wollten nur, dass Leute, die halb Hannover verändern wollen, dies effektiver tun können. Und dieser Herausforderung haben wir uns gewidmet.

Heidemann: Richtig war auch zunächst mal dieser Zusammenschluss der Initiativen zur GfaZ, davon waren alle begeistert und sind es nach wie vor. Das zeigt, dass die Daseinsberechtigung dieser Gesellschaft durchaus besteht. Im Grundsatz gut waren auch die ganzen gemeinschaftlichen Entscheidungen über Schaffung und Umsetzung von Pilotprojekten. Es war richtig, dass die Auswahl da breit gestreut wurde.

Ist es Ihnen gelungen, mit den Kernprojekten eine größere Stadtöffentlichkeit zu erreichen und mit der GfaZ in Kontakt zu bringen?

Lachmann: Man kann das besser machen, klar. Wenn man sich für drei Jahre einen guten Plan macht und dafür eine logische Erzählung entwickelt, die noch Platz für Schritte nach links und rechts lässt. Dass wir gestolpert sind, kommt ja dadurch, dass wir noch nicht die Infrastruktur fertig hatten, um all die geplanten Möglichkeiten auch wirklich bieten zu können.

Heidemann: Ein weiterhin offenes Spannungsfeld für mich ist das zwischen Ehrenamt und Hauptamt in der GfaZ. Ist eine Vereinsstruktur, in der das Ehrenamt dominiert, das Richtige für uns? Es könnte ja sein, dass das bezahlte Kernteam den Ehrenamtlichen die Motivation nimmt. Da müsste man noch tiefer reinschauen bei der Verstetigung.

Haben Sie vielleicht selbst zu viel Bürokratie produziert?

Heidemann: Es sollte ja innerhalb der GfaZ eine Förderstruktur für Projekte geschaffen werden. Dabei hat man beispielsweise das komplexe Berichtswesen des BBSR kopiert. Da hätte man definitiv mit einem agileren Projektmanagement reingehen können.

Lachmann: Ja, da hat man sich zu viel von der Kommunikation mit dem BBSR abgeschaut. Hier müssen wir regelmäßig Berichte verfassen. Aber wenn wir das auch innerhalb der GfaZ machen, dann läuft das etwa beim Raumwagen so: Ach, habt ihr nicht fertiggekriegt? Na gut, wir sehen uns in einem halben Jahr wieder, schreibt zwischenzeitlich mal einen Bericht! So kommt man nicht voran.

Heidemann: Auch der Kontakt zur Stadtverwaltung ist ein wenig liegeengeblieben, darüber herrscht auf Behördenseite ein wenig Unmut. Für die Verwaltung stellt es sich wohl so dar: „Wir hatten mal Kontakt zu den Aktiven, aber dann riss das ab, und wir haben nie wieder was gehört.“ Es ist aber wichtig für die Zukunft der GfaZ, dass wir einen guten Draht haben, deshalb aktiviere ich den jetzt wieder.

Lachmann: Wobei man die Verantwortung für den abgerissenen Kontakt auch genau andersherum sehen könnte.

Was wird am Ende der bleibende Nutzen aus diesen drei Jahren für Hannover sein?

Heidemann: Am Ende steht hier eine richtig fette Plattform für Gegenstände und Räume, mit der Initiativen sich vernetzen und als Anbieter etwas verdienen können. Der Austausch zwischen den Initiativen wird dadurch viel besser. Und mit der GfaZ wird man ein gemeinsames Sprachrohr, einen besseren Draht zur Stadt haben. Daraus sollen dann immer wieder neue Projekte entstehen.

Lachmann: Der Bedarf ist ja echt, den gibt es wirklich. Wir müssen jetzt liefern, und das tun wir. Dann geht es in die ökonomische Verstetigung. Auch da bin ich zuversichtlich. Die Grundidee ist, dass die profitablen Projekte zukünftig die anderen quersubventionieren.

Herr Lachmann, Sie waren von Anfang an dabei. Würden Sie sich das von A bis Z noch mal antun?

Lachmann: Sofort! Natürlich war immer wieder auch Frust im Spiel, auf vielen Seiten. Das ist aber, glaube ich, ganz normal in solchen Prozessen. Aber ich glaube fest an den Mehrwert, den wir schaffen. Und ich bin sehr gespannt, wie das in der Praxis funktioniert, wenn alles fertig ist. ←●

LEARNINGS

Was hat sich bewährt?

Obwohl sie am Gemeinwohl arbeiten, fehlt zivilgesellschaftlichen Initiativen oft eine gemeinsame Stimme. Die GfaZ als Plattform vernetzt und hilft beim Austausch. Das Konzept des Resource Hub und der Software Flarity als digitales Rückgrat einer Sharing Economy. Die Bibliothek der Dinge zur Ausleihe von Werkzeug und Material. Der Raumwagen als mobile, temporäre Architektur (trotz Konstruktionspanne).

Wo muss optimiert werden?

Effektiveres Projektmanagement. Fokus auf „Dinge erreichen“ statt „Dinge diskutieren“. Digitale Kommunikationsstrukturen innerhalb der GfaZ. Das Gemeinschaftsgefühl insgesamt.

Beratungsangebote:

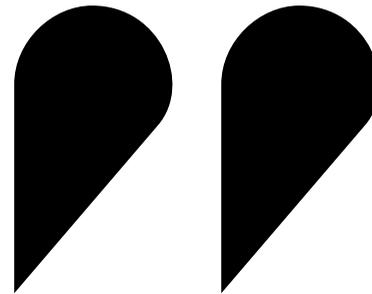
Die Erfahrungen beim Aufbau der Infrastruktur für die gemeinsame Nutzung von Projektressourcen könnten durch die GfaZ in Beratungsangebote für andere Communities und Städte übertragen werden.

GEMEINSAM
STARK.

Jenseits von Staat oder Markt

Wer Stadt mitgestalten will,
muss in der Lage sein,
Ressourcen selbständig zu
verwalten. Zur Bedeutung von
„Urban Commons“ für die
Transformation der Stadt.

Von **Mary Dellenbaugh-Losse**



Wer sich mit den Themen der gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung befasst, wird dem Begriff der „Commons“ (dt. „Allmende“) begegnet sein. Die Commons und die dahinterliegenden sozialen und gesellschaftlichen Bewegungen sind nicht neu, erfahren jedoch seit circa drei Jahrzehnten eine deutliche Renaissance. Ich möchte kurz auf die Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Commons eingehen und beleuchten, wie diese in den Pilotquartieren „Stadt gemeinsam gestalten!“ einen neuen Ausdruck finden.

Der Begriff „Commons“ hat seinen Ursprung in der Subsistenzwirtschaft des Feudalismus. Die Allmenden im eigentlichen Sinne waren gemeinsam verwendete und verwaltete Weiden, auf denen alle berechtigten Hirten (die „Commoners“) ihre Tiere umsonst grasen lassen durften. Da die Tragfähigkeit der Allmende das Überleben der Anrainer bestimmt, sind diese darauf angewiesen, dieses kostbare Gut sorgsam zu verwalten und zu pflegen. Hier finden wir schon die Züge des in die Gegenwart übertragenen Konzeptes der Commons wieder: Selbstverwaltung sowie eine gemeinschaftliche, nachhaltige und nichtkommerzielle Nutzung.

Springen wir in die jüngste Vergangenheit: Der Begriff der Commons erfährt eine Wiederentdeckung, zuerst durch Elinor Ostrom, die den Nobelpreis für Ökonomie für ihre bahnbrechende Arbeit zu Regeln für die nachhaltige Nutzung gemeinsamer Ressourcen wie Fischbeständen erhalten hat. Ihre Arbeit zeigt deutlich, wie wichtig Vertrauen, etabliertes Konfliktmanagement und die Selbstwirksamkeit von Commonern, Regeln selber zu gestalten, für gut funktionierende und nachhaltig verwaltete Commons sind. Um die Jahrtausendwende entdecken auch die Sozial- und Politikwissenschaft diesen Begriff für sich und übertragen das Verständnis von geteilten und lebensnotwendigen Gütern auf diverse neue Ressourcenarten, von Open-Source-Software bis hin zu Genen. Gleichzeitig findet eine neue Konzeptualisierung bestehender sowie neuartiger Ressourcen, Räume und Infrastrukturen als entweder kommunal oder notwendig für ein würdiges Leben statt. So wird das Konzept der Commons beispielsweise in der „Recht auf Stadt“-Bewegung aufgenommen, die öffentliche Räume wie Straßen und





FOTO: ROBERT FUNKE

ZUR PERSON

DR. MARY DELLENBAUGH-LOSSE ist freiberufliche Beraterin und Autorin mit dem Schwerpunkt soziale Inklusion, Bürgerbeteiligung und Gender (urban-policy.com). Sie hat zwei Bücher zu Urban Commons als Koautorin mitverfasst, darunter das „Urban Commons Cookbook“ (2020) mit Nicole de Vries und Nils-Eyk Zimmermann. Seit 2019 arbeitet sie als Lead-Expertin für das EU-Förderprogramm URBACT, wo ihre Schwerpunkte aktuell die Gleichstellung in der Stadtpolitik und digitale Partizipationsformate sind.

Plätze als unentbehrliche Freiräume des gesellschaftlichen Zusammenlebens und der politischen Auseinandersetzung neu konzipiert.

Kommen wir nun in die Gegenwart, in die großen und kleinen Städte Europas, in denen die Themen der gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung neue Aufmerksamkeit genießen und diverseste Projekte neue Arten der Zusammenarbeit, Kooperation und Ressourcenverwaltung ausprobieren. Aus dieser Gemengelage entsteht ein neuer, doch sehr moderner Begriff: die Urban Commons, jene städtischen Ressourcen, die gemeinschaftlich und nichtkommerziell von Nutzern getragen und verwaltet werden. Diese soziale Innovation wird durch die auffällige Zunahme an Begriffen wie „gemeinwohlorientiert“, „genossenschaftlich“, „Gemeinschafts-“, „kommunal“ und „koproduziert“ deutlich und reicht in Komplexität und Formalitätsgrad von Volksentscheiden für die Rekommunalisierung städtischer Infrastrukturen wie Wasser- und Stromleitungen bis hin zu kleinen Gemeinschaftsgärten auf ungenutzten Brachflächen. Dass diese vielfältigen Bewegungen und Projekte zum gleichen Zeitpunkt entstanden sind, ist aber kein Zufall, sondern vielmehr die differenzierte Antwort auf verschiedene Strömungen, die unsere Städte seit den 1980er und 1990er Jahren maßgeblich beeinflussen: Privatisierung, Kommerzialisierung, innerstädtische Mietpreissteigerungen sowie der Verlust unbebauter Flächen, die als Pionier- und Innovationsflächen fungiert haben. Diesen sichtbaren und spürbaren Verlusten entsprangen ein neues Verständnis urbaner Ressourcen jenseits von Staat und Markt sowie der Wunsch einiger Stadtbewohner, sowohl mehr Entscheidungsmacht über lebenswichtige Räume, Ressourcen und Infrastrukturen zu haben als auch den uneingeschränkten und kostengünstigen Zugang zu diesen Räumen, Ressourcen und Infrastrukturen zu sichern.

Es gibt gegenwärtig zahlreiche Beispiele von Projekten, denen die essenziellen Anteile der Commons innewohnen, selbst wenn sie sich selbst nicht als solche beschreiben. Vereint werden diese Projekte durch das Commoning, eben diesen o.g. gemeinschaftlichen und nichtkommerziellen Aushandlungsprozess. Und dieser ist nicht ohne. Es braucht

„Stadtbewohner von Madrid bis Berlin stellen sich die Frage: Wie wollen wir zusammenleben?“

nämlich viel Zeit und Diskussion, um ein gemeinsames Regelwerk auszuloten. Der Prozess zeigt sich zudem oft komplex und auch iterativ. So gehen Projekte häufig zwei Schritte vorwärts, um doch noch mal einen Schritt zurückzugehen. Denn es geht um Fairness – wer wie wann zu welchem Grad den gemeinsamen Garten nutzen darf –, aber auch, wie Entscheidungen getroffen und Sanktionen erhoben werden, falls die Regeln doch nicht befolgt werden. Es geht auch häufig um neue Konzeptionen der Ressourcennutzung (z. B. teilen statt besitzen), oft verbunden mit den sozialökologischen Wertvorstellungen der Mittragenden. Hinter all diesen Aktivitäten steckt ein enorm hoher Bedarf an offener Kommunikation – um das Alltägliche im Projekt zu meistern, um Änderungen zu bereden, um Konflikte zu meiden und zu managen und um Wachstumsprozesse zu steuern. Letzteres zeigt sich als die größte Hürde für Urban-Commons-Projekte – der Sprung vom kleinen informellen Projekt zum etablierten Projekt, Umzüge in größere oder andere Räume, strukturelle Anpassungen an Wachstum, Anpassungen an Änderungen aus dem politischen oder legalen Umfeld und so weiter.

Wie im Historischen geht es ums Überleben, sowohl individuell als auch gesellschaftlich, nun aber vor dem Hintergrund fortgeschrittener Deindustrialisierung, jahrelanger unternehmerischer und neoliberaler Stadtentwicklungskonzepte und deren sozioökonomischen und räumlichen Folgen. Stadtbewohner von Madrid bis Berlin stellen sich die Frage: Wie wollen wir zusammenleben? Wie können wir Projekte gründen, die unsere sozialen, ökologischen und ökonomischen Wertvorstellungen vereinen? Und wie können wir der Vereinsamung und Fragmentierung in unseren Quartieren entgegenwirken?

So ein Beispiel ist auch die „Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit“ (GfaZ) aus Hannover. Wie anderen städtischen Commons-Projekten geht es dem Projektträger darum, eine Struktur zu kreieren, die auf die vorgefundenen Tatsachen kreativ und innovativ reagiert. In dieser Aufgabe funktioniert sie einmal als Kommunikations- und Förderplattform, die die Synergien und Zusammenarbeit zwischen Projekten aus dem Quartier unterstützt, als auch als Be-

treiber von Club-Commons, also Gemeingütern, die zunächst einer festen Gruppe von Mitgliedern zur Verfügung stehen – später vielleicht für das ganze Quartier.

Gerade durch diese Differenzierung zwischen Commons und Club-Commons wird auch deutlich, welche Spannungen gemeinwohlorientierte Projekte in Städten mit sich bringen. Der ethische Wunsch nach Offenheit und Zugang für alle steht oft der Anforderung einer nachhaltigen Nutzung begrenzter Ressourcen gegenüber. Und wo zeichnet man die Grenze einer urbanen Gemeinschaft, wenn diese auch von häufigen Fluktuationen gekennzeichnet ist? Lobenswert ist vor allen Dingen der Versuch der „GfaZ“, zahlreiche diverse Initiativen und gemeinwohlorientierte Organisationen zusammenzuführen, denn durch die Vernetzung und intensive Kooperation kann gemeinsam an tragbaren Lösungen gearbeitet werden. Und das ist nicht nur ein Gewinn für die Mitglieder der „GfaZ“, sondern auch für die Stadt Hannover und alle, die dieses Projekt zu Recht nachahmen. ←●

LITERATURHINWEISE

Mary Dellenbaugh, Markus Kip, Majken Bieniok, Agnes Katharina Müller, Martin Schwegmann (Hg.), *Urban Commons: Moving Beyond State and Market*, Birkhäuser Verlag, 2015.

Mary Dellenbaugh-Losse, Nils-Eyk Zimmermann, Nicole de Vries, *The Urban Commons Cookbook: Strategies and Insights for Creating and Maintaining Urban Commons*, 2020.

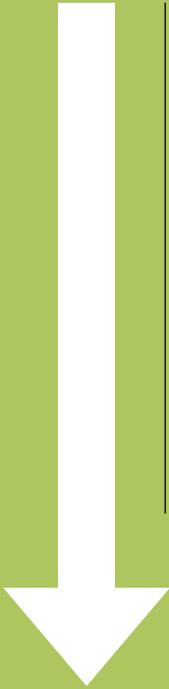
STADT
STATT
MACHE

- S. 128 **Auf einen Blick**
- S. 130 **Streifzug:** Auf den Spuren des Hansaforums. Reportage von Rainer Müller (Text) und Magdalena Vidovic (Fotos)
- S. 144 **Plattform**
- S. 146 **Instrumente: Hansa-Konvent**
- S. 148 **Instrumente: Gemeinwohl-Index**
- S. 149 **Instrumente: Hansa-Bude**
- S. 150 **Instrumente: Hansa-Gremium**
- S. 151 **Instrumente: Projektförderung**
- S. 152 **Projekte: Grüne Oasen**
- S. 156 **Projekte: Nistkästen**
- S. 157 **Projekte: Kanal-Cleanup**
- S. 158 **Projekte: HansaFloß**
- S. 160 **Projekte: Round Table Nights**
- S. 161 **Projekte: Viertelplätzchen**
- S. 162 **Projekte: Quartiersschnibbeln**
- S. 164 **Projekte: Kleinheim**
- S. 165 **Projekte: Radeln ohne Alter**
- S. 166 **Projekte: Rund ums Fahrrad**
- S. 168 **Conclusio:** Wie das Hansaforum lokale Demokratie erneuert hat - und was davon bleibt.
- S. 171 **Experte:** Klaus Selle lotet aus, was „Gemeinwohl“ eigentlich ist - und wie man es erreicht.

MAGHEN

NILASSEN.

MÜNSTER



Hafenromantik und alte Industriekultur: Wenn beides zusammenkommt, ist die Erschließung eines Stadtquartiers kaum noch aufzuhalten. Fragt sich nur, wer denn die Eckdaten der Entwicklung festsetzt.

FORUM

HANSA

www.hansaforum-muenster.de

Münster ist Schwarmstadt:

Wie andere attraktive Universitätsstädte lockt auch Münster viele junge Menschen an. Menschen mit Ideen und Idealen, die sich engagieren und einbringen wollen. Viele von ihnen zieht es ins zentral gelegene Hansaviertel zwischen Hauptbahnhof und Hafen.

Es ist ein Quartier im Wandel und voller Kontraste. Hier stehen Industrieruinen neben Start-up-Hubs, hier treffen traditionelles Arbeitermilieu auf Kreativwirtschaft, junge Familien auf Drogen- und Trinkerszene, migrantisches Klein-gewerbe auf große Projektentwickler. Ein guter Ort, um Neues auszuprobieren – zum Beispiel die Koproduktion von Stadt.



● Münster

Zur Orientierung

- | | |
|---|--|
| 1. Hansa-Bude Dortmunder Straße 25 | 4. Ruderverein Münster von 1882 e.V. Bennostraße 7 |
| 2. B-Side Kultur e.V. Am Mittelhafen 42 | 5. Impulswerk Soester Straße 32 |
| 3. Bürgerhaus Bennohaus Bennostraße 5 | 6. Sozialpalast/Hadiqua Hafenstraße |

Das Hansaforum auf einen Blick

Vision: „Gemeinsam Stadt machen statt machen lassen! Durch die hier lebenden Menschen.“

Anspruch: „Das Hansaforum versteht sich als Plattform für bürgerschaftliches Engagement, für gemeinschaftliche Quartiers- und Stadtentwicklung.“

Besondere Instrumente: Hansa-Konvent, Hansa-Gremium, Projektförderung und Lotsenprogramm, Quartier-Gemeinwohl-Index QGI

DIE AUSGANGSLAGE:

Das Hansaviertel ist (noch) ein gemischter Stadtteil in Münster mit einer lebhaften studentischen Szene und aktivistischer Tradition. Hieraus entstand das Hansaforum, das Bewohnerinnen und Bewohnern die Möglichkeit bietet, sich untereinander und mit lokalen Initiativen zu vernetzen und gemeinsam Ideen für Projekte im Stadtteil zu entwickeln. Rund 70 kleinere und größere Projekte sind so bereits zusammengekommen. Vom Nist-

kasten oder der kleinen Pflanzaktion am Straßenrand bis zum Floßbau im Hafen ist alles dabei – Hauptsache, das Projekt kommt dem Gemeinwohl zugute. Das können soziale oder kulturelle Angebote sein, ökologische Projekte oder andere Maßnahmen, die das Viertel lebenswerter machen.

FORMATE, INSTRUMENTE UND PROJEKTE

Darüber, was dieses „Gemeinwohl“ eigentlich ist, ob die Projekte diesem Anspruch genügen und ob sie gefördert werden sollen, bestimmen die Menschen vor Ort selbst. Dafür hat die Initiative verschiedene Mitmach-Formate und Instrumente wie den Hansa-Konvent (S. 146), das Hansa-Gremium (S. 150) und den sogenannten Quartier-Gemeinwohl-Index (S. 148) entwickelt.

Finanziert werden das Hansaforum und die Gemeinwohl-Projekte vom BBSR als Modellprojekt der Nationalen Stadtentwicklung für die Dauer von drei Jahren. Träger des Hansaforums ist das alternative Kulturzentrum „B-Side“, das nach Ende des Modellprojekts die gemeinwohlorientierte Quartiersentwicklung weiterführen möchte.

Als temporäre Plattform ist das Hansaforum sehr schlank aufgestellt. Sechs Mitarbeitende, die teilweise auf Minijob-Basis angestellt sind, kümmern sich um die Büroorganisation, Öffentlichkeitsarbeit und nicht zuletzt um die vielen Ehrenamtlichen, die im Rahmen von Praktika einen erheblichen Teil der Arbeit leisten. Das gesamte Hansaforum-Team besteht aus rund 25 Leuten und kommt meist aus dem Umfeld der B-Side und der Hochschulen. ←●

8.000

EINWOHNER
IM HANSAVIERTEL

80

PROJEKTE,
DIE GEFÖRDERT
WERDEN

700.000

EURO
FÖRDERSUMME

Zu neuen Ufern



Buntes Engagement: Das Team vom Veranstaltungszentrum B-Side hat das Hansaforum gegründet – eine Initiative zur gemeinwohlorientierten Quartiersentwicklung von unten.

A group of seven people are posed in an outdoor urban setting. In the background, there is a wall covered in graffiti and a banner that reads 'C H N' and 'M E N'. To the left, there are several white patio umbrellas. The group consists of four people sitting on a light-colored sofa and three people standing or sitting on the ground. The overall atmosphere is casual and community-oriented.

Das Hansaviertel rund um den Stadthafen von Münster verändert sich rasant. Damit die Menschen vor Ort den Wandel mitgestalten können, wurde das Hansaforum gegründet, als Plattform für Stadtmacher und neue Formen lokaler Demokratie.

TEXT: RAINER MÜLLER | FOTOS: MAGDALENA VIDOVIC



Hafen im Wandel: Vor 20 Jahren begann der Umbau des Stadthafens zu einem modernen Stadtteil mit Büros, Wohnungen, Gewerbe und Freizeitangeboten.

Man muss sie ein wenig suchen, die alteingesessenen Läden. Die Arbeiterkneipe „Laterne“ am Bremer Platz. Oder das „Athen“, den ältesten griechischen Imbiss der Stadt in der Wolbecker Straße. Der Matratzen-Discounter im schönen Jugendstilhaus hat kürzlich Platz gemacht für das Frühstückscafé „19sieben“, in dem es Hafermilch im Kaffee und Avocado aufs Brot gibt. Längst dominieren die Szene-Lokale, Eis-„Manufakturen“ und Fahrrad- oder Plattenläden das Bild. Dabei waren im Münsteraner Hansaviertel, das heute Studierende und Kreative anzieht, einst die Hafendarbeiter zu Hause.

Moment mal. Hafen? Ja, tatsächlich hat Münster einen Binnenhafen am Dortmund-Ems-Kanal, der seit 1899 Dortmund mit Papenburg verbindet. Mit dem Strukturwandel

im Ruhrgebiet verlor allerdings auch der Stadthafen seine Bedeutung als Warenumsschlagplatz. Es folgte der soziale Abstieg eines Viertels, das – eingeklemmt zwischen Bahngleisen, Kanal und Hafen – sowieso ein wenig isoliert ist vom „Rest“ der Stadt. Dann kam die junge Szene.

Der Hafen selbst – der eigentlich nur aus einem Hafenbecken besteht – ist kaum wiederzuerkennen. Vor rund 20 Jahren begann seine Transformation zu einem modernen Büro- und Wohnstandort mit Kultur- und Freizeitangeboten. Einige alte Speichergebäude wurden umgebaut und umgenutzt, andere durch Neubauten ersetzt. Am heute so genannten Kreativkai, an der Nordseite des Hafenbeckens, haben sich Verlage, Galerien, Architekturbüros, Kanzleien, ●→



Blick vom „Kreativ-
kai“ auf das B-Side:
Hier lässt es sich
feiern, drüben wird
überlegt, wie die
Entwicklung des
Viertels weitergehen
soll, das sich, siehe
rechts, mit hohem
Tempo wandelt.





Restaurants und Bars angesiedelt. Abends verwandelt sich das gesamte Ufer in eine Ausgehmeile.

Nun soll auch die Nachbarschaft entwickelt werden. Hinter dem Kreativkai sollte in zweiter Reihe ein großes Einkaufszentrum inklusive einiger Wohnungen entstehen. Das Großprojekt wurde zwar gerichtlich gestoppt, und seine Zukunft ist ungewiss. Aber irgendeine Form der Bebauung wird hier ebenso stattfinden wie auf der anderen Seite des Hafens - und natürlich im angrenzenden Hansaviertel. Die Frage lautet daher: Wie entwickelt sich der Stadtteil - und wer entscheidet darüber?

Besuch im Hauptquartier

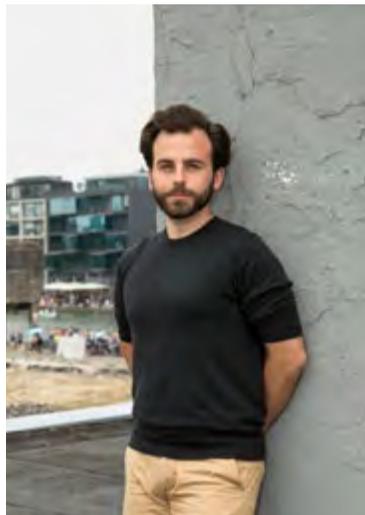
Ein Ort, an dem man sich mit dieser Frage schon lange intensiv beschäftigt, ist das B-Side auf der anderen Hafenseite, gewissermaßen das „Hauptquartier“ der hiesigen Stadtmacherszene. In dem historischen Speichergebäude mit seinem markanten Doppelgiebel sitzen heute Kunst- und Kulturschaffende, der Kulturverein B-Side Kultur e.V. und die B-Side GmbH. Letztere kümmert sich um die Sicherung und inhaltliche Weiterentwicklung des B-Side, das als informelles Kultur- und Veranstaltungszentrum jahrelang ein überwiegend studentisches und aktivistisches Publikum angezogen hatte und derzeit umgebaut wird und sich neu aufstellt. ●→

„Mit dem Hansaforum macht die B-Side einen Schritt ins Quartier, rein ins Alltagsleben der Viertelmenschen.“

SASCHA KULLAK, VORSTAND B-SIDE E.V.



„Wir wollen das B-Side zu einem soziokulturellen Quartierszentrum weiterentwickeln, zu einem Begegnungsort für alle Menschen hier im Stadtteil“, erklärt Tobias Stropfel, Geschäftsführer der GmbH. Eine „Tradition“ wird in jedem Fall fortgeführt: Wie bisher auch schon, soll das B-Side ein Ort sein, in dem über Stadtentwicklung und die Zukunft des Hansaviertels diskutiert wird. Im B-Side wurde auch die Idee für das Hansaforum geboren: ein Forum für Bewohnerinnen und Bewohner, in dem sie sich mit ihren Ideen für das Viertel einbringen können. „Bei uns kann man sich informieren oder eigene Projektideen diskutieren“, sagt Leonie Nienhaus vom Hansaforum. „Hier findet man vielleicht Gleichgesinnte, mit denen man sich an die Umsetzung der Projekte wagen kann. Dabei geht es natürlich auch um Empowerment und Selbstwirksamkeit – als individuelle, aber auch kollektive Erfahrung in der Gruppe.“



„Das B-Side soll ein soziokulturelles Zentrum werden, ein Begegnungsort für alle hier im Quartier“

TOBIAS STROPPEL, B-SIDE GMBH

Treffpunkt für das zehnköpfige Hansaforum-Kernteam und all jene, die sich an den neuen Gemeinschaften und kreativen Lösungen beteiligen wollen, ist die Hansa-Bude in der Dortmunder Straße. Hier, in einem ehemaligen Fernseh- und Elektrofachgeschäft, ist heute ein Co-Working-Space angesiedelt, in dem sich das Hansaforum für drei Jahre eingemietet hat. Von hier aus leistete das Team als Pilotprojekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik Starthilfe für Stadtmacher-Initiativen. Gut 80 gemeinwohlorientierte Projekte hat das Hansaforum zwischen 2019 und 2021 gefördert – darunter einmalige Veranstaltungen, kleinere „räumliche Interventionen“ wie das Projekt Viertelplätzchen oder einzelne Fahrrad-Projekte, die vor Ende des Hansaforums in einem Cluster gebündelt wurden und verstetigt werden sollen.

Eine transparente und demokratische Auswahl der geförderten Projekte stand dabei von Anfang an im Mittelpunkt: Die rund 500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der sechs „Hansa-Konvente“ entschieden über zu vergebende Fördergelder. Im „Hansa-Gremium“ trafen Bürgerinnen und Bürger sowie Vertreter aus Politik und Verwaltung Entscheidungen über die Vergabe von Mitteln. Alle Projekte müssen den Kriterien des „Quartier-Gemeinwohl-Index“ (QGI) entsprechen, um gefördert zu werden. „Auf diese Weise setzen wir uns immer wieder mit der Frage auseinander, was das ‚Gemeinwohl‘ eigentlich ist“, erklärt Sascha Kullak vom Hansaforum. ➔



„Es geht um
Empowerment
und Selbst-
wirksamkeit
als individuelle,
aber auch
kollektive
Erfahrung.“

LEONIE NIENHAUS,
MITARBEITERIN BEIM HANSAFORUM



„Ich habe hier
Zeitung aus-
getragen, kenne
jeden Brief-
kasten, jede
Straße, jeden
Laden. Alles
wurde ausge-
tauscht.“

PETER ROLLNIK, RENTNER

„Wir sind hier, weil es multikulti ist und es coole Leute gibt.“

LAMIN JAMMEH, CAFÉ-BESITZER



Mancher spricht noch „Masematte“

Eines der Projekte, die das Hansaforum gefördert hat, ist die begrünte Straßenkreuzung vor dem ImpulsWerk, einem Verein für Jugendarbeit. Hier sitzt Peter Rollnik gerne auf einer Bank und plaudert mit den Leuten. Rollnik, 68 Jahre alt, ist im Hansaviertel aufgewachsen, hat nie woanders gewohnt und will hier auch nicht weg. Rollnik, der sich „Kiez-Opa“ nennt, ist auch einer der Letzten, die „Masematte“ sprechen, die Sprache des Viertels. Die Mischung aus Polnisch, Jiddisch und Romani gilt als Dialekt des Rottwelschen und war hier einst weit verbreitet.

Und heute? Peter Rollnik, auf seiner Lieblingsbank, beobachtet den Wandel und findet ihn jovel und schovel, gut und schlecht, zugleich. Gerade hat sein alter Metzger in der Wolbecker Straße dichtgemacht. Westfälische und schlesische Wurstwaren gab es da. Jetzt residiert hier ein Restaurant – ausgerechnet ein vegetarisches. „So ändern sich die Zeiten. So verändert sich ein Stadtteil“, sagt Rollnik. ➔



Mahlzeit: Noch gibt es die alten Läden. Aber auch inspirierende neue Gastronomie wie das vegetarische Restaurant „Zur alten Fleischerei“ – das, wie der Name schon sagt, in einem alten Metzgerladen residiert.



Licht an: Wie lange kann sich eine klassische Kneipe wie die „Laterne“ in einem prosperierenden Viertel noch halten?



Grüne Farbtupfer für die Soester Straße: Auf einer verkehrsberuhigten Kreuzung sind zwei Hochbeete entstanden.



„Hier wird Kindern durch Kooperationen mit Kitas und Schulen aus dem Viertel etwas über den Anbau von Lebensmitteln vermittelt.“

ANDRÉ SCHMITZ,
LEITER IMPULSWERK

Hereinspaziert: Der Bürgergarten von BlattBeton ist frei zugänglich.

Vegetarisches ist nicht so nach seinem Geschmack, aber die neue Begrünung vor „seiner“ Bank findet er gut. Junge Freiwillige vom ImpulsWerk haben hier gerade zwei Hochbeete errichtet und sie mit essbaren Stauden und Kräutern bepflanzt.

Gefördert durch das Hansaforum nutzt der Verein die Freiflächen vor seiner Haustür jetzt als „Lernort im öffentlichen Raum insbesondere auch für die kleineren Viertel-Bewohner“, wie ImpulsWerk-Gründer André Schmitz erklärt. „Über die Kooperation mit Schulen und Kitas im Viertel wird den Kindern hier etwas über den Anbau von Lebensmitteln vermittelt. Und gleichzeitig geben wir der Fläche etwas Aufenthaltsqualität.“ Tatsächlich wirkt die verkehrsberuhigte Straßenkreuzung jetzt wie ein kleiner Platz, auf dem sich die Nachbarschaft trifft.

Wie das ImpulsWerk betreiben auch viele andere Initiativen, aber auch Privatleute Urban-Gardening-Projekte im Hansaviertel. So viele sind es, dass das Hansaforum sie unter dem Namen „Grüne Oasen“ vereint, um den Austausch und die Zusammenarbeit unter den Beteiligten zu fördern – im Idealfall auch über das Ende des Hansaforums hinaus.

Willkommen im Zwischenreich

Fährt man auf der Hafenstraße vom benachbarten Südviertel ins Hansaviertel, wird klar, warum die Menschen ihr Quartier ein bisschen wie eine Insel wahrnehmen: Zweimal hintereinander überspannen breite Eisenbahnbrücken die Straße, bevor man im Hansaviertel ankommt. Zwischen beiden Brücken liegt ein „Zwischenreich“ aus Parkplätzen, kreativ-wirtschaftlich genutzten Bahndepots, einem Skaterpark – und einem wunderschönen „Kunstgarten“ namens Hadiqa. ●→



Grün gegen Grau: An vielen Stellen im Hansaviertel entstehen Urban-Gardening-Projekte.



Kunst und Garten:
Die Mitglieder der
Künstlergruppe
sozialpalast
haben eine kleine
Brache umgestaltet
und bieten hier
seither Veranstal-
tungen auf Spen-
denbasis an.

Das arabische Wort für „Garten“ bezeichnet ein Projekt der freien Künstlergruppe sozialpalast. 2017 haben sie die kleine Brache umgestaltet und bieten seither nichtkommerzielle Veranstaltungen auf Spendenbasis an – etwa das vom Hansaforum geförderte queer-feministische Musikfestival „Katzentisch“.

Seit 15 Jahren gibt es die sozialpalast-Gruppe in Münster. Jedes Jahr bespielen sie unterschiedliche öffentliche Orte und machen diese teilweise überhaupt erst zugänglich – oder „betreiben skulpturale und temporäre, künstlerische Inbesitznahme mit politischem Anspruch“, wie Erik Biembacher vom sozialpalast formuliert. „Bei unseren Projekten geht es immer auch um einen aktivistischen Ansatz, darum, marginalisierten Menschen und Gruppen Zugang zu zentralen Orten und öffentliche Teilhabe zu ermöglichen.“

Ideell, projektweise und auch personell gibt es Überschneidungen mit dem B-Side-Kollektiv und dem von ihm gestarteten Hansaforum. Nächstes vom Hansaforum gefördertes Projekt ist die Zwischennutzung eines alten Gasometers, der – wie fast alle Flächen im Hafengebiet – den Stadtwerken und damit der Stadt gehört. Für das Vorhaben wurde der



Verein sozialpalast e.V. gegründet und ein Mietvertrag bis Ende 2021 unterschrieben. Rund um den Gaskessel führt der Verein Ausstellungen, Theater und andere Veranstaltungen durch und will das etwas abseits gelegene Areal ins öffentliche Bewusstsein rücken.

Ziel des Projekts ist der dauerhafte Erhalt des Industriedenkmal – aber wie es weitergeht, ist unklar, denn auch für diese Fläche östlich des Kanals haben Stadt und Politik schon Pläne zur Neubebauung. Die Kreativen und Stadtmacher in Münster aber sind schon da, und sie zeigen Flagge. Sie verstehen ihre Projekte als Angebote an die Menschen im Viertel, an Politik und Verwaltung, als Angebot und Aufforderung zur Koproduktion von Stadt.



„Bei unseren Projekten geht es immer auch darum, marginalisierten Menschen Zugang zu zentralen Orten und öffentliche Teilhabe zu ermöglichen.“

ERIK BIEMBACHER, SOZIALPALAST-KÜNSTLER

Abfahrt:
Markus Küke vom
sozialpalast und
„Katzentisch“-
Veranstalterin
Johanna Bausch
am Kunstgarten.



Stadtentwicklung von unten

FORUM



Viel mehr als nur ein Forum: Nach dem Motto „Gemeinsam Stadt machen statt machen lassen“ hat das Hansaforum schon über 500 Menschen aus dem Hansaviertel motiviert, zu Stadtmachern zu werden. Mit 80 gemeinwohlorientierten Projekten gestalten sie ihre Nachbarschaft jetzt einfach selbst – und verändern nebenbei die gängige Stadtentwicklungspolitik.

Der früher als Umschlagplatz und Gewerbegebiet so bedeutsame Stadthafen von Münster und das angrenzende Hansaviertel – ein ehemaliges Arbeiterwohngebiet – verändern sich. Vor allem die innenstadtnahe nördliche Seite des Hafenbeckens wurde massiv umgebaut. Wo einst Holz und Getreide gelagert und umgeschlagen wurden, befindet sich heute das schicke Kreativkai mit seiner kleinteiligen Mischung von kultureller Nutzung, Gastronomie und Dienstleistungen

Gegenüber liegt die noch weniger entwickelte „B-Seite“ des Hafens mit dem historischen Hilla Speicher, der jahrelang künstlerisch zwischengenutzt wurde. Ironisch nannten die dortigen Kunst- und Kulturschaffenden ihr Refugium B-Side. Mit den Jahren entwickelte es sich zu einem alternativen Kulturzentrum und Szene-Treff. Nach langen Diskussionen haben Stadt und Land den Mehrwert dieses besonderen Ortes erkannt, sein Fortbestand ist nun gesichert. Stadt und Land fördern den Erhalt und überlassen den Nutzerinnen und Nutzern den alten Speicher.

Wem gehört die Stadt?

Das „klassisch“ betriebene Waterfront-Development durch Stadt und Immobilienwirtschaft, aber auch die unübersehbare Gentrifizierung im Hansaviertel sensibilisierte viele Anwohnerinnen und Anwohner für Stadtentwicklungspolitik und die Frage „Wem gehört die Stadt?“. Gerade-

zu sinnstiftend ist diese Frage für das B-Side-Kollektiv, von dem auch die Initiative zur Gründung der Plattform Hansaforum ausging.

Seit 2019 bringt das Hansaforum nun Menschen aus dem Viertel, Vereine und Unternehmen, die sich dem Viertel verbunden fühlen, zusammen und treibt eine andere Form der Stadt- und Quartiersentwicklung voran: die Koproduktion von Stadt, bei der Bewohnerinnen und Bewohner zu Stadtmachern werden. „Das Hansaforum versteht sich als Plattform für bürgerschaftliches Engagement, für gemeinschaftliche Quartiers- und Stadtentwicklung“, fasst Tobias Stroppe die Idee zusammen. Stroppe ist Geschäftsführer der B-Side und einer der Köpfe hinter dem Hansaforum.

Schnell gelang es, eine große Zahl engagierter und kreativer Mitstreiterinnen und Mitstreiter für die neue Plattform zu begeistern und an vielen Stellen im Stadtteil anzudocken. Grund dafür ist einerseits, dass das B-Side ohnehin schon eine bekannte Anlaufstelle für stadtteilbezogene Initiativen war und selbst immer wieder als Ausrichter von Diskussionsveranstaltungen wie der Reihe „Rund ums Viertel“ auftrat. Andererseits ist das Hansaviertel seit einigen Jahren auch stark studentisch geprägt und verfügt als münstertypische Besonderheit über ein engmaschiges Netz aus kirchlichen Einrichtungen, Sozialträgern und Vereinen.

Wegbegleiter Wissenschaft

Die Arbeiten im Hansaforum werden in Domänen genannten Arbeitsbereichen wie „Buchhaltung“, „Vernetzung“ oder sogar „Forschung“ organisiert. Dabei bietet der Bereich „Forschung“ Unterstützung bei Hausarbeiten, bei Bachelor- oder Masterarbeiten oder auch bei Forschungsprojekten. So werden beispielsweise durch die Kooperation mit dem Institut für Soziologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster die Hansa-Konvente wissenschaftlich begleitet. Dabei werden Fragebögen an die teilnehmenden Bürgerinnen und Bürger verteilt, um beispielsweise Motivation und Alter der Menschen zu ermitteln. Die Erkenntnisse werden genutzt, um die Konvente weiterzuentwickeln. In einer weiteren Kooperation mit dem Institut für Politikwissenschaften wird die Wirkung des Hansaforums erforscht. Zahlreiche Abschlussarbeiten nahmen zudem Instrumente und Teilaspekte des Hansaforums in den Blick. Insgesamt sind zwischen 2019 und 2021 etwa ein Dutzend Hausarbeiten und Abschlussarbeiten entstanden.

„Bei dieser Art von Politik im Kleinen fühle ich mich weniger machtlos, was die Gestaltung des Viertels angeht.“

PIA DRANSMANN, ALS BEWOHNERIN IM HANSA-GREMIUM



1

Der Hansa-Konvent

Hier spricht das Viertel

Zentrales Format für das Gesamtprojekt Hansaforum ist der Hansa-Konvent. Hier kommen die Menschen aus dem Viertel zusammen und bestimmen, „wo es langgeht“. Sie diskutieren darüber, wie sie sich die Zukunft ihres Viertels vorstellen, verständigen sich auf gemeinsame Ziele und stimmen über die Förderung von Projekten ab, die von ihren Nachbarinnen und Nachbarn, von lokalen Initiativen oder Vereinen vorgeschlagen wurden.

Damit ein möglichst repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung aus dem Hansaviertel – die Initiative spricht von „Viertelmenschen“ – mitmacht, mitdiskutiert und mitbestimmt, werden 200 Bürgerinnen und Bürger per Zufallsauswahl ausgewählt und zum Konvent eingeladen. So versucht das Hansaforum von vornherein, eine Lösung für das Grundproblem vieler Partizipationsprojekte zu finden: die Überrepräsentation einer überwiegend

akademischen Mittelschicht. Zweimal im Jahr findet ein Konvent statt. Zum Start 2019 ging es beim ersten Konvent in einer Schule zunächst einmal um Grundsätzliches: Was gefällt den Menschen hier und was nicht, was sind ihre Sorgen und was sind ihre Wünsche für das Leben im Hansaviertel?

Ein Wochenende lang diskutierten und arbeiteten die Menschen aus dem Viertel daran, Werte und Ziele für die zukünftige Entwicklung ihrer Nach-

Systemisches Konsensieren

Entscheidungen im Gremium und im Konvent werden nach dem Prinzip des „systemischen Konsensierens“ gefällt. Demnach erhält nicht jede Person eine Stimme und kann nur zustimmen oder ablehnen. Stattdessen werden „Widerstände gemessen“. Behält jemand beide Hände unten, signalisiert er oder sie damit: Ich habe keine Einwände. Eine Hand erheben bedeutet: leichte Einwände. Und beide Hände hoch entsprechend: starke Einwände. Ein Vorschlag fällt durch, wenn 30 Prozent des maximal möglichen Widerstands gemessen wurden. Würden 100 Bürgerinnen und Bürger am Konvent teilnehmen, betrüge der maximal mögliche Widerstand 200 Hände. 30 Prozent davon, also 60 bei der Abstimmung erhobene Hände, würden ein Projekt kippen.



FOTO: BILDER UND BÄRTE

barschaft festzulegen. In moderierten Kleingruppen wurden die Ergebnisse weiter ausgearbeitet.

Worüber der Konvent entscheidet

Auf Basis dieser Diskussionen beschloss beim zweiten Konvent eine neue Zufallsauswahl aus Bewohnerinnen und Bewohnern den sogenannten Quartier-Gemeinwohl-Index, der seitdem die Entscheidungsgrundlage bei der Förderung von Projekten bildet. Die folgenden Konvente stimmten dann bereits über konkrete Projekte ab.

Zusätzlich werden im Hansa-Konvent jährlich acht Vertreterinnen und Vertreter aus der Nachbarschaft für das Hansa-Gremium bestimmt – ein Runder Tisch für den stetigen Austausch zwischen Bürgerschaft, Verwaltung und Kommunalpolitik.

Anpassung des Formats

Fanden die ersten beiden Konvente 2019 noch als Präsenzveranstaltungen an einem Ort statt – und hatten trotz

spielerischer Elemente einen Charakter von zweitägigem „Frontalunterricht“ –, musste das Format 2020 und 2021 aufgrund der Corona-Pandemie völlig überarbeitet werden. Projektvorstellungen und Diskussionen wurden ins Freie und teilweise ins Digitale verlagert.

So konnten sich die Konvent-Teilnehmenden bei Rundgängen mit Audioguide über die Projektvorschläge informieren. Schaufenster von Ladenlokalen dienten als dezentrale Ausstellungsfläche zur Projektpräsentation. Zudem wurden neuen Projektideen auf Stellwänden und in Form von kurzen Videos in der Hansa-Bude vorgestellt. Zu dieser Ausstellung hatten aus Hygienegründen immer nur zwei Personen gleichzeitig Zutritt. Die Abstimmung erfolgte per Briefwahl.

Darüber hinaus wurden Menschen aus verschiedenen Inklusionsprojekten im Viertel gezielt eingeladen, am Konvent teilzunehmen. Im Ergebnis war beim Konvent im März 2021 zwar eine

Rekordzahl von 123 „Viertelmenschen“ dabei. Auch damit wurde der eigene Anspruch noch nicht erreicht. Doch die soziale Zusammensetzung des Quartiers spiegelt sich nun auch immer stärker in den Konventen wider. ←●

Zufallsauswahl der „Viertelmenschen“

Wer am Hansa-Konvent teilnimmt, darüber entscheidet (auch) der Zufall. Dazu bestimmt ein Zufalls-generator Adressen im Hansaviertel – vom Einfamilienhaus bis zum Wohnblock. Im Schnitt wohnen acht Parteien in jedem Haus. In jeden Briefkasten wirft das Team vom Hansaforum zunächst Einladungen mit ersten Informationen ein. Einige Tage später klingeln sie an mindestens einer Wohnungstür pro Haus und sprechen die Bewohnenden persönlich an. Der hohe Aufwand dieser aufsuchenden Bürgerbeteiligung lohnt sich: Rund jeder dritte Angesprochene nimmt am Ende tatsächlich am Konvent teil.

Der Quartier-Gemeinwohl-Index

Wie misst man Gemeinwohl?

Damit Diskussionen nicht im luftleeren Raum stattfinden, hat sich das Hansaforum eine Entscheidungsgrundlage gegeben: den Quartier-Gemeinwohl-Index (QGI). An ihm müssen sich alle eingereichten Projektvorschläge messen lassen. Er dient als Richtschnur und soll sicherstellen, dass nur solche Projekte finanziert werden, die den vereinbarten Zielen und dem Willen der Menschen aus dem Viertel entsprechen. Wie der Name bereits sagt, ist der QGI ein Index, also der Versuch, die Übereinstimmung von Projekten mit den Wünschen der Bevölkerung messbar zu machen. Gleichzeitig gibt der Index allen eine Orientierung, die Ideen für

eigene Projekte haben und sich überlegen, diese fördern zu lassen.

„Gemeinwohl“ ist kein fest definierter, kein statischer Begriff, sondern muss immer wieder neu ausgehandelt werden. Beim ersten Konvent hatten sich die gut 80 teilnehmenden Bewohnerinnen und Bewohner auf erste Zielvorstellungen verständigt (siehe „Der Hansa-Konvent“). Darauf baute der zweite Konvent auf und verabschiedete eine erste Version des Quartier-Gemeinwohl-Index mit zunächst zehn Zielen.

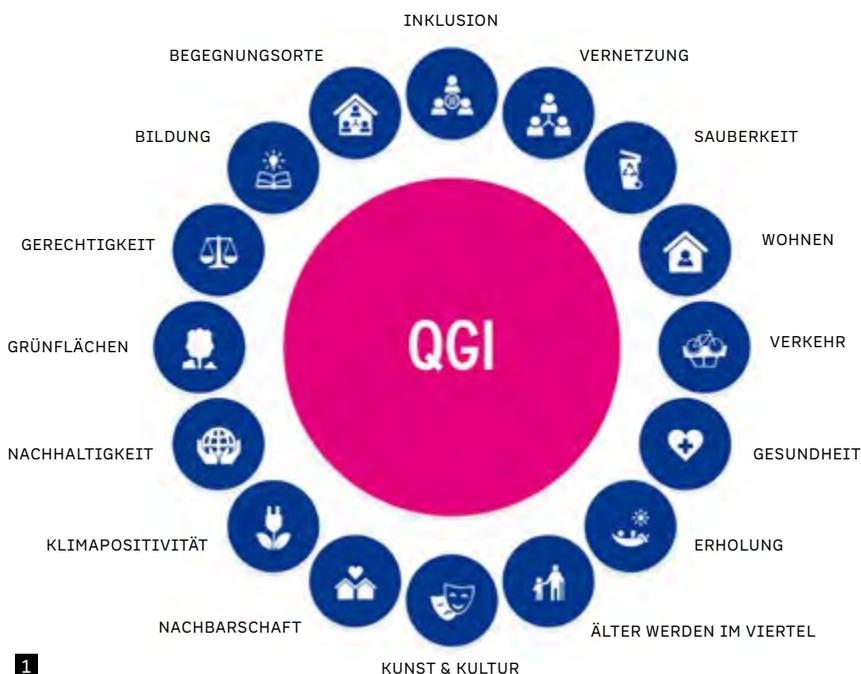
Wie sich bei fortlaufender Diskussion und in den stets neu zusammengesetzten Konventen zeigte, fehlte

dabei der eine oder andere Aspekt. Der QGI wird als „lebendiger Index“ betrachtet und immer wieder ergänzt. In der jüngsten Fassung (Stand: August 2021) umfasst der Quartier-Gemeinwohl-Index 16 Ziele.

Auch der Begriff „Ziel“ wurde irgendwann hinterfragt und durch „Thema“ ersetzt. Jedes eingereichte Projekt muss mindestens eines dieser Ziele erfüllen – je mehr desto besser. Zu jedem Ziel (oder Thema) gehören drei Elemente: eine Vision, ein Bild und Indikatoren. Letztere sollten ein Thema objektiv messbar machen.

Dazu sammelte das Hansaforum Ideen ein, etwa die Anzahl von Grünstreifen mit hoher Artenvielfalt als Indikator für das Thema „Grünflächen“. In der Praxis erwies sich dieser Ansatz jedoch als zu aufwendig. Nun gilt die Arbeit an Projekten gewissermaßen als Erfolgskriterium: Das Engagement selbst wurde zum Indikator für ein mit Leben gefülltes QGI-Thema.

Der „Quartier-Gemeinwohl-Index“ für das Hansaviertel ist der erste seiner Art in Deutschland und weckte bereits das Interesse anderer Partizipationsprojekte. Auch wenn hier noch einige Fragen offen sind und Weiterentwicklung notwendig scheint: Der QGI ist ein Instrument zur Selbstvergewisserung des Viertels und Gesprächsgrundlage. Sein Ziel, die Wirkung gemeinwohlorientierter Aktivitäten von Anfang an sichtbar zu machen, damit sie bei der Umsetzung und Finanzierung von Projekten berücksichtigt werden, erfüllt der Index. ←



1



1

Die Hansa-Bude

Ideenschmiede fürs Viertel

Als zentraler Anlaufpunkt dient dem Hansaforum-Team die Hansa-Bude. Für die Projektdauer ist diese in einem Co-Working-Space in einem früheren Ladenlokal angesiedelt. Hier treffen sich die Teammitglieder zu Besprechungen, bereiten die Konvente vor, entwickeln Projekte oder lagern Material.

Zudem macht die Hansa-Bude das Hansaforum sichtbar im Viertel. Die Schaufenster der Hansa-Bude werden immer wieder zur Präsentation von Ideen und Ergebnissen interaktiver Formate genutzt. Und wer als „Viertel-mensch“ hier wohnt oder arbeitet und eine Idee für ein eigenes Projekt hat, kann sich in der Hansa-Bude beraten lassen.

Etwa sechs sogenannte Projekt-lotsinnen und -lotsen helfen, beantworten Fragen zu den Förderanträgen, vermitteln Kontakte, unterstützen bei der Vernetzung von ähnlichen oder sich ergänzenden Projekten. Die meisten von ihnen studieren noch und „lotsen“ ehrenamtlich. Ihr Ansprechpartner ist Sascha Kullak, der selbst als Projekt-lotse mehrere Projekte berät.

Zur Sichtbarkeit des Hansaforums im Viertel trägt auch eine umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit bei, die Leonie Nienhaus organisiert. Plakate und Aufkleber im markant blauen und magentafarbenen Corporate Design sowie kleine künstlerische Installationen werben immer wieder für das

Hansaforum und seine Aktivitäten. Insbesondere im Vorfeld der Konvente schafft das Team Aufmerksamkeit für das Projekt.

Zur zeitgemäßen Öffentlichkeitsarbeit gehört auch die kontinuierliche Kommunikation über die gängigen Social-Media-Kanäle. Allein der Instagram-Kanal mit seinen fast täglich geposteten Videos und Bildern hat rund 2.400 Follower (Stand: August 2021). Auch die Lokalpresse berichtet regelmäßig und überwiegend wohlwollend. Häufig orientiert sie sich dabei an den Pressemitteilungen. Ergebnis der steten PR-Arbeit: ein hoher Bekanntheitsgrad des Projekts im Viertel. ←



Das Hansa-Gremium

Dialog mit drei Seiten

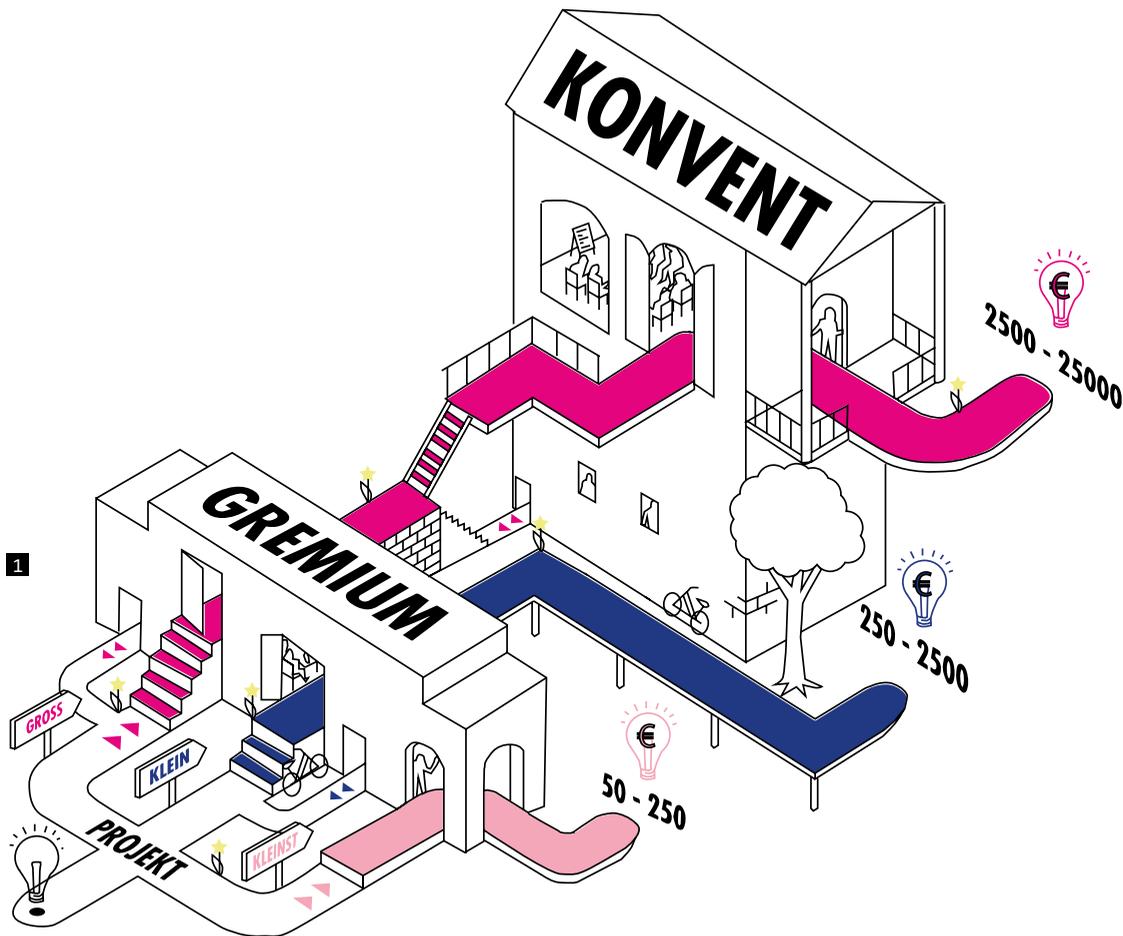
Im **Hansa-Gremium** kommen Menschen zum „Trialog auf Augenhöhe“ zwischen Politik, Verwaltung und Bevölkerung zusammen: acht Bewohnerinnen und Bewohner, der Leiter des Stadtplanungsamtes als Vertreter der Verwaltung sowie sechs Mitglieder der im Stadtrat vertretenen Fraktionen. Auch der Geschäftsführer des Hansaforum-Trägers B-Side sitzt mit am Runden Tisch.

Das Gremium tagt alle zwei Monate und entscheidet darüber, welche kleineren Projekte gefördert werden. Größere Projektanträge werden vom Gremium zunächst vorbewertet und

dann gegebenenfalls den Bürgerinnen und Bürgern beim nächsten Hansa-Konvent zur Abstimmung vorgelegt. Als Beurteilungsgrundlage wird der Quartier-Gemeinwohl-Index herangezogen. In einigen Fällen präsentieren auch die Personen oder Initiativen, die die Projekte eingereicht hatten, ihre Ideen im Gremium. Sie beantworten Fragen und bekommen Rückmeldungen und Empfehlungen etwa zur nötigen Trägerschaft für das angedachte Projekt, zu Versicherungs- und Haftungsfragen. Schon der bloße Informationsaustausch führt dazu, dass die Vertreterinnen und Vertreter von Kommunalpolitik

und Verwaltung besser verstehen, worum es den Menschen im Hansaviertel geht. Und auf dieser Grundlage in ihre jeweiligen Sphären hineinwirken und helfen können, formale oder auch inhaltliche Hindernisse aus dem Weg zu räumen, wie beim Projekt HansaF-loß. Vermeintliche Konflikte lösen sich auf, Vertrauen entsteht: kooperative Stadtpolitik.

Das Hansa-Gremium wird jährlich neu besetzt. Die politischen Parteien und die Verwaltung bestimmen selbst, wen sie entsenden. Die acht Bewohnerinnen und Bewohner werden beim Hansa-Konvent ausgelost. ←●



Die Projektförderung

Die Bürger entscheiden

Das Modellprojekt Hansaforum wird über den Zeitraum 2019-2021 mit insgesamt 700.000 Euro gefördert. Davon stehen 250.000 Euro zur Förderung gemeinwohlorientierter Projekte aus der Zivilgesellschaft zur Verfügung. Wer im Hansaviertel wohnt, arbeitet oder anderweitig dem Viertel verbunden ist, kann Projekte vorschlagen und finanzielle Förderung beantragen. Dazu braucht es nur eine kurze Beschreibung des Vorhabens und einen formlosen Ablauf- und Kostenplan.

Darüber, welche Projekte förderwürdig sind, entscheiden die Menschen aus dem Hansaviertel selbst. Das Prin-

zip ist grundsätzlich auch in anderen Städten als „Bürgerhaushalt“ oder „Bürger-Budget“ bekannt. In Münster unterscheidet das Hansaforum Projekte nach ihrer beantragten Fördersumme in die Kategorien kleine, mittlere und große Projekte, über die jeweils unterschiedlich entschieden wird:

- Kleine Projekte: 25-250 Euro
- Mittlere Projekte: 250-2.500 Euro
- Große Projekte: 2.500-25.000 Euro

Bis zum Sommer 2021 wurden gut 100 Projektanträge eingereicht, von denen über 80 bewilligt wurden. Unter den Einreichern waren Einzelpersonen,

Gruppen, Initiativen oder Vereine. Die Bandbreite der Projekte reicht von einmaligen Vorträgen und Filmvorführungen über Aktionen zum dauerhaft angelegten gemeinsamen Gärtnern, von der Zwischennutzung von Industriebrachen bis zur möglichst permanenten Einrichtung von Flohmärkten.

Viele Projekte vernetzen sich untereinander. Neue Aktive stoßen dazu, andere verlassen die Gruppe. Einige besonders engagierte Bewohnerinnen und Bewohner sind schon dabei, mit Hilfe des Hansaforums ihre Projekte zu verstetigen und als „Commons“ weiterzuführen (vgl. „Grüne Oasen“).



Grüne Oasen

Pflanzen für alle

Gemeinsam gärtnern und dabei gleichzeitig etwas für eine lebendige Nachbarschaft, für die Wohnqualität im Viertel und für die Umwelt tun – das ist die Idee hinter vielen Projekten beim Hansaforum. Rund 25 Projekte beim Hansaforum haben mit Grünflächen zu tun, tragen so klingende Namen wie „Kleinstes Grün am Hansaring“ oder „Essbare Wildpflanzen-Beete“. Die Bandbreite reicht von der begrüneten Baumscheibe über bienenfreundliche Balkonpflanzen bis zum Aufstellen von Regenwasserspeichern, um Straßenbäume bewässern zu können.

Manche Projekte wurden von Einzelpersonen vorgeschlagen, andere von Gruppen wie dem Urban-Gardening-Verein Blattbeton e.V., der im Viertel bereits einen „Bürgergarten“ eingerichtet hat und mit seinem Projekt für das Hansaforum mehrere „Grüne Inseln für das Hansaviertel“ schaffen möchte.

Bei vielen Projekten tauchen ähnliche Fragen oder Herausforderungen auf: Was darf ich überhaupt im öffentlichen Raum? Einfach machen – oder vorher fragen? Welche Pflanzen eignen

sich wofür? Wo lagere ich Werkzeug? Wer kann helfen, und wer kümmert sich später dauerhaft um eine Fläche? Es reicht eben nicht, eine Fläche einmalig zu bepflanzen und das (tatsächlich dafür von der Stadt vorgesehene) Schildchen „Bürger pflegen diese Baumscheibe“ aufzuhängen. Es muss sich jemand für die Pflege zuständig fühlen. Sonst „vermüllt“ die Stelle schnell oder wird zugeparkt.

Es sind Erfahrungen wie diese, die beim Runden Tisch besprochen werden, den das Hansaforum unter dem Namen Grüne Oasen eingerichtet hat. Dort können sich Interessierte austauschen, Ideen besprechen, Kontakte zur Verwaltung und zu Grundstückseigentümern vermitteln lassen oder sich ganz konkret gegenseitig bei Projekten unterstützen. Auch nach Ende der Projektlaufzeit des Hansaforums sollen die Einzelprojekte, Netzwerke und Ideen der Menschen aus dem Viertel weiterleben.

Tine Hansen ist eine der Anwohnerinnen und regelmäßigen Teilnehmerinnen am Runden Tisch. Neben einer Aktion beim „Parking Day“, bei der

„Im Rahmen meines Geographie-Studiums habe ich Projekte gesucht, die sich mit nachhaltiger Stadtentwicklung und Klimaschutz beschäftigen. So kam ich zum Hansaforum und fing an, ehrenamtlich mitzuarbeiten. Heute unterstütze ich hier neue Projekte – von der Antragsstellung bis zur Vernetzung von Akteurinnen und Akteuren untereinander.“

LILIA JANTZEN, „PROJEKTLÖTSIN“ BEIM HANSAFORUM

sie mit Passantinnen und Passanten einen Grünstreifen in ein Staudenbeet verwandelte, hat sie mehrere eigene Projekte eingereicht, darunter „Hansa blüht auf“. Sie unterstützt auch andere Projekte, etwa bei der Suche nach geeigneten Standorten für Regentonnen oder Hochbeeten für Urban Gardening.

Die Sozialpädagogin möchte sich gerne längerfristig für ihr Viertel einsetzen und ihre Nachbarinnen und Nachbarn motivieren mitanzupacken. „Es geht auch um ‚Empowerment‘, also die Leute in die Lage zu versetzen, selbst etwas zu tun“, sagt Hansen: „Mein Motto: Nicht immer nur meckern und auf die Verwaltung warten, sondern auch selbst aktiv werden!“



Mit grünem Beispiel voran

Über ein Dutzend Pflanz-Projekte werden durch das Hansaforum gefördert und können sich gegenseitig unterstützen – drei Beispiele



FOTO: KATRIN OBERG

QGI-ZIELE

- GRÜN-FLÄCHEN 
- KLIMA-POSITIVITÄT 
- NACHBARSCHAFT 
- VERNETZUNG 
- BILDUNG 
- ERHOLUNG 
- NACHHALTIGKEIT 

INGEREICHT VON:
PRIVATPERSONEN

PROJEKTSTATUS:
LAUFEN SEIT 2020

FÖRDERSUMMEN:
245 EURO
+ 360 EURO
+ 1.100 EURO

1. Hansa blüht auf

Unter dem Namen gibt es drei Teilprojekte: Bei „Das Zwiebelprinzip“ und „Mehr Blütenmeer“ wurden Blumenzwiebeln und Saatgut an Interessierte verteilt, damit sie ihr Viertel zum Blühen bringen – egal ob die Baumscheibe vor der eigenen Haustür, Grünstreifen am Straßenrand oder Heckenränder auf der Brachfläche. „Lebendige Balkone“ fördert insektenfreundliche Balkonpflanzen und spricht neben Privatleuten auch Genossenschaften an.



2. Naschinsel für das Hansaviertel

Die Soester Straße ist eine der typischen Wohnstraßen mitten im Hansaviertel: viergeschossige Blockrandbebauung, relativ eng und kaum Grün. Die wenigen Bäume konzentrieren sich rund um eine verkehrsberuhigte Kreuzung. Genau dort hat ein Verein direkt vor seiner Geschäftsstelle eine Grüninsel von Efeu befreit und ein Hochbeet für Johannisbeersträucher, Rosmarin, Zitronenmelisse und Katzenminze. So wurde die Verkehrs- zur Naschinsel für die Menschen im Viertel.

QGI-ZIELE

GRÜNFLÄCHEN 	VERNETZUNG 	KUNST & KULTUR 	PROJEKTSTATUS: 2021 FERTIGGESTELLT
KLIMA-POSITIVITÄT 	BEGEGNUNGSSORT 	NACHBARSCHAFT 	EINGEREICHT VON: IMPULSWERK E.V.

QGI-ZIELE

GRÜNFLÄCHEN 
KLIMA-POSITIVITÄT 
NACHBARSCHAFT 
VERKEHR 
VERNETZUNG 
EINGEREICHT VON: PRIVATPERSONEN
PROJEKTSTATUS: LÄUFT SEIT 2020
FÖRDERSUMMEN: 2.500 EURO



3. Die Wassertanke

Unter der Trockenheit im Sommer leiden auch die Straßenbäume. Ein Hansaviertel-Bewohner hatte die Idee, Regenwasser zu speichern, statt es in die Kanalisation abzuleiten. Fünf Wassertanken mit bis zu 800 Litern Fassungsvermögen wurden im öffentlichen Raum oder in Hinterhöfen aufgestellt. Über Dachrinnen und Fallrohre der Gebäude rauscht das Regenwasser in die Tanks. Anwohnerinnen und Anwohner (und das Personal des Grünflächenamts) nutzen die Wasserquelle für ihre grünen Hinterhöfe oder zum Bewässern der durstigen Straßenbäume.

[1] Hämmern und Bohren: Beim „ImpulsWerk“ in der Soester Straße bauen studentische Praktikantinnen Hochbeete für die Projekte „Naschinsel“ und „Grüninsel4Kids“.

[2] Wasser marsch: Eine der „Baumtanken“ steht beim Spielplatz an der Schillerstraße.

„Das Hansaviertel ist bunt, urban, lebendig. Ich mag das. Aber leider gibt es zu wenig richtige Freiflächen. Mir fehlen Blumen und Blüten. Deshalb schaffe ich mir jetzt mein eigenes Grün – zum Beispiel auf der kahlen Böschung der Schillerbrücke über den Kanal.“

TINE HANSEN, 32. SOZIALPÄDAGOGIN





1

Nistkästen fürs Hansaviertel

Jetzt piept's auch im öffentlichen Raum

Das **Hansaviertel** ist relativ dicht bebaut. Es gibt aber auch Grünanlagen, bewachsene Hinterhöfe, Alleenbäume und Privatgärten, vor allem am Rand des Viertels. Eine Anwohnerin hatte die Idee, beim Hansaforum Gleichgesinnte zu suchen und Nisthilfen für Vögel und Insekten zu bauen. Inzwischen hängen die Vogelhäuschen und Insektenhotels überall im Hansaviertel an Balkonen und Dachfirsten, in Schrebergärten und

auch im öffentlichen Raum. „Ich wollte ein niedrighschwelliges Projekt für Jung und Alt, bei dem niemand großes handwerkliches Geschick braucht“, sagt Initiatorin Christine Kempkes. Gemeinsam mit ihrem Mann hat sie verschiedene Prototypen entworfen und Vorlagen gebaut, dazu Werkzeug und Holz besorgt. Sie bietet seither in ihrem Schrebergarten oder im B-Side unregelmäßig Workshops an, bei denen gemeinsam

Vogelhäuschen gebaut werden, entweder für den eigenen Garten oder im Straßenraum.

Das Angebot wurde so gut angenommen, dass sie ein zweites Projekt einreichte, das dann ebenfalls gefördert wurde: Seither entstehen neben Vogelhäuschen auch Nisthilfen für Wildbienen, Insektenhotels. Und – so der Plan – demnächst auch Kästen für Fledermäuse und Igel. ←●

QGI-ZIELE

GRÜNFLÄCHEN	 KLIMA-POSITIVITÄT	 NACHBARSCHAFT	 PROJEKTSTATUS: LÄUFT SEIT 2020	EINGEREICHT VON: PRIVATPERSON	FÖRDSUMMEN: 369 EURO + 1.407 EURO
-------------	---	---	---	----------------------------------	--------------------------------------

| 1 | Der erste Nistkasten hängt im Schrebergarten von Projektinitiatorin Christine „Kiki“ Kempkes. Gerade sorgt ein erfreutes Rotkehlchen, „Vogel des Jahres 2021“, für den Erstbezug.

The Dortmund-Ems-Kanal-Cleanup

Vierer mit Steuer- und Müllmann

Vor allem an lauen Sommerabenden

landen eine Menge Flaschen und anderer Müll im Dortmund-Ems-Kanal und im Hafenbecken. Für viele Menschen im Viertel ist das ein Ärgernis. Die Jugendlichen vom Ruderverein Münster, der hier sein Bootshaus hat, unternehmen etwas dagegen. Von ihnen kam die Idee, während ihrer Trainingsstunden den entdeckten Müll einzusammeln und zu entsorgen.

Dazu hat die Jugendabteilung beim Hansaforum Fördergeld beantragt, um Kescher und Sammelboxen für den Müll zu kaufen. Das Geld wurde bewilligt – seit Mai 2020 fischen die 11- bis 20-Jährigen bei jeder Trainingsfahrt Flaschen, Dosen und sonstigen Kleinkram aus dem Wasser. Das

Trainerteam hievt zudem regelmäßig Mülltonnen, Klappstühle und anderes Grobzeug an Bord der Begleitboote und bringt es später zur Entsorgung.

Gerade für die jüngeren und noch weniger geübten Jugendlichen ist das zielgerichtete Ansteuern von Treibgut zu einer spielerischen Übung mit dem Ruderboot geworden, mit der sie nebenbei helfen, das Wasser sauber zu halten. Und noch einen motivierenden Nebeneffekt hatte die Aktion bisher: Die Menge an eingesammelten Pfandflaschen reichte schon aus, damit sich die Jugendlichen neue Musikboxen für das Vereinsheim leisten konnten. ←●

QGI-ZIELE

GRÜN-
FLÄCHEN



SAUBERKEIT



BEGEGNUNGS-
ORTE



EINGEREICHT VON:
JUGENDABTEILUNG
RUDERVEREIN
MÜNSTER

PROJEKTSTATUS:
LÄUFT SEIT 2020

FÖRDERSUMME:
980 EURO



1



HansaFloß

Gemeinnütziger Schwimmkörper

Viele Jahrzehnte war der Stadthafen von Münster ein Ort für Industrie, Gewerbe und Logistik, kaum zugänglich für die Bevölkerung. Das wandelt sich. Der Blick aufs Wasser und neue kulturelle und gastronomische Angebote locken. Spaziergänger und feiernde Jugendliche eignen sich die Kaimauern und Uferbereiche an.

Der neugegründete Verein Einfloß, eine überwiegend studentische Gruppe aus dem Hansaviertel, hat hier eine „neue Art Raumkonzept“ realisiert, wie Initiator Moritz May formuliert, „einen schwimmenden Veranstaltungsort“ namens HansaFloß: ein halboffenes Hausboot mit Terrassen auf zwei Ebenen, mit Sitzgelegenheiten, Hängematten

und Kompost-Toilette. Alle Aufbauten werden vom bis zu 20-köpfigen Team gemeinsam hergestellt, ein Großteil aus Altholz errichtet. Schwimmkörper und Unterkonstruktion aus Aluminium lieferte ein Bootsbaubetrieb im Sommer 2021. Das Floß ist bereits manövrierfähig und wird angetrieben von einem Außenbordmotor. Der Verein sieht das Floß als gemeinnützigen Begegnungsort mit kostenlosen Veranstaltungen: Lokale Künstlerinnen und Künstler finden seit Spätsommer 2021 eine Bühne, soziale oder politische Initiativen einen Ort für Veranstaltungen, Diskussionen und Weiterbildung.

Dafür wurde der Höchstbetrag von 25.000 Euro beantragt. Im Hansa-Gre-

mium gab es zunächst Bedenken, insbesondere wegen des geplanten Liegeplatzes: Für den hatte der Eigentümer, die kommunalen Stadtwerke, bereits eine Absage erteilt. Die studentische Gruppe gründete daraufhin den Verein, schuf so Perspektiven für einen dauerhaften Betrieb. Die nächste Sitzung des Hansa-Gremiums wurde zum Wendepunkt: Nachdem die Gruppe ihr neues Konzept vorgestellt hatte, machten sich einige der im Gremium sitzenden Mitglieder des Stadtrats in ihren Parteien für das Projekt stark. Der Aufsichtsrat der Stadtwerke befasste sich erneut mit dem Thema. Und sagte schließlich doch zu. Damit war der Wasserweg zur Förderung endlich frei! ←

QGI-ZIELE

SAUBERKEIT



KLIMA-POSITIVITÄT



INKLUSION



BEGEGNUNGSGORT



NACHBARSCHAFT



EINGEREICHT VON:
EINFLOSS E.V.

PROJEKTSTATUS:
IM BAU (STAND
MAI 2021)

FÖRDERSUMME:
25.000 EURO



„Vielfalt ist das, was Urbanität und das Leben in der Stadt ausmacht. Und kein Viertel in Münster ist urbaner als das Hansaviertel. Ich wünsche mir ein buntes Hansaviertel, in dem sich jeder willkommen, sicher und wohl fühlen kann - unabhängig beispielsweise vom sozialen Status.“

CHRISTIAN SCHOPPMEIER,
28, HANSAVIERTEL-BEWÖHNER UND
„KLEINHEIM“-INITIATOR



1

Round Table Nights

Rundes Cornern

Auf einigen Schulhöfen, Spielplätzen und Grünanlagen im Hansaviertel stehen selten genutzte Tischtennisplatten. Für die „Round Table Nights“ werden sie nun in den Abendstunden reaktiviert. Etwa ein Dutzend Leute können bei so einem „Rundlauf“ um die Platte gleichzeitig spielen, wer ausscheidet, gesellt sich zu den Zuschauenden – eine aktive Alternative zum „Cornern“ vor Kiosken. Auch wer zufällig vorbeikommt und spontan mitmachen möchte, ist aus-

drücklich eingeladen. Zum Auftakt im Juli 2020 hatte der Projektinitiator aus dem Viertel eine Grundausstattung an Schlägern, Bällen und eine mobile Beleuchtungsanlage organisiert und an die Tischtennisplatte am Hansaplatz geladen. Seither finden die Tischtennistreffen unregelmäßig an verschiedenen Orten statt. Mittlerweile gehört auch eine mobile Tischtennisplatte zum Inventar, die in der Hansa-Bude gelagert wird. ←●

QGI-ZIELE

KUNST &
KULTUR



BEGEGNUNGS-
ORT



INGEREICHT VON:
PRIVATPERSON

PROJEKTSTATUS:
JULI 2020
(FORTLAUFEND)

FÖRDERSUMME:
240 EURO

| 1 | Rundlauf für alle: Regelmäßig ruft das Organisationsteam das Viertel zum Spielen an den Tischtennisplatten in den Grünanlagen auf.

I60

Viertelplätzchen

Der Platz, der einfach aufpoppt, wo er will

Mit dem Viertelplätzchen hat das Hansaviertel einen kleinen Pop-up-Platz bekommen, der mal hier, mal dort „aufpoppt“. Eigentlich ist es nur ein großer Handwagen mit drei Sitzbänken und Sonnensegel. Doch der wandelt sich, aufgepoppt, zum richtigen „Raumwunder“ (so hieß das Projekt anfangs). Nicht ganz zufällig hat das Viertelplätzchen die Größe eines Pkw und kann auch wie ein „Parklet“ auf einem eigentlich für Autos gedachten Stellplatz geparkt werden.

Tatsächlich fand der erste öffentliche Einsatz des damals noch nicht ganz fertiggestellten Viertelplätzchens beim Aktionstag „Park(ing) Day“ im September 2020 statt. Auf der gesperrten Wolbecker Straße – der sonst vielbefahrenen Haupteinkaufsstraße des Viertels – lud es zum Sitzen und Plaudern ein. Das Viertelplätzchen soll einen gut sichtbaren Beitrag zur Diskussion um Flächengerechtigkeit im öffentlichen Raum darstellen. Und auf diese Weise zeigen, dass es immer auch Alternativen zur Nutzung des Straßenraums gibt.

Hinter dem Projekt steht eine Gruppe von rund zehn Stadtteilkünstlerinnen und -aktivisten, die in ihrer Freizeit das Viertelplätzchen konzipiert, gezeichnet, gebaut und Kooperationen geknüpft haben. Inspiriert wurden sie nach eigener Darstellung von ähnlichen Projekten wie zum Beispiel dem „Kleinen Parkraumwunder“ in Stuttgart.



FOTO: HANSAFORUM/PRESSEBILDER

„Viele Menschen hier haben gar kein Auto. Aber vor ihrem Haus ist trotzdem immer alles zugeparkt. Ist dieser Flächenverbrauch gerecht?“

DOMINIK PAUL, INITIATOR

Künftig soll das Viertelplätzchen, das modular aufgebaut und erweiterbar ist, gelegentlich als kleine mobile Bühne dienen. Ein Schwarzes Brett für das Viertel – und eventuell eine Ergänzung um Fahrradpumpe und Werkzeug – sollen den Nutzen des Projekts für Bewohnerinnen und Bewohner erhöhen. ←●

QGI-ZIELE

- BEGEGNUNGS-ORTE 
- KLIMA-POSITIVITÄT 
- NACHBARSCHAFT 
- VERNETZUNG 
- VERKEHR 
- WOHNEN 

EINGEREICHT VON:
PRIVATPERSON

PROJEKTSTATUS:
2020/2021
GEBAUT – SEITHER
IM EINSATZ
(STAND MAI 2021)

FÖRDERSUMME:
2.411 EURO



FOTO: VERENA MEYER

Quartiersschnibbeln

Auf den Teller, nicht in den Müll

Gemeinsam Lebensmittel „retten“, schnibbeln, kochen, essen und gleichzeitig die Wertschätzung von Lebensmitteln und das Nachbarschaftsgefühl fördern – das waren die Ziele beim Quartiersschnibbeln. Dabei wurden genießbare Lebensmittel, die sonst im Müll gelandet wären, und Gemüse aus der „Nachernte“ genutzt. Die bisher einmalige Veranstaltung mit rund 60 Gästen fand im Dezember 2019 im Haus einer Kirchengemeinde statt und war das erste Projekt, das vom Hansaforum gefördert wurde.

Hinter dem Pilotprojekt stehen Verena Meyer und Yvonne Elling, zwei Freundinnen, die als Teil einer Gruppe

zwei Jahre zuvor schon eine größere Aktion unter dem Titel „Feeding the 5.000“ durchgeführt hatten: eine weltweite Kampagne gegen die Verschwendung von Lebensmitteln.

Aus der Kampagne entstand bereits ein Laden, der beispielsweise Gemüse, das bei der eigentlichen Ernte auf dem Feld liegen bleibt („Nachernte“), nach dem Prinzip „Zahl, was es dir wert ist“ verkauft. Mit dem Quartiersschnibbeln wollten die Freundinnen die Idee der Kampagne aufs Hansaviertel runterbrechen und diese gerne verstetigen. Dafür suchen sie derzeit eine gemeinschaftlich nutzbare Allmende-Küche.

QGI-ZIELE

KLIMA-POSITIVITÄT 

NACHBARSCHAFT 

VERNETZUNG 

INKLUSION 

KUNST & KULTUR 

EINGEREICHT
VON: ZWEI PRIVAT-PERSONEN

PROJEKTSTATUS:
2019 (EINMALIG)

FÖRDERSUMME:
1.000 EURO

„Hier gibt's noch bezahlbare Wohnungen. Bei mir im Haus wohnen manche Leute schon seit 60 Jahren, gegenüber Studenten in WGs. Mir gefällt das. Nun wird rund um den Hafen sehr viel und sehr teuer neu gebaut. Das schwappt ins ganze Viertel und macht mir Sorgen.“

HILDEGARD DEITERMANN,
60, MEDIZINISCH-TECHNISCHE ASSISTENTIN



FOTO: HANSAFORUM/PRESSEBILDER

Kleinheim

Privatsphäre für Wohnungslose

Münster ist eine wohlhabende Stadt. Dennoch gibt es hier rund 1.000 wohnungslose Menschen. Vorhandene Wohnheimplätze aber werden nicht von allen angenommen. Ein oft genannter Grund ist die fehlende Privatsphäre in solchen Einrichtungen. Und so sind obdachlose Menschen gerade im Bahnhofsumfeld im nördlichen Hansaviertel nicht zu übersehen.

Hier setzt eine private Initiative junger, zumeist studierender Menschen aus dem Viertel an. Die Gruppe hat sich ein Konzept für ein mobiles kleines Heim auf Zeit ausgedacht: das Kleinheim. Unterstützt von einem Tischler mit Erfahrung im Bau von Tiny Houses, hat das Team diese Schlafhütte aus langlebigen Massivholz entwickelt. Mit 2,40 Metern Länge, 1,80 Metern Breite und bis

QGI-ZIELE

WOHNEN 

NACHBARSCHAFT 

VERNETZUNG 

INKLUSION 

EINGEREICHT VON:
PRIVATE GRUPPE
VON 8 LEUTEN

PROJEKTSTATUS:
IM BAU (STAND MAI
2021)

FÖRDERSUMME:
4.225 EURO

zu 2,20 Metern Höhe ist das Kleinheim sogar hoch genug, um darin aufrecht zu stehen, und bietet noch Stauraum für Habseligkeiten. Für eine Übergangszeit kann das Kleinheim einem wohnungslosen Menschen als Rückzugsort dienen. Durch einen festen Schlafplatz und eine feste Adresse kann die Person zudem besser für weitere Hilfs- und Beratungsangebote erreicht werden – um möglichst dauerhaft der Wohnungslosigkeit zu entkommen.

Professionelle Betreuung gewährleistet das „Haus der Wohnungslosenhilfe“ der örtlichen Bischof-Hermann-Stiftung. Trotz dieser organisatorischen Anbindung und bereits konkret eingeplanter Standorte im Hansaviertel wird das Kleinheim mobil eingesetzt, um bei Problemen oder Konflikten mit der Nachbarschaft umziehen zu können. Daher hat die junge Baugruppe die Schlafhütte auf einem Autoanhänger errichtet, der jederzeit an eine neue Stelle gezogen werden kann. 

Radeln ohne Alter

Abstrampeln, im positiven Sinne

Chance e.V. ist ein Verein, der sich für die Integration von Langzeitarbeitslosen einsetzt. Mit dem Projekt Radeln ohne Alter bietet der Verein geführte Rikschatouren für Seniorinnen und Senioren und Menschen mit Behinderung an.

Auch in anderen Städten gibt es gleichnamige Projekte, bei denen zu- meist Ehrenamtliche fest in die Pedale treten. In Münster hat der Verein das Konzept angepasst, um seiner Klientel zu helfen, feste Tagesstrukturen aufzubauen und den Umgang mit der Rikscha zu erlernen. Und nebenbei

Kontakte zu den Pflegeeinrichtungen als potenziellen Arbeitgebern zu knüpfen. Zum Team der Rikschafahrer gehören Menschen, die es auf dem Arbeitsmarkt besonders schwer haben, darunter Haftentlassene, Menschen mit psychischen Erkrankungen oder Geflüchtete. Als kleine Kolonne fahren sie jeden Tag, zusammen mit einem Coach, zu einem anderen Heim, um dessen Bewohner zu einer Fahrt durch die Altstadt, rund um den Aasee oder ins Umland einzuladen.

Seit 2018 bietet der Verein diese Touren an. 2021 hat er sich vier wei-

tere Rikschas gekauft – eine davon finanziert durch das Hansaforum. Die Touren waren so beliebt, dass viele Heimbewohnerinnen und -bewohner gerne öfter fahren und dafür auch zahlen wollten. So ergab sich ein Geschäftsmodell für die Langzeitarbeitslosen: Die ersten Fahrer führen seit Sommer 2021 als Angestellte bei Chance e.V. selbständig Touren durch. Überlegt wird nun auch, eine der Rikschas regelmäßig am Hansaplatz oder an einer anderen zentralen Stelle im Hansaviertel einzusetzen – für Einkaufsfahrten oder kleine Ausflüge. ←●



FOTO: CHANCEN E.V.

QGI-ZIELE

KLIMA-POSITIVITÄT 

INKLUSION 

VERKEHR 

EINGEREICHT VON:
CHANCE E.V.

PROJEKTSTATUS:
LÄUFT SEIT 2020

FÖRDERSUMME:
7.190 EURO



1

1

Fahrrad-Projekte

Alleskönner auf zwei Rädern

In Münster gibt es mehr Fahrräder als Menschen: 315.000 Einwohnerinnen und Einwohnern stehen rund 500.000 Fahrräder gegenüber – oder vielmehr „Leezen“, wie Fahrräder in Münster genannt werden. Schon seit Jahrzehnten gilt die Universitätsstadt als Fahrrad-Hochburg. Kein Wunder, dass sich beim Hansaforum fast alle Projekte und Projektvorschläge zum Thema Verkehr ums Fahrrad drehen. Dabei ist das Spektrum der eingereichten und geförderten Projekte groß und zeigt: Die Drahtesel sind wahre Alleskönner! Sie transportieren nicht nur Mensch und Material, sondern dienen auch sozialen, ökologischen und sogar kulturellen Zwecken. Hier drei besondere Projekte.

Werkstattlastenrad

Ein motorisiertes und besonders robustes Lastenrad wird ab Sommer 2021 zu einer mobilen Werkstatt für das Hansaviertel. Wer keinen vollaustatteten Hobbykeller mit Werkzeug, Bohrmaschine und anderem Gerät hat – das man zwar gelegentlich braucht, aber deshalb nicht gleich selbst anschaffen möchte –, kann sich das Werkstattlastenrad ausleihen. Dazu entwickelte das Projektteam einen maßgeschneiderten Aufbau, der eine Arbeitsplatte und ein modulares System aus Werkzeug- und Transportkisten trägt. Darin findet sich alles, was Heimwerker für kleine und mittelgroße Renovierungs-, Holz- oder Elektroarbeiten benötigen. Fahrradwerkzeug ist natürlich auch dabei.

Fahrradkino MS

Filme im Freiluftkino gucken und den dafür benötigten Strom durch Muskelkraft selbst erzeugen – das ist die Idee von Fahrradkino MS. Dazu werden mehrere normale Fahrräder in Rollen-

trainer eingespannt und mit Generatoren gekoppelt. Per Pedalkraft wird so erst Strom erzeugt und dieser in Film- und Kunstgenuss verwandelt. Ein Prototyp war schon 2020 im Einsatz. Gedacht ist das Fahrradkino als mobile, nichtkommerzielle und CO₂-neutrale Alternative zum normalen Open-Air-Kino. Projektpartner sind der ADFC und die BUND-Jugend.

Fahrrad-Upcycling

Unter dem Namen „Schrottradbeyichte“ gab es 2019 ein erstes Projekt, bei dem 15 ausrangierte Fahrräder verkehrstüchtig aufgearbeitet und an einen Bildungsträger für dessen Auszubildende verschenkt wurden. Neben dem sozialen Aspekt spielten hier – wie bei vielen Projekten im Hansaforum – auch die Ideen von „Sharing“ und „Upcycling“ eine wichtige Rolle. Beim 2021 eingereichten Projektvorschlag „Leben für Leezen“ könnten außerdem Geflüchtete bei der Reparatur herrenloser oder gespendeter „Leezen“ helfen.

Viele weitere Projekte rund ums Thema Fahrrad wurden vorgeschlagen,

einige auch bewilligt (siehe „Radeln ohne Alter“, S. 165). Auch Kooperationspartner wie der ADFC oder das B-Side betreiben eigene Projekte. So baute das B-Side ein Lastenrad zum „Kultur- und Bildungsbike“ mit großer Soundanlage um. Der ADFC hat ein Lastenrad als mobile Küche im Einsatz. Die Einsatzmöglichkeiten von Lastenrädern sind vielfältig. Und der Gedanke nahelegend, solche Gefährte in Zukunft auch in Sharing-Projekten anzubieten.

Daher arbeitet das Hansaforum an einer Verstärkung und Vernetzung der einzelnen Projekte und Akteure über 2021 hinaus. „Ziel ist, eine gemeinsame Kultur und Infrastruktur rund ums Fahrrad aufzubauen“, erklärt Lukas Rudig, der als Projektlotse beim Hansaforum für die Zusammenarbeit der Fahrradprojekte zuständig ist. „Am Ende soll auch eine gemeinsame Anlaufstelle zum Entleihen, Reparieren oder auch ganz einfach dem Fachsimpeln stehen.“ Anders als bei gewerblichen Leih Anbietern steht die Gemeinwohlorientierung immer im Vordergrund. ←



2

Anlaufstelle bleiben

B-Side-Macher und Hansaforum-Gründer **Tobias Stroppel** zieht sein Fazit – und spricht über die Anstrengung, Menschen außerhalb der „Stadtmacher-Blase“ zu erreichen.



Drei Jahre Hansaforum gehen zu Ende. Was sollte unbedingt bleiben?

Wir haben und hatten in den drei Jahren natürlich eine Reihe von Veranstaltungen und einmaligen Projekten, die bereits beendet sind. Andere Projekte wie die Grünen Oasen oder auch das HansaFloß werden in teilweise bereits neu gegründeten Vereinen von engagierten Leuten selbst organisiert und verstetigt. Auch Formate oder Instrumente wie ein Bürgerrat oder Bürgerhaushalte könnten nach unserer Vorstellung als Weiterentwicklung unserer Hansa-Konvente und unserer Projektförderung weitergeführt werden. Das Hansaforum versteht sich als Plattform für bürgerschaftliches Engagement, für gemeinschaftliche Quartiers- und Stadtentwicklung, wir sind ein Katalysator für gesellschaftlichen Wandel und wollen ihn vorantreiben. Von daher hoffen wir, als intermediärer Akteur nach 2021 weiterhin eine Anlaufstelle - wie jetzt mit unserer Hansa-Bude - bieten zu können.

Warum ist ein „Intermediär“, ein Vermittler, wichtig? Man kann sich doch auch an die Stadt wenden.

Die schreiben oftmals aber nicht der Bezirksvertretung oder wenden sich an die Verwaltung. Wenn die nicht zu uns kommen, würden sich viele wohl gar nicht äußern. Jetzt gibt es da mit uns eine Institution, die es schafft, dass die Menschen eine Eigenmotivation entwickeln, teilhaben und partizipieren wollen. Es brauchte halt welche, die anfangen und einfach mal machen. Das war in einem ohnehin relativ studentisch geprägten und aktiven Viertel vielleicht einfacher als in anderen Stadtteilen.

Ihr habt angefangen als Projekt aus der B-Side - einem informellen und alternativen Szene-Treff. Repräsentiert ihr das Viertel?

Das B-Side war von Anfang an offen für alle und hat als „Bottom-up“-Bewegung gemeinsam mit den Bürgerinnen und

Bürgern Inhalte für die Entwicklung eines soziokulturellen Zentrums entwickelt. Daraus ist auch das Hansaforum entstanden. Dennoch bewegt sich so ein Kollektiv natürlich erst mal in einer Blase aus den Menschen, die sich für diese Themen aktivieren lassen, und bildet keinen Spiegel der Stadtgesellschaft. Das hat sich durchaus geändert. Durch unsere Projektarbeit, die Konvente und unsere Öffentlichkeitsarbeit erreichen wir heute vielfältigere Bevölkerungsgruppen. Es sind jetzt Anliegen aus dem Viertel insgesamt. Aus anderen Städten wissen wir, dass es schwierig ist, diejenigen außerhalb der Blase zu aktivieren. Aber da sind wir weitergekommen. Es tut sich was. Nach und nach kommen andere Menschen mit anderen Perspektiven dazu. Das muss man sich mühevoll erarbeiten.

Hat sich auch das Verhältnis zwischen dem Hansaforum und Stadt geändert?

Das Verhältnis zu den verschiedenen städtischen Ämtern und Personen der Stadtverwaltung sowie den politischen Fraktionen und Parteien ist so vielfältig wie „die Stadt“ selbst. Gerade zu Beginn des Engagements der B-Side und dann auch des Hansaforums gab es sicher einige Vorbehalte uns gegenüber. Direkt zu Beginn des Hansaforums gab es z. B. eine Spannung, als einige Hausbesetzer im Viertel sich um Fördergelder bemühen wollten. Die Lokalzeitung titelte entsprechend „Besetzer wollten Steuergeld“. Da blieb die politische Kontroverse nicht aus.

Auch im Zusammenspiel mit der Stadtverwaltung gibt es durchaus immer wieder Spannungen, wenn Bürgerinnen und Bürger eine aktivere Rolle in der Quartiers- und Stadtentwicklung einfordern. Vielen Menschen reicht das „klassische“ formalisierte Miteinander von Bürgerschaft, Politik und Verwaltung halt nicht mehr aus. Sie wünschen sich mehr direkte und schnellere Einflussnahme auf kommunale Entscheidungsprozesse. Das führt natürlich auch zu einem Konflikt um

die Deutungshoheit und Kräfteverhältnisse in der Stadtentwicklung.

Das Hansaforum wird als Gesprächspartner also ernst genommen?

Absolut. Die B-Side und auch das Hansaforum sind mittlerweile feste Institutionen im Hansaviertel. Ich bin überzeugt, dass durch unsere jahrelange Arbeit die städtischen Partnerinnen und Partner erkannt haben, dass sie es mit zuverlässigen und professionell arbeitenden Leuten zu tun haben. Der Umgang ist respektvoll und konstruktiv, die Kooperationen sind vielfältig. Es gibt mittlerweile auch Anfragen aus Politik und Verwaltung, um bei städtischen Projekten von der Erfahrung aus unseren Prozessen zu profitieren und diese einzubinden. Die Menschen möchten ihr Umfeld mitgestalten, sie möchten in Diskussionen um Konflikte wie Gentrifizierung mit drin sein. Daher braucht es neue Ansätze. Unser Ansatz ist: Lasst uns diskutieren, was Gemeinwohl im Quartier bedeutet, und führt selber Projekte durch.

Euer Motto lautet „Stadt machen statt machen lassen“. Warum?

Einfach loslegen, einfach machen – nicht darauf warten, dass die anderen es für einen machen. Konkrete, auch kleine Projekte sind wichtig, weil sie eine direkte Selbstwirksamkeit entfalten und man sieht, dass man sein Umfeld gestalten kann. Aber es muss auch um veränderte Aufteilung von Straßenverkehrsraum und öffentlichem Raum gehen, um Weiterentwicklung von Grundstücken im Sinne einer gemeinwohlorientierten Entwicklung, das gehört genauso dazu, es ist nur eine größere Maßstabsebene.

Wo seht ihr euch in Zukunft?

Was die B-Side angeht: Das Haus wird gerade mit Geldern aus der Städtebauförderung NRW saniert und umgebaut. Die Verträge zur Nutzungsüberlassung sind mit der Stadt unterzeichnet. Eine Herausforderung wird sein, ob wir in

fünf bis zehn Jahren hier als gallisches Dorf in einem von Investoren entwickelten Stadtteil stehen oder ob wir zum Umdenken in der Stadtentwicklung beitragen konnten und die Diskurse verändern. Wir sehen die B-Side als „Immovielie“, ein Haus von vielen für viele. Es wird langfristig aber sterben, wenn das Quartier diese vielen nicht mehr abbildet. Ohne das hohe Engagement, die Inhalte und die Nutzung durch eine vielfältige Stadtgesellschaft ist ein soziokulturelles Zentrum nur ein leeres Haus.

Die Zukunft ist offen: Auf der Südseite des Hafens ist die Entwicklung noch nicht abgeschlossen, auf der Nordseite laufen Bauprojekte demnächst an. An der Wasserkante sind alle städtischen Grundstücke bis auf eines verkauft. Wir hoffen, dass sich hier eine ganz neue, gemeinwohlorientierte, koproduktive Stadtentwicklung realisieren lässt. Also Zivilgesellschaft, Politik und Stadtverwaltung gleichberechtigt Ideen entwickeln und gemeinsam Entscheidungen treffen. ←●

LEARNINGS

Was hat sich bewährt?

Zentral für den Erfolg des Projekts ist der Dialog zwischen Zivilgesellschaft, Verwaltung und Politik, der durch das Hansa-Gremium ermöglicht wurde. Im Idealfall führt er zu einer neuen Kooperationskultur zwischen Zivilgesellschaft und öffentlicher Hand.

Was muss optimiert werden?

Die Ansprache von Zielgruppen aus dem nichtstudentischen Milieu ist nur in Teilen gelungen. Hier braucht es neue Formate des Dialogs, um aus der eigenen „Blase“ herauszutreten.

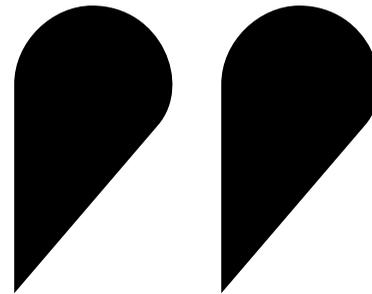
Was ist nachahmenswert?

Der Quartier-Gemeinwohl-Index als Instrument, das Projektziele systematisch erfasst, hat sich als sehr hilfreich erwiesen. Hierzu (und zu vielen weiteren Aspekten der Projektentwicklung) berät das Team vom Hansaforum auf Anfrage Interessierte aus anderen Städten.

STADT
ANDERS
MACHEN.

Herausfordernde Balance

Was braucht es, um die Stadt „von unten“ mitzugestalten? **Rainer Müller** sprach mit **Prof. Dr. Klaus Selle** über die Rolle von „Stadtandersmachern“ und die schwierige Frage, was dieses „Gemeinwohl“ eigentlich ist.



Herr Prof. Selle, seit einigen Jahren wird der Begriff „Stadtmacher“ für Projekte wie B-Side und Hansaforum verwendet. Sie sprechen von „Stadtandersmachern“. Warum?

Aus mehreren Gründen. Zuerst und vor allem: Das Wort „Stadtmacher“ ist unverständlich. Wenn in unseren Fach-Diskussionen neue Wörter auftauchen, mache ich oft einen Test. Ich frage in meinem persönlichen Umfeld Menschen, die nicht „vom Fach“ sind, was sie darunter verstehen. In diesem Fall erntete ich viel Unverständnis, Achselzucken und vages „vielleicht Investoren? Baufirmen?“ oder „sollen das Stadtplaner sein?“. Die sind aber nun gerade nicht gemeint. Der zweite Grund: Die Idee hinter dem Wort ist gut und wichtig. Aber dann sollte sie auch sprachlich zum Ausdruck kommen. Wenn man darüber nachdenkt, was das Besondere an diesen Projekten und Initiativen ist, so doch wohl: Sie wollen etwas anders machen, Stadtentwicklung nicht einfach hinnehmen, wie sie ist, sondern etwas ändern. Und das postulieren sie nicht nur. Sondern sie lassen ihre Kritik auch praktisch werden. Wollen durch eigenes Handeln zeigen, dass es auch anders geht.

Man könnte sie also „Stadtandersmacher“ nennen. Ist natürlich für den alltäglichen Gebrauch zu sperrig. Bringt aber immerhin zum Ausdruck, was gemeint ist. Und wenn man das Gemeinte genauer betrachtet – anders wohnen, anders wirtschaften, dritte Wege zwischen Staat und Markt suchen, andere Formen der Mit- und Selbstverwaltung erproben und so weiter –, dann wird deutlich, dass hier etwas Wichtiges wiederkehrt. Auch diese historische Dimension sollte zum Ausdruck kommen ...

Das müssen Sie bitte näher erklären. Die „Stadtmacher“ sind doch eigentlich eine junge und neue Bewegung. Wo ist da die „historische Dimension“?

Ja, die Menschen in den Projekten und Initiativen, über die wir hier reden, sind oft jung. Und das ist gut so. Das macht ihren Schwung aus. Vielleicht sind auch manche ihrer Arbeits- und Organisationsformen „neu“. Aber gilt das auch für die Anliegen, die sie verfolgen? Die Antwort lautet: Nein. Und auch das ist gut so. Will sagen: Die kritische Auseinan- ●→



FOTO: MALINA MAUTHE

ZUR PERSON

PROF. DR. KLAUS SELLE ist seit den 1980ern praktisch und wissenschaftlich mit Stadtentwicklung befasst und hat dabei ein besonderes Augenmerk auf die Rolle der Zivilgesellschaft. Bis 2018 war er Professor für Planungstheorie und Stadtentwicklung an der RWTH Aachen. Heute ist er im Rahmen der NetzwerkStadt GmbH (netzwerk-stadt.eu) aktiv.

dersetzung mit den Mechanismen der Stadtentwicklung hat eine lange Tradition. Immer wieder gab und gibt es soziale Bewegungen, die nicht bei Kritik und Forderung stehen bleiben, sondern Gegenentwürfe Wirklichkeit werden lassen. Von der Boden- und Wohnreform zu Beginn des 20. Jahrhunderts über die „Instandbesetzungen“ und Wohnprojekte der 1980er Jahre bis zu den genossenschaftlichen Neugründungen und den „Stadtmachern“ heute – um nur drei Etappen zu nennen. Auch Experimente zur Stärkung lokaler Demokratie gab es in den letzten 50 Jahren in mehreren „Wellen“. Es ist großartig, dass es diese Traditionslinien gibt. Sie zeigen, wie wichtig die Anliegen sind. Und sie machen Mut.

Die „Stadtmacher“ heute sind also keine singuläre Erscheinung. Es gab vor ihnen und es gibt neben ihnen viele Initiativen mit ähnlichen Stoßrichtungen. Das sollte man bei allem Verständnis für die Betonung der eigenen Identität im Blick behalten. Letztlich kommt es nicht auf die jeweiligen Namensgebungen an: Alle diese Initiativen und Projekte sind Ausdruck zivilgesellschaftlichen Engagements für eine andere Stadtentwicklung.

Wozu braucht es überhaupt solche „Stadtandersmacher“?

Sie machen deutlich, dass es anders geht. Und reden nicht nur darüber. Programme und Konzepte sind das eine. Projekte das andere. Erst mit ihnen wird Kritik praktisch. Es werden Experimente in Gang gesetzt, von denen sich viel lernen lässt – selbst wenn sie abgebrochen werden oder scheitern. Und ich finde es großartig, dass heutzutage im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik solche Versuche mit offenem Ausgang gefördert werden können.

Jeder versteht etwas anderes unter „Gemeinwohl“. Besteht nicht die Gefahr, dass wenige „Stadtandersmacher“ etwas ganz anderes wollen als der große „Rest“ der Bevölkerung – gerade in einer (auch) studentisch geprägten Stadt wie Münster? Wie lässt sich das Arbeiten aus der Blase und für die Blase vermeiden?

Hier muss man unterscheiden: Viele Projekte beziehen ihre Energie aus der Kraft des Gegenentwurfs. Sie sind an-

„Stadtandersmacher‘ machen deutlich, dass es anders geht. Und reden nicht nur drüber.“

ders als das, was als „normal“ gilt. Nehmen Sie das B-Side in Münster: Da wird gezeigt, dass auch Projekte, die nicht den üblichen Logiken des Immobilienmarktes folgen, zur Restrukturierung eines Hafensareals beitragen können. Auch viele Wohnprojekte sind ausdrücklich Alternativen zu vorherrschenden Bau- und Wohnformen. Viele von ihnen verstehen sich dennoch als gemeinwohlorientiert – etwa indem sie auch kulturelle Aktivitäten ermöglichen, für die es sonst keine Räume gäbe. Hier ist der Gemeinwohlbeitrag dann also als eine Art Angebot an die Stadtgesellschaft zu verstehen.

Etwas anderes ist es, wenn man den Anspruch erhebt, zur Bestimmung des Gemeinwohls im Quartier z. B. dadurch beizutragen, dass auch wenig artikulationsstarke Gruppen zu Wort kommen und Einfluss nehmen können. Dann muss man sich auch an diesem Anspruch messen lassen. Man kann hier durchaus experimentieren – mit der Etablierung intermediärer Organisationsformen, mit neuen Formen des Beteiligen oder dem Versuch, einen Gemeinwohlbeitrag „messbar“ zu machen. Aber die Erfahrung zeigt: Langfristiger Erfolg stellt sich nur ein, wenn es zu umfassenden Kooperationen in der Breite lokaler Strukturen und Netzwerke kommt. Und nicht zu vergessen: wenn funktionierende Schnittstellen zur lokalen Politik und Administration geschaffen werden können. Hier muss man also tatsächlich weit aus der eigenen „Blase“ hinaus.

Die Akteure in Münster sind oft Studierende oder Lehrende. Berufseinstieg, Familiengründung, Ortswechsel usw. sorgen zwangsläufig für Fluktuation. Wie lassen sich solche Initiativen oder Projekte dennoch weiterführen – oder transformieren?

Auch hier lässt sich unterscheiden: Die Kultur- oder Wohnprojekte können denen, die sie initiiert haben, gelegentlich auch Bleibeperspektiven verschaffen. Es gibt nicht wenige Wohnprojekte aus den letzten Jahrzehnten, in denen auch heute noch ein Gutteil der ursprünglichen Initiativenmitglieder lebt. Gelegentlich entstehen auch Arbeitsplätze – wenn etwa das Kulturprojekt langfristig auch wirtschaftlichen Erfolg hat oder aus den ersten Hausprojekten eine

Wohnungs-Genossenschaft erwächst. Bei den intermediären Organisationsformen und Plattformen, die in solchen Zusammenhängen neu entstehen, ist das allerdings zumeist anders. Die sind erheblichem Wandel unterworfen. Innere Dynamiken, etwa personelle Veränderungen, sind hier ebenso wirksam wie Einflüsse von außen.

Ist denn eine Verstetigung überhaupt wünschenswert? Oder bestehen Gefahren in einer Institutionalisierung?

Vor Jahren haben wir eine international vergleichende Untersuchung zu (neuen) intermediären Quartiers-Organisationen durchgeführt. Eine wesentliche und länderübergreifende Erkenntnis lautete damals: Die einzige Konstante dieser Organisationsformen ist ihr Wandel. Oft wurden sie nur für eine Übergangszeit benötigt und verloren dann ihre Existenzberechtigung. Auch das Auslaufen von Fördermitteln kann zur Beendigung ihrer Tätigkeit führen – und man ist gut beraten, rechtzeitig eine Exit-Strategie zu entwickeln.

Wenn jedoch ein dauerhafter Bedarf erkannt und finanzierbar wird, entstehen gelegentlich auch Konkurrenzen zu bestehenden Organisationen, die auch schon einmal zu Verdrängungen führen. Häufiger aber noch verändern die „neuen Intermediären“ ihren Charakter: Sie werden z. B. zu Beratungsunternehmen oder wandeln sich zu einer öffentlichen Strukturen vorgelagerten Institution. Alles das muss – mit Blick auf die Aufgaben – durchaus nicht nur als Gefahr angesehen werden. Dynamik kann auch eine Chance sein. ←●

VERBINDEN
SCHAFFEN

- S. 178 **Auf einen Blick**
- S. 180 **Streifzug:** Wie neues Denken Brücken baut. Reportage von Lisa Kräher (Text) und Jana Margarete Schuler (Fotos)
- S. 194 **Plattform: QU1**
- S. 196 **Format: Amt für Ideen**
- S. 198 **Projekt: Raumteiler**
- S. 200 **Projekt: Stadtteilblatt**
- S. 202 **Projekt: Quarterrat Shengo**
- S. 203 **Projekt: Essbare Stadt**
- S. 204 **Projekt: Just for Fund**
- S. 205 **Projekt: Radius**
- S. 207 **Projekt: Keinkaufswagen**
- S. 208 **Projekt: Stadtteilbühne Hasenbuck**
- S. 209 **Projekt: Holz.Werk.Stadt**
- S. 210 **Projekt: Secophone**
- S. 212 **Projekt: SoSa Gallery**
- S. 213 **Format: Akteursförderung**
- S. 214 **Projekt: Wolfsgarten**
- S. 216 **Projekt: Suppkultur**
- S. 218 **Conclusio:** Die Mitglieder des „Quartier U1“ über Kreativität, Harmonie, Überforderung – und wie kompliziert es sein kann, mit einem großen städtischen Unternehmen zu kommunizieren.
- S. 221 **Expertin:** Über „Städte als Hoffnungsträger für den Wandel“ schreibt Transformations-Forscherin Saskia Hebert.

DUNGEN
FFEN.

QUARTIER



NÜRNBERG

Eine U-Bahn in einer 500.000-Einwohner-Stadt? Die gibt's hier seit 1972. Ursprünglich, um den Trabanten-Stadtteil Langwasser ans Zentrum anzubinden. Heute laufen drei Linien durch den Nürnberger Untergrund.

LEBEN

U1

Nürnberg ist die zweitgrößte Stadt Bayerns und hat ein Platzproblem.

Nicht nur, weil Wohnraum und Grün knapp und viel zu viele Autos auf den Straßen unterwegs sind. Es mangelt auch an Raum für Kreative. Das alles wollte das Team des „Urban Lab“ ändern, als es das „Quartier U1“ ausrief – einen Stadtteil entlang der U-Bahn-Linie, der verschiedenste Gegenden miteinander verbindet und auch den U-Bahn-Raum selbst zum Ort des Geschehens macht – koproduktiv und gemeinwohlorientiert.



Zur Orientierung



- | | |
|---|--|
| <ul style="list-style-type: none"> 1. Heizhaus Wandererstraße 89 2. Wolfsgarten Reutersbrunnenstr. 42 3. Institut für Soziale und Kulturelle Arbeit (IKSA) (Projekt „Holz.Werk.Stadt“) Gostenhofer Hauptstraße 61 4. Projekt „Radius“ Plärrer 5. Urban Gardening „Essbare Stadt“ Jakobsplatz 1 | <ul style="list-style-type: none"> 6. Radio Z Kopernikusplatz 12 7. Seniorenwohnpark Neulichtenhof (Projekt „Erzählstationen“) Neulichtenhofstraße 16 8. Z-Bau (Urban Lab und Nordgarten) Frankenstraße 200 9. Quartiersbüro Hasenbuck Ingolstädter Straße 138 10. Integral e.V. Vogelweiherstraße 20 |
|---|--|

Das Quartier U1 auf einen Blick

Vision: „Stadt gemeinsam selber machen.“

Anspruch: „Das QU1 bringt Bürger mit der Verwaltung zusammen und schafft lebendige Verbindungen zwischen Stadtteilen, die sonst wenig miteinander zu tun haben. Es hilft auf dem Weg von der Idee zum konkreten Projekt, unvoreingenommen und koproduktiv.“

Instrumente:
Amt für Ideen, Raumteiler, Akteursförderung

Die Ausgangslage:

Das „Quartier U1“ (QU1) ist ein Projekt des Nürnberger Urban Lab. Die Ideenwerkstatt entstand 2015 aus der „FabLab-Bewegung“, einem Trend, Fertigungsverfahren, die bis dahin nur in der Industrie möglich waren, zu demokratisieren. Ums Demokratisieren geht es im Urban Lab zwar auch, aber es ist viel mehr als ein Ort, an dem man mal eben etwas in 3D ausdrucken kann. Es ist eine Experimentier-Werkstatt für alle, die ihre Stadt mitgestalten wollen. Oder man sagt es anders: die

die Stadt auf unterschiedlichste Weise für sich reklamieren wollen.

Was wurde realisiert?

Entlang von zwölf Stationen der Nürnberger U-Bahn-Linie 1, die von Westen über die Altstadt in den Süden der Stadt führt, hat das Urban Lab 2019 das Quartier U1 ausgerufen. Akteurinnen und Akteure, die in diesem Bereich ihre Projekte umsetzen wollten, konnten sich beim Quartier U1 auf zwei unterschiedliche Weisen um Förderung für ihre Ideen bewerben: einmal in den Akteursförrunden, in denen alle Bewerberinnen und Bewerber basisdemokratisch mitbestimmten, welche Projekte ausgewählt wurden. Außerdem gab es das „Amt für Ideen“, ein unkonventionelles Beratungsangebot mit Sprechstunde für Bürgerinnen und Bürger jeden Freitag. Hier stellte sich heraus: Nicht jeder brauchte die 400 Euro Projektförderung, manchen genügten auch Dialog und Perspektivwechsel.

Und die Zukunftsperspektive?

Das Urban Lab pflegt ein großes Netzwerk und einen guten Draht zur Stadtverwaltung. Einige Ideen des Quartiers U1 werden sehr wahrscheinlich fortgeführt. Beste Chancen auf Verstetigung hat das „Amt für Ideen“. Aber auch der „Raumteiler“, die kostenlose Online-Freiraumbörse für Kreative, trifft beim städtischen Kulturamt auf großes Interesse.

100.000

MENSCHEN
WOHNEN ENTLANG DER U1

42

PROJEKTE,
DIE GEFÖRDERT
WURDEN

570.000

EURO
FÖRDERSUMME

QUARTIER U1 | NÜRNBERG
STREIFZUG

Gute Verbindung





In Nürnberg herrscht Knappheit: an Wohnraum, an kulturellen Freiräumen – an Stadtgrün sowieso. Mit dem „Quartier Ur“ will das Urban Lab Denkanstöße für eine andere Stadtentwicklung liefern.

TEXT: LISA KRÄHER | FOTOS: JANA MARGARETE SCHULER

Amtliches Team: Sebastian Schnellbögl, Chris Herrmann, Uli Hirschmüller und Lena Endres (v.l.) vom Urban Lab haben sich mit ihrem „Quartier U 1“ einen Batzen Arbeit geschaffen.

aus dem Kopf -
in die Stadt!

AMT FÜR IDEEN

NALE
ENTWICKLUNGS
POLITIK

QUAR
TIER
U-1

URBAN
LAB

AMTFUERIDEEN.ORG

Neuer Stellplatz:
Per Lkw-Anhänger
ging des „Amt für
Ideen“ auf Tournee
durch Nürnberg.





Ehrensache: Der Amts-Ausbau wurde selbst gezimert.

„Jede Idee ist ein Anstoß für die Gemeinschaft.“

LENA, AMT FÜR IDEEN

So sieht es aus, wenn gute Gedanken ins Rollen kommen: Ein gelber Lastwagen nimmt Anfang Juli 2021 an der Fürther Straße in Nürnberg die begehbare Maxi-Jumbo-Wechselbrücke mit Aufschrift „Amt für Ideen. Raus aus dem Kopf – rein in die Stadt“ mit sanftem Rückparkmanöver huckepack. Nach dem Arretieren geht es los: Das „Amt“, eines der Kernprojekte des QU1, immer geöffnet freitags von 15 bis 19 Uhr, rollt los auf Umzugsfahrt in Richtung U-Bahn-Station Maffeiplatz. Da sage noch einer, Behörden seien nicht flexibel! Auf der Fahrt vom alten zum neuen Stellplatz sieht der Container: dichte Bebauung, Sandsteinhäuser aus dem späten 19. Jahrhundert, Nachkriegsgebäude und viel Verkehr. Nürnberg ist eine Stadt, in der der Raum nicht nur auf den Straßen begrenzt ist, sondern auch für Kreative. Das Quartier U1 will das – auch mit dem Amt für Ideen – ändern, und zwar gemeinschaftlich, wie Amtsfrau Lena erzählt: „Wir wollen Stadt koproduktiv gestalten.“

Das Amt ist eine der Kernideen des Urban Lab, Träger des Projekts QU1, um Einzelprojekte von Personen, Gruppen, Vereinen, Initiativen und Einrichtungen anzustoßen. Die zentrale Frage: Ist, was mir als gute Idee erscheint, auch gut für die Gemeinschaft? Wenn ja, erhalten die Ideengeber Coaching zur Umsetzung des Konzepts in ein Projekt – und Förderung bis zu 400 Euro. So wurden zum Beispiel corona-



Warten auf Laufkundschaft: Das Amt gastiert an wechselnden Orten in der Stadt (oben).



Abfahrt: Und wieder wird der Container umgesetzt.

konforme Chorproben auf dem Parkhausdeck der Technischen Hochschule entwickelt. Und an vielen Stellen in der Stadt stecken jetzt kleine Fähnchen neben Straßenbäumen: mit der Bitte, bei Trockenheit eigeninitiativ zu gießen (mehr ab S. 196). 205 Bürgerprojekte wurden insgesamt im Amt vorgetragen, aufgegriffen, durchdacht (während des Lock-downs natürlich online). Manche auch zerplückt, klar, „aber insgesamt ist es eine richtig gute Bilanz“, wie Lena findet: „Klar ist nicht jede Idee einfach umzusetzen. Aber aus jeder Idee können wir einen guten Anstoß für die Gemeinschaft mitnehmen!“ So wurden dann unter dem Strich 23 Projekte gefördert. Der Lkw ist mittlerweile am Maffeiplatz angekommen, nach 25 Minuten Fahrt für 3,5 Kilometer. Wer Ideen für Nürnberg hat: bitte eintreten!

Wer kommt auf solche Ideen?

Wer kommt auf solche Ideen wie das „Amt für Ideen“? Für die Antwort muss man auf dem Gelände des Z-Baus im Süden von Nürnberg vorbeischaun: In der NS-Zeit als Kaserne errichtet und danach bis 1991 als amerikanischer Stützpunkt genutzt, zog 2000 erstmals die Kultur in den langgezogenen Klinker-Riegel in Z-Form, in dem heute Ateliers für Kunst- und Kulturschaffende, Proberäume für Bands, Konzertsäle und eine Craftbier-Brauerei untergebracht sind. Und ein Büro im 



So lässt sich arbeiten:
Reflexionsrunde der
Akteursprojekte der
zweiten Förderrunde im
Nordgarten.



ersten Stock, über dessen Eingang der Schriftzug „Tüftelstube“ zu lesen ist, gebastelt aus Werkzeugen und allerlei Baumaterial: Die Punkte über dem „Ü“ bilden zwei Glühbirnen, ein Zollstock formt das „S“. Die Tür öffnet sich in einen Raum mit Industrieregalen voller Maschinen, Werkzeug und Material an den Wänden und einem großen Tisch in der Mitte. Hier kommt das siebenköpfige Team des Urban Lab zusammen, um an Ideen für ihre Stadt zu tüfteln.

2015 gegründet, blickt das Urban Lab heute auf zahlreiche Projekte zurück, in denen Bürgerinnen und Bürger die Stadt in ihrem Sinne mitgestalten konnten. In dieser Tradition rief das Urban Lab 2019 auch das QU1 als fiktives Stadtviertel entlang der U-Bahn-Linie 1 aus. „Eines unserer Ziele war es, den Blick auf die U-Bahn zu verändern: vom reinen Verkehrsmittel zu einem Ort von Gemeinsamkeit, von Kommunikation und Begegnung“, sagt Sebastian Schnellbögl vom Urban Lab. Es lief dann nicht alles wie geplant. Vor allem, weil die coronabedingten Kontaktbeschränkungen viele Ideen zunichtemachten. Auch erwies sich die Nutzung der unterirdischen Flächen als sehr schwierig, aus „Sicherheitsgründen“, die oft wie Prellböcke wirkten. Dafür funktionierte das zweite wichtige Kernziel: Menschen über klassische Viertelgrenzen hinweg miteinander zu vernetzen – um ihnen echten und imaginären Raum zum Stadtmachen zu geben, zum Mit- und Selbstmachen, für ein lebenswerteres Miteinander in der dichtgedrängten Stadt. „Es geht darum, die Stadt für uns zurückzuerobern, neue Gemeinschaft zu schaffen“, sagt Schnellbögl. Das QU1 fungierte dabei als Ideenschleuder, als Ermöglicher, als Katalysator. →

Was lief gut,
was schlecht:
Post-its sammeln
Gedanken (rechts).
Zünftig: Brezn
bringen Treibstoff
für das Brain-
storming (unten).



Paradigmenwechsel: Die ehemalige NS-Kaserne - der Z-Bau - öffnet sich zum idyllischen Nordgarten hin.

Manchmal braucht es nur eine Matschküche

Es müssen aber nicht immer die großen, weltbewegenden Ideen sein, die Stadtbewohnern das Gefühl geben, selbst etwas bewirken zu können. Manchmal tut es schon eine Matschküche. Das zeigt ein Blick von der Tüfelstube hinunter auf den Nordgarten, der an diesem Sommernachmittag aussieht wie die bunte Doppelseite eines Wimmelbuchs: In einer Ecke schraubt eine Frau neue Räder an einen alten Fahrradrahmen. Ein paar Meter weiter drapiert ein Mann mit Hut behutsam Distelzöglinge auf einem Baumstumpf, damit sie optimal im Sonnenlicht stehen und später Wildbienen anlocken. Und dort flitzt die zweijährige Olivia durchs Gras, das ihr an manchen Stellen bis zur Nase reicht. Zu Hause will ihre Tochter keine „grünen Sachen“ essen, erzählt Isabelle Giegerich, 32 Jahre alt, während sie die fünf Wochen alte Carlotta in einer Babytrage wiegt: „Hier schiebt sich Olivia die Schnittlauchhalme immer direkt in den Mund!“ Mit Mitteln des QU1, die im Rahmen einer Förderrunde per Abstimmung im Plenum gewährt wurden, entstand im Schatten des Z-Baus ein Refugium auch für kleinere Mitbürger: die Matschküche samt Spielecke, ein neuer Anziehungspunkt im Nordgarten. Der ist ein wichtiger Treffpunkt für Leute aus der ganzen Stadt. Hier findet sich reichlich Raum für Menschen, die etwas in Gemeinschaft schaffen wollen: pflanzen, ernten oder bauen, „und hier können auch unsere Kinder Natur erfahren“, freut sich Isabelle Giegerich über diese „Rückeroberung“.

Parkplätze sind Ideenräume

Rückeroberung: Davon erzählt auch die orangefarbene und von Pflanzkästen gerahmte Sitzecke auf einem Parkstreifen in der Vogelweiherstraße. Es ist eine Freiluft-Lounge, zusammengeschrubt aus gebrauchten Schalungsbrettern, ➔

Anzugspunkt:
Der Nordgarten
ist Anlaufstelle
für ganz Nürn-
berg geworden.

NORDGARTEN

ANTHOM
VOR



„Zu Hause will
Olivia kein
Gemüse essen
– hier schiebt
sie sich den
Schnittlauch
direkt in den
Mund.“

ISABELLE GIEGERICH,
NORDGARTEN-NUTZERIN



←
Gefördert:
Mit Mitteln des
QU1 entstand die
„Matschküche“.

Zarte Pflänzchen im
Nordgarten: Alle fangen
klein an, mal schauen,
wie groß sie werden.



wie man sie auf Baustellen verwendet. Im Minutentakt rollen hier die Lkw vorbei, und so muss Susanne Dittrich-Leonhard ein wenig lauter sprechen, wenn sie deren Geschichte erzählt. Verkehr und Enge – das Thema in Nürnberg! Dittrich ist für den Verein „Integral“ tätig, einen Treffpunkt für Menschen mit und ohne Behinderung, der hier im Stadtteil Gibitzenhof – umzingelt von Verkehrsachsen – zu Hause ist. Das Team von Integral bewarb sich beim Quartiersmanagement um die Patenschaft für die Parkfläche, die dem Verein nun als kleiner begrünter Außenbereich dient.

Parkplätze zu Aufenthaltsorten umzugestalten: Das gibt es in Nürnberg bereits seit 2020. Das QU1 hatte bei einem offenen Beteiligungsworkshop am Aufseßplatz mit Passanten den Bedarf ermittelt – und auch die Verwaltung der Stadt zu diesem Thema beraten und in der Kommunikation unterstützt. Die Pandemie hatte zudem die Nachfrage nach Außen-gastronomie steigen lassen – und so reagierte die Stadt und ermöglichte zunächst Gastwirten, Parkbuchten vor der eigenen Tür zu pachten. „Auf Initiative des Quartiermanagements – und nach Beratung des QU1 – wurde dann das Konzept der ‚Parklets‘ auch für nichtkommerzielle Nutzung erlaubt“, sagt Christine Hilderscheid, Quartiersmanagerin in der Nürnberger Südstadt. Bis Juni 2021 wurden in der Stadt acht Stellplätze auf diese Weise zweckentfremdet, zwei davon – beide am Aufseßplatz – wurden dann vom QU1 zusammengezimmert. So auch das Integral-Parklet: „Die haben uns die Sitzecke an einem Tag aufgebaut!“, freut sich Susanne Dittrich-Leonhard.

Viele kleine Nadelstiche

An vielen Orten in der Stadt hat das QU1 so, mit finanzieller Förderung und organisatorischer wie handwerklicher Unterstützung, seine Nadelstiche gesetzt – „Stadt selber machen“ als Akupunkturbehandlung. So auch am Jakobsplatz. Wenn es dort raschelt in den neu angelegten Beeten, „dann sind die Ratten wieder da. Das gehört eben dazu, zu einem Garten“,

„Unser Ziel ist, den städtischen Raum zum Anbau von Lebensmitteln zu nutzen.“

SABRINA VOGL, ESSBARE STADT

sagt Sabrina Vogl, zumal, wenn er mitten in der Altstadt liegt, zwischen Pilgerkirche, Feuerwache und Rotlichtviertel. Nicht unbedingt ein Ort, an dem man Gemüseerichtum erwarten würde. Aber das scheint den Kohlrabi und die Möhren, die hier auf der kleinen Grünfläche aus dem Boden sprießen, nicht weiter zu stören. Sabrina Vogl gehört zum Gründungsteam der Initiative „Essbare Stadt“, die sich im Zuge der Nürnberger Bewerbung als Kulturhauptstadt Europas für Gemüsegärten im Stadtgebiet starkgemacht hat. Der Titel ging dann zwar nach Chemnitz. Doch die Mühen waren nicht vergeblich: Viele Projekte, die im Zuge der Bewerbung entstanden sind, existieren weiter. Wie der Garten am Jakobsplatz. Als die Frage im Raum stand, wie das Projekt weiterfinanziert werden soll, holten sich Vogl und die anderen Unterstützung beim Schreiben von Förderanträgen beim QU1.

Ein weiteres Projekt aus dem Förderkosmos ist im Stadtgarten zu finden, wo der „Keinkaufskompass“ ein dauerhaftes Plätzchen gefunden hat, um auf konsumfreie Experimentier-räume in der Stadt zu verweisen. Der umgebaute und

Alles vorbei: die Überreste des ehemaligen Kaufhauses Horten am Aufseßplatz.



Getroffen: Fabian Martin zeichnet Porträts gegen Spenden (links), der Erlös kommt der „Seebrücke Nürnberg“ zugute. Seine Aktionen wurden gut angenommen (oben).

**„Die Leute
müssen Humor
mitbringen.“**

FABIAN MARTIN, SPENDEN-ZEICHNER

In aller Freundschaft: Johann Donhauser und Afrim Sulemanov treffen sich auf eine Feierabendzigarette am Aufseßplatz.



Parklet: früher Raum für Fahrzeuge, heute städtische Wohnlandschaft.



Bass erstaunt:
Das Musik-
Text-Duo
„Suppkultur“
vertonte Nürn-
berger Oral
History.



Alles per Hand: Sebastian Wagner, Mitglied beim Kollektiv „Holz.Werk.Stadt“.

„Wir wollten das
Leben der Menschen
sichtbar machen,
die sich hier immer
wieder kurzzeitig
aufhalten.“

MARGA LEUTHE,
TEXTILDESIGNERIN





Nach Quelle: Der Versandhändler hat die Stadt geprägt – seine Pleite für Leerstellen gesorgt.

bunt besprühte Spielautomat wird mit einem Solarpanel betrieben, im Schaukasten zeigt ein Bildschirm Informationen zu kooperativen und nichtkommerziellen Angeboten in Nürnberg: eine Weinbar, in der jeder zahlt, was er zahlen kann; oder der „Lorenzer (Welt)Laden“, der sich globale Solidarität und Ökologie auf die Fahnen geschrieben hat. So lassen sich auf einem Modell der Nürnberger Innenstadt die Orte der jeweiligen Initiative finden. Rund 20 Angebote weist der „Keinkaufskompass“ aus.

Ideen-Quelle „Heizhaus“

Manchmal kommt die Lösung eines Problems so schlicht daher wie der Sammelkasten am „Heizhaus“, dem Backsteinwürfel am Fuße des „Quelleturms“ an der Fürther Straße. Der Würfel ist Sitz des „Heizhauskollektivs“, eines Vereins der freien Kunst- und Kulturszene. Der Sammelkasten hängt direkt neben der schweren roten Feuertür – und bittet ums Einwerfen alter Smartphones. Die werden, im Rahmen eines QU1-Projekts der Hackergruppe 0.90xspace, wieder fitgemacht. Und dann an Menschen verteilt, denen sonst aus Geldgründen die digitale Teilhabe verwehrt wäre. Im Heizhaus ist übrigens auch die Künstlerin Marga Leuthe aktiv, die in einem QU1-Projekt die in Interviews eingesammelten „Wünsche“ von Passanten auf den Kacheln in den Stationen der U-Bahn-Linie präsentierte: ein Projekt, das dann doch wie geplant im U-Bahn-Raum funktioniert hat. Und zeigt, dass den Menschen in der Stadt die Wünsche nach Veränderung – und die Ideen dazu – nicht ausgehen.



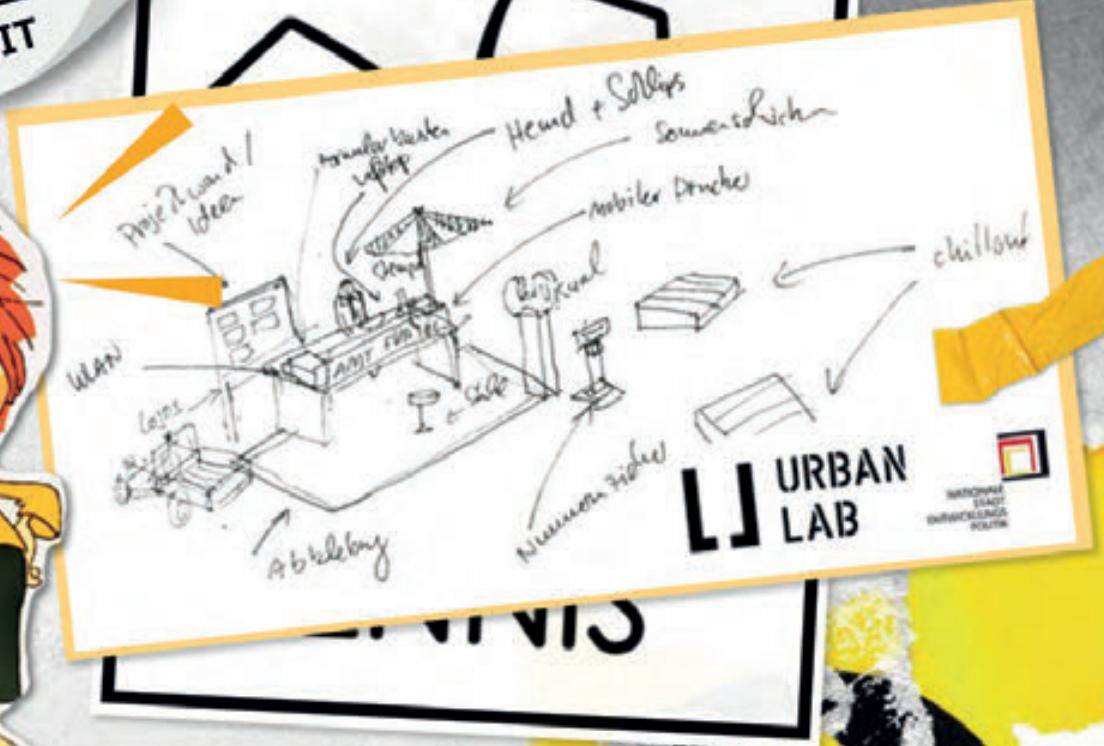
„Es fehlen Begegnungsräume. Je mehr sie verschwinden, umso weniger lebendig ist die Stadt.“

SEBASTIAN SCHNELLBÖGL, URBAN LAB



Anschluss unter dieser Nummer: Im „Heizhaus“ restaurieren Hacker alte Smartphones, die dann an Bedürftige abgegeben werden.

Stationen der Quartiersgestaltung



Ein kühner Gedanke: Lasst uns ein neues Quartier erfinden! Gedacht, getan: Das Nürnberger „Quartier U1“ vernetzt U-Bahn-Stationen. Und die Menschen, die sich in deren Umfeld bewegen.

„Unser Ziel ist, Bürgerinnen und Bürger dafür zu begeistern, ihre Stadt selbst zu gestalten.“

URBAN LAB, GEMEINNÜTZIGE
UNTERNEHMERGESELLSCHAFT

Wer oder was definiert eigentlich, was ein Viertel ist? Seine Bewohnerinnen und Bewohner? Die Stadtverwaltung? Die Höhe der Miet- und Immobilienpreise? Oder vielleicht auch eine überraschende neue Idee? Fragt man die Nürnberger Stadtplanungs-Professorin Ingrid Burgstaller, sagt sie: „Eine feste dogmatische Definition gibt es nicht. Bestimmend für ein Quartier können eine bauliche Einheitlichkeit sein, klare Grenzen über Infrastrukturen, Gewässer oder Topographie, die Strukturierung über ein gutes Wegesystem oder die Konzentration auf ein klares Zentrum.“

Die Mitglieder des Urban Lab in Nürnberg haben die gängigen Definitionsmerkmale von Quartieren einfach beiseitegeschoben: Sie erklärten stattdessen den gesamten Bereich entlang einer von drei U-Bahn-Linien durch die Stadt zum neuen „Quartier U1“. Die Vorgaben: Jeder Ort im neu erdachten „Viertel“ sollte in maximal acht Minuten zu Fuß von der U-Bahn aus erreichbar sein. Die äußersten Stationen des Quartiers sollten maximal 15 Minuten Fahrzeit voneinander entfernt sein. So entstand, unterirdisch verbunden, ein heterogener Lebensraum: vom Nürnberger Westen mit seinen leerstehenden und umgenutzten Industriebauten über das Szeneviertel Gostenhof, in dem autonome Gruppen gegen den Zuzug von Gutverdienern kämpfen, hin zur historischen Altstadt, durch deren Gassen sich die Flusskreuzfahrt-Reisenden schieben. Und weiter bis in die Südstadt, die Boulevardzeitungen als „sozialen Brennpunkt“ betiteln.

In der Südstadt findet sich hinter den Klinkermauern des „Z-Baus“ – früher SS-Kaserne, heute „Haus für Gegenwartskultur“ – das „Urban Lab“. Es ist ein als gemeinnützige Unternehmergesellschaft organisiertes Kollektiv, das sich seit seiner Gründung 2015 zum Ziel gemacht hat, „Bürgerinnen und Bürger dafür zu begeistern, ihre Stadt selbst zu gestalten“ – so die Selbstbeschreibung.

Die Mitglieder des Urban Lab auf einen Nenner zu bringen, ist nicht ganz leicht. Drei Design-Profis, ein Biologe, eine Umweltwissenschaftlerin und ein Wirtschaftsingenieur zählen zum Team. Sie sind eine Gruppe junger Kreativer, die bestens vernetzt sind in der Stadt. Und in deren Köpfen immer mindestens so viele Ideen umherschwirren, wie an ihren Bürowänden Post-its kleben.

Jedes Projekt des Urban Lab muss der Frage standhalten, ob es erstens der Gemeinschaft dient. Und ob es zweitens auch gut designt ist. Dabei geht es um die Frage: Welche Funktion hat eine Idee, und hat sie dafür auch die richtige Form? Was auf den ersten Blick vielleicht etwas verkopft klingt,

ist am Ende ein effektiver Realitätscheck für Ideen. Ideen wie die vom U-Bahn-Quartier. „Wir vom Urban Lab wollen ja möglichst viele Menschen in der Stadtgesellschaft erreichen“, erzählt Urban-Lab-Mitglied Uli Hirschmüller. Rund 100.000 Menschen leben nach Schätzungen des Urban Lab entlang der ausgewählten U-Bahn-Strecke.

Freiräume, „Enkeltauglichkeit“ und Gemeinwohl haben sich die Macher des QU1 auf ihre Fahnen geschrieben. Sie gehen dabei durchaus ungewöhnliche Wege. Zum Beispiel wenn es um Verteilung von Fördergeldern für die einzelnen Akteursprojekte geht. Bei der Umsetzung der Projekte kam ihnen jedoch nicht nur eine Pandemie in die Quere. Sie hatten auch mit den zähen, behördenähnlichen Strukturen der Nürnberger Verkehrsbetriebe zu kämpfen (siehe Bilanz-Interview S. 198). Oft war deshalb Umdenken gefragt. Denn viele Projekte, die in U-Bahn-Wagen oder an U-Bahn-Stationen stattfinden sollten, mussten wieder nach oben verlegt werden. ←●

„Wir vom Urban Lab wollen möglichst viele Menschen in der Stadtgesellschaft erreichen.“

ULI HIRSCHMÜLLER, URBAN LAB



Amt für Ideen

Ein Termin beim Ideenbeamten, bitte!

Jeden **Freitag**nachmittag ist im Quartier U1 Zeit für Sprechstunde im „Amt für Ideen“ – in Pandemiezeiten natürlich online. Chris Herrmann ist der „Beamte“. Wer einen Einfall zugunsten der Stadtgesellschaft hat, bekommt 30 Minuten Zeit, gemeinsam den Plan zu durchdenken. Wenn es nötig ist, auch mehrmals. Die Kernfragen: Ist mein Projekt gemeinwohlorientiert? Wer ist mein Ansprechpartner bei der Stadtverwaltung? Wie beantrage ich Projektgelder? Und: Ist meine Idee überhaupt umsetzbar? So werden aus vagen Vorhaben handfeste Konzepte.

Das „Amt“ ist – neben der Freiraumbörse „Raumteiler“ und der basisdemo-

kratischen Akteursförderung – eines der drei Instrumente des Quartiers U1. Über hundert Projekte wurden bereits ins Amt für Ideen getragen. „Sprechstunden waren es noch viel mehr“, erzählt Chris Herrmann.

Auch der Nürnberger Künstler Markus Prummer hat das Angebot der Ideensprechstunde wahrgenommen. Sein ursprüngliches Vorhaben: „Off Spaces“ – ungenutzte, leerstehende Räume in der Stadt – temporär für Kunstausstellungen zu nutzen. „Das kannte ich schon aus Städten wie Leipzig und Berlin. Ich wollte das auch in Nürnberg machen“, erzählt Prummer. „Mit dem Ideenbeamten zu reden, war

für mich ein toller und fruchtbarer Austausch.“ Am Ende kam zwar nicht genau das raus, was Prummer anfangs vorhatte, aber das ist im Amt für Ideen auch nicht unbedingt das Ziel.

Die Sprechstunden haben ihm geholfen, sein Projekt zu vereinfachen, zu konkretisieren und den Projektantrag an die Stadt Nürnberg zu schreiben. In Schaufenstern von geschlossenen Bäckereien, Metzgereien und anderen Läden sollen künftig Prummers Werke und die anderer Künstler und Künstlerinnen ausgestellt werden. Das ist in Pandemiezeiten einfacher umsetzbar als eine Ausstellung in einem leeren Raum, der im Zweifelsfall gar nicht

geöffnet werden darf. Klingt simpel – darauf kam der Künstler aber erst durch die Gespräche auf dem Amt.

Mark Schmidts ist ebenfalls einer von Chris Herrmanns „Klienten“. Er ist Softwareentwickler und hat die ehrenamtliche „We code IT academy“ gegründet. Das Vorhaben: Geflüchtete unterstützen, die den Berufseinstieg in die IT planen. Er hat dafür ein Mentoring-Programm ins Leben gerufen, in dem erfahrene Fachleute Geflüchtete begleiten sollen. Mehr als 60 Menschen sind mittlerweile an dem Projekt beteiligt. Da kann man schon mal den Überblick verlieren: „Die Ideensprechstunde hat mir dabei geholfen, das Projekt an sich besser zu strukturieren und zu reflektieren“, erzählt Mark Schmidts. Wie ihm das Ideenamt in der Sprechstunde konkret geholfen hat? Vor allem mit Tools wie dem „Sozialen Atom“, einem Modell, das Beziehungen in einem Team und beeinflussende Faktoren visualisiert. Auch beim Fördergeldantrag an den Integrationsfonds wurde er unterstützt.

Seit April 2021 tourt das Amt für Ideen in einem alten Container auf einer „Wechselbrücke“ durch Nürnberg, einem abstellbaren Aufsatz für Lkw-Anhänger. Weil Selbermachen im Urban Lab schon immer Pflicht ist, hat das QU1-Team den Container zuvor

selbst entrostet, die Einrichtung aus Holz selbst gebaut. Ein befreundeter Architekt hat bei der Planung geholfen. „Wir haben ein schönes Netzwerk aus Leuten, die alle was können“, sagt Chris. Erste Station des mobilen Amtes für Ideen war die Fürther Straße im Stadtteil Gostenhof, direkt am U-Bahnausgang. Dann ging es weiter in die Südstadt. Das Amt für Ideen sollte so noch sichtbarer werden und niedriger-schwelliger zu erreichen sein: ein Amt, das zu den Leuten kommt.

Das QU1-Team kann sich auch vorstellen, damit in die Dörfer der Region zu fahren und mit den Menschen dort über Ideen und Pläne zu sprechen. Sogar Anfragen aus anderen Städten haben das Team schon erreicht. „Wir haben gesehen, dass im Amt für Ideen unsere Stärke liegt. Es funktioniert, und deshalb wollen wir, dass es verstetigt wird“, sagt QU1-Teammitglied Sebastian Schnellbögl. Wie eine Verstetigung aussehen soll, muss natürlich diskutiert werden. Ein Amt für Ideen gar als offizielle städtische Behörde? Schnellbögl: „Klar wäre es toll, wenn die Stadt das bezahlt. Aber sobald wir Teil des Verwaltungsapparates werden, geben wir ein Stück Glaubwürdigkeit ab. Wir brauchen diese wertvolle Zwischenfunktion!“

„Mit dem Ideen-beamten zu reden, war für mich ein toller und fruchtbarer Austausch.“

**MARKUS PRUMMER,
KÜNSTLER**

DATEN & FAKTEN*

64

TERMINE

111

GRUPPEN ODER
PERSONEN WURDEN
BERATEN

205

VORGESCHLAGENE
BÜRGERPROJEKTE

2

„BEAMTE“

23

IDEENFÖRDERUNGEN (KLEINSTFÖRDERUNG,
MAX. 400 €)

* April 2020 – 24. Juni 2021



FOTO: LISA KRÄHER

2



FOTO: KILIAN REIL

Raumteiler

Wie man Räume schafft

Nürnberg hat viele Kreative und zu wenig Raum. Das will der Raumteiler des Quartiers U1 ändern. **Sebastian Schnellbögl** über eine unbürokratische Online-Börse, die Menschen mit Platz und solche ohne Platz zusammenbringt.

Hat Nürnberg ein „Raumproblem“?

Nürnberg ist auf dem Weg ins post-industrielle Zeitalter. Alte innenstadtnahe Produktionsstätten verschwinden. Das Versandhaus Quelle und der Haushaltsgerätehersteller AEG haben dichtgemacht. Es gab dort zwar eine kreative Zwischennutzung, aber allen war klar, dass das nicht von Dauer ist. Kunst und Kultur weichen nun Wohnbebauung und Renditeaspekten. In den vergangenen Jahren betraf das rund 200 Ateliers und viele Räume, die von gemeinwohlorientierten Initiativen genutzt wurden.

Was bedeutet das für die Stadtentwicklung?

Es fehlen Begegnungsräume. Je mehr sie verschwinden, umso weniger lebendig ist die Stadt. Wozu das führt, zeichnet sich in der Altstadt ab. Wer sonntags durch die Nürnberger Innenstadt läuft, erlebt diese wie tot. Es gibt kaum Cafés oder Treffpunkte. Da ist eine Shop-Front neben der anderen. Aber können die sich halten? Nachdem sich der Handel immer stärker ins Internet verlagert, werden wir auch in der Innenstadt Probleme bekommen. Die Räume dort sind noch viel zu teuer.

„Eine Stadtgesellschaft sollte Künstlerinnen und Künstlern Freiräume bieten können, um ungesteuerte Entwicklung zu ermöglichen.“

SEBASTIAN SCHNELLBÖGL, URBAN LAB



für Kreative; gleichzeitig ist aber absehbar, dass hier in naher Zukunft Leerstand entsteht. Ich bin gespannt, was passieren wird.

Nicht nur in der Innenstadt finden Kulturschaffende kaum Räume ...

Es betrifft die gesamte Stadt. Es gibt in Nürnberg kein klassisch gentrifiziertes Viertel. Am Ende ist es für den Künstler egal, wo er wirken kann. Hauptsache, es ist zentral angebunden und bezahlbar. Und diese Räume verschwinden im Zentrum, in der Südstadt, in der Nordstadt, überall.

Und mit ihnen die Kreativen?

So etwas zeichnet sich langfristig ab. Mit der Zwischennutzung des Versandhauses Quelle gab es große Aufbruchstimmung. Das ist versandet. Dabei können diese kulturellen Freiräume für die Stadtgesellschaft ein Katalysator sein. Es wird viel darüber geklagt, dass Kunstschaffende nach Köln, Leipzig und Berlin abwandern. Das würde ich nicht dramatisieren, aber es passiert. Eine Stadtgesellschaft sollte diesen Menschen aber Freiräume bieten können, um auch ungesteuerte Entwicklung zu ermöglichen. Dafür musst du Orte schaffen.

Wo setzt die Idee des „Raumteilers“ an?

Wir können uns nicht gegen den Immobilienmarkt wehren. Wir können kein Atelierhaus kaufen. Aber wir können an die Solidarität der Einzelnen appellieren. Es gibt in Nürnberg viele Räume, die geteilt werden können. Du musst es nur wissen, und du musst hingehen. Wir wollen sichtbar machen, welche Räume da sind und wie sie genutzt werden können. Das gab es bislang nicht. Und wenn doch, dann als kommerzielles Angebot oder schlecht gepflegte Datenbank. Niemand hat die moralische Verpflichtung, seinen Raum zu teilen. Aber angenommen, da ist dieser Schachclub, der sich jeden Dienstag trifft und den Rest der Woche seinen Raum nicht nutzt ...

Wie läuft das konkret ab?

Wir haben viele Leute kontaktiert und gebeten, uns mitzuteilen, welche Räume sie haben. Dann haben wir eine Karte erstellt, auf der man online nach geeigneten Räumen suchen kann. Außerdem schauen wir: Was ist wichtig beim Raumteilen? Wie ist das mit Versicherungen? Wie läuft das mit der Schlüsselübergabe? Das wollen wir dokumentieren für einen „Werkzeugkasten“: eine Anleitung für Leute, die ihren Raum teilen wollen. Man kann von jedem Raum etwas lernen. Ich würde das gerne sammeln, um dann Empfehlungen auszusprechen für andere.

Wäre so etwas nicht Aufgabe einer Stadt?

Das ist die Frage. Wer ist die Stadt? Wer ist die Kommune? Da gibt es in der Stadtverwaltung und in der Politik so viele unterschiedliche Positionen. Es gibt Leute, die uns belächeln. Es gibt Leute, die uns sehr ernst nehmen. Wir arbeiten mit dem „Raumkompass“ der Stadt Nürnberg zusammen. Diese Stelle für Leerstands- und Kulturraummanagement gibt es seit der Bewerbung Nürnbergs als Europäische Kulturhauptstadt 2025. Das hat zwar nicht geklappt. Aber der Stadtrat hat beschlossen, das dabei entstandene Konzept weiterzuentwickeln. Nun wird sich zeigen, ob es gelingt, Strukturen aufzusetzen, die koproduktiv sind. Wir tragen gerne unseren Teil dazu bei. ←●



FOTO: SIMONA LEYZEROVICH

Stadtteilblatt

Aufgebrochene Anonymität

Wenn Simona Leyzerovich loszog, um Leute in der U-Bahn anzuquatschen, hatte sie es immer auch auf die mit Kopfhörern abgesehen. Sie war unterwegs für das „Stadtteilblatt“, mit fester Rubrik „Sound of Quartier U1“: Da erzählten Menschen, welche Musik sie gerade im Ohr haben. In der Aprilausgabe 2020 war das zum Beispiel Dara, ein junger Mann, den Simona am Aufseßplatz getroffen hat, als er sich gerade seine Playlist mit kurdischer Popmusik anhörte.

Das „Stadtteilblatt“, produziert von Simona und dem Team des Quartiers U1, war neben den sozialen Netzwerken (Instagram: @quartieru1), in denen sie über ihre Projekte berichteten, das zentrale Informationsmedium des QU1. Die Idee dahinter: die Anonymität des U-Bahn-Raums aufbrechen und zeigen, was im Quartier passiert,

wer hier lebt und unterwegs ist. So sollte das Heft mit rund 30 Seiten einmal im Monat erscheinen. Das gelang wegen des hohen Arbeitsaufwands und der Einschränkungen durch die Pandemie nicht immer. Das Blatt lag in städtischen Einrichtungen entlang der U1 aus. Je nachdem, ob es in der U-Bahn verteilt werden konnte oder nicht, erreichte die Auflage zwischen 1.000 bis 2.000 Exemplaren. In der Rubrik „Macherinnen des Monats“ wurden Leute mit Vorbildfunktion vorgestellt: Wie die „Marching Corona Band“, ein Bläserduo, das im ersten Lockdown in New-Orleans-Manier durch die Straßen marschierte und den Menschen Musik kontaktfrei vor die Haustür lieferte. „Menschen aus dem Untergrund“ hieß eine weitere Serie, in der Personen porträtiert wurden, deren Arbeitsplatz der U-Bahn-Raum ist.

Diese und andere Geschichten, die im „Stadtteilblatt“ erschienen, waren zwar von überschaubarer Länge. Dafür konnte es in der Rubrik „Import – Export“ schon mal länger dauern, bis man den Text verstanden hatte. Denn hier schrieben Menschen in ihrer Muttersprache oder ihrem Dialekt, was sie nach Nürnberg mitgebracht haben. Ob Griechisch, Ukrainisch, Türkisch, Rumänisch oder Oberbayerisch – eine Übersetzung bot das Heft nicht. Und das war Absicht. Denn die Leserin musste erst jemanden in der Stadt suchen, um den Text zu übersetzen – „erzwungene Begegnung“ sozusagen.

Neben dem Heft aus Eigenproduktion gab es im Quartier U1 auch Kooperationen mit lokalen Medien. So erschien im „Stadtanzeiger“, einem Lokalteil, der beiden Nürnberger Tageszeitungen beiliegt, regelmäßig Berichte über das Projekt. Für Sebastian Schnellbögl vom Projektteam war das ein „wichtiger Medienpartner, denn die Leserschaft der Lokalzeitung ist eine Zielgruppe, die das Projekt sonst vielleicht nicht erreicht hätte“. Auch mit dem kostenlosen Stadtmagazin „CURT“ gab es enge Zusammenarbeit.

Nur der „Straßenkreuzer“, die renommierte Nürnberger Obdachlosenzeitung, ließ sich nicht auf eine Medienpartnerschaft mit dem QU1 ein und blieb zwar wohlwollend, aber auf journalistischer Distanz. Der Plan wäre gewesen, in jedem Heft über Neuigkeiten aus dem „Quartier“ U1 zu berichten.

„Die haben superhohen Anspruch, und sie möchten sich auch nicht von so was wie uns vereinnahmen lassen. Und das finde ich auch total legitim“, sagt Sebastian Schnellbögl. Dafür machte der Nürnberger Community-Sender Radio Z gleich einmal im Monat einen Sendeplatz in der Nachmittagssendung „Stoffwechsel“ frei, um über die Themen im Quartier zu berichten und zu diskutieren – durchaus auch mal kontrovers, wie bei der Kunstaktion der „SoSa Gallery“ (S. 212). ◀

„Die U1 bewegt sich durch unterschiedlichste Stadtentwicklungspunkte. An jeder Station gibt es andere Themen. Das haben die Initiierenden ziemlich gut erkannt. Ich gebe zu, auf so eine unkonventionelle Idee wäre ein Stadtentwickler, der das wie ich seit 20 Jahren macht, nicht gekommen. Da muss man dankbar sein.“

**MICHAEL RUF, 61. LEITUNG STAB
STADTENTWICKLUNG DER STADT NÜRNBERG**

Quartier Shengo

Unterm Blätterdach

Weil der Weg zur nächsten Behörde oder zum nächsten Gericht in vielen äthiopischen Dörfern weit und teuer ist, gibt es den „Shengo“, einen Bürger- rat, zu dem sich die Dorfbewohner unter einem Baum zusammenfinden, um Konflikte aus der Welt zu schaffen.

Ob Zank in der Nachbarschaft, Streit zwischen Jugendlichen oder Probleme in der Familie: „Im Shengo können die Konfliktparteien ihre Argumente vorbringen. Am Ende fällt der Dorfälteste eine Entscheidung“, erzählt Terefe Fekadu vom Äthiopischen Kulturverein Nürnberg. „Der soziale Druck, sich an dieses Urteil zu halten, ist groß, gerade auf dem Land.“

Doch auch in den Städten werden Lösungen im Shengos erarbeitet, weiß Fekadu, der 1969 in Addis Abeba, der Hauptstadt Äthiopiens, geboren wurde und dort bis zum Alter von 17 Jahren lebte. „Für meine Eltern war der Shengo von großer Bedeutung.“ Terefe Fekadu verließ seine Heimat als junger Mann, zunächst um in Kiew Architektur zu studieren. 1995 kam er nach Deutsch-

land. Heute arbeitet er in Nürnberg als Logistiker und engagiert sich im Äthiopischen Kulturverein, wo er bereits 2011 auf die Künstlerin Anja Schoeller traf. Gemeinsam setzte man im Laufe der Jahre viele Projekte um, die sich um das Miteinander der Kulturen drehten. 2019 kam dann die Idee mit dem Shengo. „Solche Gesprächsrunden findet man eher in traditionellen Gesellschaften“, sagt Anja Schoeller. „Dabei könnten sie unser modernes Leben enorm bereichern.“ Auch Terefe Fekadu fand die Idee einer Fusion aus äthiopischer Tradition und fränkischem Alltag spannend.

Anja Schoeller, der Äthiopische Kulturverein und der Kunstverein Zentrifuge entwickelten gemeinsam das Projekt „Quartiersrat“. Die Idee: zwölf Shengo-Sitzungen an verschiedenen U-Bahn-Stationen des QU1. Sie bewarben sich bei den Akteursförderrunden des QU1 – zweimal mit Erfolg.

Einen Tag lang suchte das Team geeignete Shengo-Bäume. Kein ganz einfaches Vorhaben, denn vor allem in

der Nürnberger Südstadt ist Grün eher selten. Zudem durften die Bäume wegen des Verkehrslärms nicht zu nah an der Straße sein. Parallel schuf man eine Art Shengo-Materialkoffer: Plastikimitate von traditionellen äthiopischen Hockern, Schmuck für die Shengo-Bäume sowie eine kleine Shengo-Fibel für potenzielle Nachahmer.

In der ersten Sitzung an der U-Bahn-Station Frankenstraße ging es um das Thema Corona. „Wir haben uns die Frage gestellt, was wir aus der Pandemie lernen können“, erzählt Fekadu. Bei den Gesprächen werden stets die Regeln des „Council“ angewandt, einer Technik der gewaltfreien Kommunikation, die bei indigenen Völkern in Amerika ihren Ursprung hat. Die wichtigste Regel: Respekt vor dem Gesprächspartner.

Am Aufseßplatz gab ein wohnungs- loser Mann spontan einen Einblick in sein Leben. Am Maffeiplatz erzählte ein Jugendlicher, wie es für ihn ist, als Schwarzer in Nürnberg zu leben. Und so waren die Shengos in Nürnberg weniger Gremien zur Konfliktlösung, sondern gaben eher Einblicke in die Lebens- realitäten von Menschen, mit denen man sonst eher nicht ins Gespräch gekommen wäre. „Diese Form von Mit- einander wollten wir stärken“, sagt Anja Schoeller. ←●



FOTO: SEBASTIAN LOCK

TOOLBOX

Wer selbst einen Shengo ins Leben rufen will, findet in der „Shengo-Fibel“ wertvolle Tipps und Infos.

Die Broschüre ist bestellbar beim Verein Zentrifuge e.V., zentrifuge-nuernberg.de



Essbare Stadt

Pflanzen- nahverzehr

Ein Ziel des Projekts QU1 war es, der Pflanzenwelt mehr Raum in Nürnberg zu bieten. Drei ausgewählte Projekte zeigen, wie Obst-, Gemüse- und Kräuterbeete die Stadt heute auf vielfältige Weise bereichern.

Gewächshaus in der Fußgängerzone

Auf dem Wartungsschacht einer Fernwärmeleitung stellte das Team des Quartiers U1 von Dezember 2019 bis April 2020 ein Gewächshaus auf – mitten in der Nürnberger Fußgängerzone, nahe der U-Bahn-Haltestelle Weißer Turm. Unter dem Titel „Öffentlicher Pflanzennahverzehr“ wollte das Team des Urban Lab zeigen, „wie wir Nürnberg zu einer emissionsfreien und lebenswerten Metropole transformieren können“. Geerntet wurde der Salat trotz winterlicher Temperaturen und ohne zusätzliche Energiezufuhr.

Die „Essbare Stadt“

2019 eröffnete der Garten am Jakobsplatz zwischen den U-Bahn-Stationen Plärrer und Weißer Turm. Es ist einer von zwei Stadtgärten, die die Bürgerinnen und Bürger selbst gestalten. Wo vorher Brachfläche war, wächst jetzt die „Essbare Stadt“. Angebaut wird ökologisch und vielfältig. Also so, dass sich auch Bienen und andere Insekten wohl fühlen. Für das Quartier U1 war es eines der vorgezogenen Akteursprojekte, an denen die Instrumente getestet wurden. Die Essbare Stadt wurde vom QU1 unterstützt, unter anderem beim Schreiben von Förderanträgen – oder beim Erstellen eines Finanzplans.

Der grüne Naschzaun

Die Kerzenwerkstatt in der Pestalozzi-Straße im Westen der Stadt ist ein Nürnberger Familienbetrieb, der 1821

gegründet wurde. Nicht nur wegen der handgemachten Kerzen lohnt sich ein Besuch bei Julia Lang und ihrem Team. Auch das Gärtchen vor der Werkstatt im Schatten einer Trauerweide ist ein besonderer Ort. Im Rahmen des Projekts Quartier U1 wurde hier gemeinsam mit den Nachbarn ein grüner „Naschzaun“ gebaut, in dem Erdbeeren, Kräuter, Radieschen und andere Naschpflanzen kunterbunt durcheinanderwachsen. Vor allem die Kinder aus der Nachbarschaft freuen sich über das Angebot. Wo gemeinschaftlich geerntet wird, sollte auch die Pflege gemeinschaftlich ablaufen: Ein Gießplan, an dem sich alle beteiligen, war ursprünglich angedacht. So richtig funktioniert hat's nicht, gibt Julia Lang zu. Sie gießt nun wieder selbst, freut sich aber über die Gespräche, die immer wieder am grünen Naschzaun entstehen. ←●

Just for Fund

Zeichnen für Menschen in Seenot

Am liebsten zeichnet Fabian Martin Menschen, die über sich selbst lachen können. Die Bilder des 27-Jährigen sind nicht immer schmeichelhaft: Markante Nasen, Ohren und andere Merkmale sind für ihn die beste Vorlage. „Das Wichtigste ist deshalb, dass die Leute Humor mitbringen“, sagt er. Der Illustrator, der bis vor kurzem in einer großen Werbeagentur gearbeitet hat und dann keine Lust mehr auf „Kommerz“ hatte, war auf der Suche nach etwas, das er gut konnte. Und auch noch sinnvoll war.

Mit seiner Aktion „Just for Fund“ brachte er beides zusammen: sein Zeichentalent und die gute Sache. Die Menschen, die er in der Fußgängerzone in der Nürnberger Altstadt zeichnete, konnten selbst bestimmen, wie viel sie spenden. Das Geld ging dann an die „Seebrücke Nürnberg“, ein lokales Bündnis, das sich für die Rettung von Geflüchteten im Mittelmeer einsetzt.

Angefangen hat er auf Hochzeiten; mit dem Zeichnen von Gästen verdiente er ein bisschen Geld. „Man muss viel üben. Wenn man lange nicht zeichnet, verlernt man es auch schnell wieder“, sagt er. Eine Aktion wie die in der Fußgängerzone war dafür genau richtig. Ein paarmal hatte er das in Nürnberg schon alleine gemacht. Für das im Rahmen der Akteursförderung unterstützte Projekt holte er sich auch noch weitere Künstler aus der Stadt ins Team.

Und was erlebt man so, wenn man andere Menschen zeichnet? „Die Leute sind anfangs ein bisschen misstrauisch. Man ist es ja nicht gewohnt, dass man etwas einfach so bekommt, nur gegen Spende. Viele suchen da erstmal einen Haken. Aber danach sind sie meist sehr begeistert!“



1



Radius

Kleben und kleben lassen

Der „Plärrer“ ist – wie der Name andeutet – ein lauter und obendrein betongrauer Verkehrsknoten am südöstlichen Rand der Nürnberger Altstadt. Die meisten U-Bahn-, Bus- und Straßenbahnlinien treffen sich hier. Morgens und nachmittags erstickt der Kreisverkehr, der den Platz einrahmt, im Autoverkehr. Er ist ein Ort, den viele Menschen täglich ansteuern – und schnell wieder verlassen. Ein Ort, der im Alltag vieler Nürnberger irgendwie eine Rolle spielt, und doch völlig anonym ist

Das wollte Marga Leuthe mit ihrem Projekt „Radius“ ein bisschen verändern. Sie sprach Menschen, die sie hier

traf, an und fragte sie nach ihren ganz persönlichen Wünschen. Sie schrieb mit und gestaltete kleine quadratische Aufkleber, die in Form und Farbe den orangefarbenen Fliesen ähneln, die sich an den Wänden von Unterführung und U-Bahn-Station finden. Auf die Fliesen geklebt, fügen sich die Wünsche der Menschen ganz unaufdringlich ins Alltagsbild ein. „Was kann man denn sonst im öffentlichen Raum lesen?“, fragt die 37-Jährige, die von Beruf Textildesignerin und Schneiderin ist: „Straßenschilder, U-Bahn-Anzeigen, Werbung oder Schmierereien. Wir wollten aber das Leben der Menschen



FOTO: SEBASTIAN SCHNELLBÖGL

sichtbar machen, die sich hier immer wieder kurzzeitig aufhalten.“

Nun sollte man meinen, Pandemie und Winter sind nicht die besten Bedingungen, um Fremde auf der Straße anzuquatschen. Doch als Marga Leuthe und die anderen von „Radius“ im Dezember 2020 mit Maske und viel Abstand auf Wunsch-Recherche gingen, bekamen sie viele offene und positive Rückmeldungen.

Etwas schwieriger sei es dagegen gewesen, sicherzustellen, dass die ausgewählten Wünsche dann tatsächlich kleben bleiben. Denn die zuständige Reinigungsfirma hat eine radikale Aufkleber-Politik: Was klebt, muss weg! Eigentlich war das Projekt mit den Verkehrsbetrieben abgesprochen. Doch dann verschwand eine der drei beklebten Flächen im U-Bahn-Raum vorzeitig.

Und die Wünsche? Die konnten die Leute dann gleich auf einen Zettel schreiben. Oder den Fragenden diktieren. Und auch später per Mail schicken. Die Ergebnisse waren so unterschiedlich, wie die Menschen in der Stadt es sind: „Bildung für alle“ stand auf einer Fliese. „Bedingungsloses Grundeinkommen wäre nice“ auf einer anderen. Jemand forderte „Mehr Körperkontakt“ oder „Liebe, Techno, Tanzen“. Oder ganz einfach, aber existenziell: „Dazugehören“ oder „Gesundheit“. Andere Wünsche fielen weniger bescheiden aus: „Ich will einen BMW“ ließ da jemand wissen. Und hier kommt noch ein Wunsch von Marga Leuthe: „Bitte alles kleben lassen!“ ←●

Soundtausch

„Das Quartier U1 hat es vielen Leuten ermöglicht, ihre Ideen umzusetzen. Wir zum Beispiel hätten gar nicht gewusst, wie wir unser Projekt umsetzen sollen. Auch das System der Verteilung von Geld finde ich super: Alle, die sich für eine Förderung bewerben, sind zugleich Teil der Jury. Das kannte ich so noch nicht.“

THOMAS SCHMIDT,
32, STUDENT DER SOZIALEN ARBEIT
UND MITARBEITER IM Z-BAU

Rollende Konsumkritik

Aus dem Einkaufswagen wird der „Keinkaufswagen“

Manchmal passt einfach alles zusammen: Als Thomas Schmidt auf der Suche nach ausrangierten Einkaufswagen war, hatte ein Biomarkt in der Nürnberger Nordstadt gerade 20 davon übrig und verschenkte sie. Thomas und die anderen Mitglieder von Sänders e.V. hatten einen Plan. Sie wollten dem Konsumsymbol Einkaufswagen eine neue Bedeutung geben.

Den Verein hatten die selbsternannten „Kunst- und Kulturbanausen“ eigentlich einmal für die Veranstaltung eines Musik-Festivals mit Amateurbands und Künstlerinnen und Künstlern aus allen Genres in einer Sandgrube im Nürnberger Land gegründet. Aber auch „Anregungen zum kritischen (Nicht-) Konsum“ wollten sie geben.

Die Idee des Keinkaufswagens stammt aus der Schweiz: Dort wurden mancherorts ausrangierte Einkaufswagen mit Setzlingen bepflanzt und als mobile Hochbeete in den Städten aufgestellt. Wer will, kann sich bedienen oder selbst etwas in den Wagen legen. Die Wagen verlieren so ihren engeren Sinn als Werkzeuge des individuellen Konsum-Transports. Keinkaufswagen sagen dem Betrachter: „Es muss sich nicht immer nur ums Kaufen drehen!“

Das Team vom Sänders e.V. in Nürnberg entwickelte die Idee weiter. Gemeinsam mit der „Schleudergang“ (sprich: Schleudergäng), einer Gruppe leidenschaftlicher Radfahrerinnen und Radfahrer, verwandelten sie einen Einkaufswagen in eine mobile Fahrradwerkstatt. Man kennt sich aus dem Kulturhaus Z-Bau, wo Schmidt als Gebäudemanager arbeitet – und die Schleudergang sich regelmäßig trifft. So kam es zu der Koopera-

tion. Vor den Studios des Nürnberger Community-Senders „Radio Z“ wurde ein Einkaufswagen zur Schallplatten-Tauschbörse: Vinylfreundinnen und -freunde konnten ihre Platten abgeben und neue dafür mitnehmen. Und in der Fürther Straße in Gostenhof baute der Künstler Dominik Schulik vom Kunstverein „Edel Extra“ aus zwei Wagen eine Installation mit dem Titel „Einkaufswaage“. Die Schalen dieser überdimensionalen „Waage“ sind die Körbe von Einkaufswagen. Eine Seite symbolisiert dabei Gebrauchtes und Repariertes. Die andere steht für maßlosen Warenkonsum. An der Lorenzkirche entstand in Zusammenarbeit mit dem Nachhaltigkeitsverein „Bluepingu“ der „Mundraub-Wagen“ mit Informationen über die Standorte von

essbaren Wildpflanzen in der Stadt. Für jeden Keinkaufswagen stand eine andere Nürnberger Initiative Pate.

Auch die Schweizer Idee mit den jungen Pflanzen gab es in Nürnberg. „Es dauerte allerdings eine Weile, bis die Leute verstanden, dass sie nicht nur Setzlinge mitnehmen, sondern auch welche hineinlegen sollten“, sagt Thomas Schmidt. Er hätte sich gewünscht, dass die Wagen länger ein Zeichen des Protestes gegen Konsumwahn an öffentlichen Plätzen gesetzt hätten. Doch die Genehmigungen dafür wurden nicht verlängert. Dafür haben einige der Keinkaufswagen nun ein dauerhaftes Zuhause auf öffentlich zugänglichem Privatgrund oder vor Kultureinrichtungen gefunden. Als Mahnmal des Maßhaltens. ←

„Wir wollen Anregungen zum kritischen (Nicht-) Konsum geben. Es muss sich nicht immer alles ums Kaufen drehen.“

TOBIAS HORZ,
SÄNDERS E.V.



1



FOTO: CLAUDIA SCHULLER

Stadtteilbühne

Der Hasenbuck macht Theater

Irfan Taufik beschreibt es als „trocken“, das Kulturangebot auf dem Hasenbuck, dem südlichsten Stadtteil des Quartiers U1: „Kein Theater, nix. Ein konservativer Stadtteil, von dem ich vorher nicht viel wusste“, erzählt der Theaterpädagoge.

Also brachte er mit dem Projekt „Der Hasenbuck macht Theater“, das in der ersten Akteursförderrunde des Quartiers U1 ausgewählt wurde, Leben in diese Kulturwüste. Im Auftrag der Diakonie Nürnberg-Süd, die sich um das Quartiersmanagement im Stadtteil kümmert, machte er sich auf die Suche nach Leuten, die Lust auf Theater haben. Die Diakonie verteilte Flyer in den Briefkästen und wartete, wer sich meldet. Es fanden sich 14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aller Altersklassen.

Irfan Taufik ist nicht nur Theaterpädagoge. Er ist Schauspieler, Regisseur, Filmemacher. Oder kurz: Alleskönner. Wer sich in Nürnberg auch nur ein bisschen für Theater interessiert,

wird früher oder später auf ihn treffen. Eines seiner „Babys“ ist das „Theaterprojekt International“ im Kulturladen „Loni-Übler-Haus“, bei dem junge Menschen aus 25 verschiedenen Ländern zusammen auf der Bühne stehen. Irfan Taufik selbst wurde im Nordirak geboren und musste seine Heimat Ende der 90er Jahre aus politischen Gründen verlassen.

Dass das Theaterstück am Hasenbuck im öffentlichen Raum stattfinden sollte, war von Anfang an klar. Eigentlich hatte Irfan Taufik dabei an den U-Bahnhof der Haltestelle Hasenbuck gedacht. Das war jedoch nicht möglich – wegen Corona. Sowie so verzögerte die Pandemie das Projekt. Ursprünglich war der Beginn der Proben schon für März 2020 angesetzt. Digitale Treffen kamen nicht in Frage, und so ging es erst im Sommer los.

Ab Juli traf sich die Gruppe jeden Donnerstag, um das Stück gemeinsam zu entwickeln. Sie recherchierten

die Geschichte des Hasenbucks (der tatsächlich so heißt, weil es da viele Hasen gibt), spazierten zur Recherche durchs Viertel und schlüpfen in die Rollen des Bäckers oder des Immobilienmaklers. Sogar ein Lied haben sie gemeinsam komponiert. Am 29. Oktober, kurz vor dem zweiten Lockdown, wurde das Stück auf dem Platz vor der Kirche am Hasenbuck aufgeführt – bei Regen. Das Publikum unter den Schirmen hat das nicht gestört. Es machte beim Griechischen Tanz am Schluss des Stücks sogar mit.

Der größte Erfolg für Irfan Taufik war aber nicht die Aufführung, sondern der Prozess. Dass auf diese Weise Menschen zusammenkamen, die sonst nie miteinander zu tun haben. Wie die jungen Männer aus einem Wohnheim für Geflüchtete und eine ältere Dame, die zugab, dass sie durch das Projekt ihre Ressentiments abgelegt hat. „Es war toll zu sehen, wie diese Leute sich verändert haben“, erzählt Taufik. ←

Holz.Werk.Stadt

Pumuckl regelt das

Die Müllerstraße und die Austraße, die im Westen des Nürnberger Stadtteils Gostenhof senkrecht aufeinandertreffen, sind Spielstraßen. Offiziell gilt: Autos müssen Schrittgeschwindigkeit fahren, Fußgängerinnen und Fußgänger haben Vorfahrt, und Kinder dürfen auf der Straße spielen. Das Problem: Viele Autofahrerinnen und Autofahrer halten sich nicht daran und fahren zu schnell.

„Vielen fehlt das Bewusstsein dafür, was dieses blaue Schild bedeutet. Und einige übersehen es auch“, sagt Nick Grünewald. Er kennt beide Seiten: die des besorgten Vaters und die des Autofahrers. Er sagt: „Auch ich ertappe mich manchmal dabei, manche Gefahren tendenziell zu unterschätzen, wenn ich hinterm Steuer sitze.“ Was es brauchte, waren deutliche Warnsignale.

Und die gibt es jetzt im Viertel: Insgesamt acht Holz-Silhouetten der Jungen und Mädchen eines benachbarten Kindergartens säumen seit Ende Juni 2021 die Müllner- und die Austraße. Angefertigt wurden sie von den Mitgliedern der „Holz.Werk.Stadt“, einer offenen Werkstatt im Quartier, in der auch Nick Grünewald aktiv ist. „Den Anfang machte ein Pumuckl in der Größe eines Kindergartenkinds“, erzählt Grünewald. Im Rahmen eines Aktionstags folgten die „Porträts“ der Kinder. Das Projekt mit dem Titel „Verkehrsberuhigter Bereich“ wurde vom QU1 gefördert.

Nick Grünewald, der selbst mit seiner Frau und seinen zwei Kindern im Stadtteil lebt, sagt: „Ich finde es wichtig, dass solche Initiativen von uns Anwohnern selbst kommen. Wenn es jedem egal ist, was passiert, ändert sich nichts. Es gibt zu viele Dinge, die nimmt man einfach so hin, weil man denkt, dass man nichts bewirken kann.“ Dass man eben doch etwas bewirken

kann, zeige dieses Projekt. Ob Pumuckl und die Kinder-Silhouetten dauerhaft stehen bleiben können, sei allerdings noch nicht klar. „Wir können uns aber auch vorstellen, sie temporär an Initiativen in anderen Stadtteilen mit Spielstraßen zu verleihen.“

Die „Holz.Werk.Stadt“ wurde in den 1980er Jahren von Schreibern gegründet, die in ihrer Werkstatt in einem Hinterhof unter dem Dach des Nürnberger Instituts für Soziale und Kulturelle Arbeit (ISKA gGmbH) ehrenamtlich Möbel für soziale Einrichtungen anfertigten. Heute dient die Werkstatt eher als Hobbyraum für Menschen aus dem Viertel, die gern mit Holz arbeiten, wie Nick Grünewald, der Projektleiter in der Luftfahrttechnik ist. Wer einen kaputten Stuhl hat oder etwas schreibern will, findet hier Werkzeug und Rat.

Mit dem Projekt zur Verkehrsberuhigung knüpfen die Mitglieder der Werkstatt gewissermaßen an die soziale Historie ihrer Werkstatt an und blicken wieder über die eigene Werkbank hinaus

ins Viertel. Und das ist erst der Anfang: Bei der zweiten Akteursförderrunde gingen sie mit einem weiteren Projekt an den Start: einer mobilen Werkbank, die jedem kostenlos zur Verfügung steht, der etwas sägen, schrauben oder leimen möchte. Seit Mai 2021 tourt sie über die Plätze des QU1. Der Titel des Projekts: „Rock’n’Roll“.



„Es ist wichtig, dass Initiativen von uns Anwohnern selbst kommen. Wenn es jedem egal ist, was passiert, ändert sich nichts.“

NICK GRÜNEWALD,
Holz.Werk.Stadt



Secophone

Panda verschenkt sichere Smartphones

Seit März 2021 gibt es im Stadtteil Eberhardshof eine Box, in die man sein altes Smartphone einwerfen kann. Sie hängt an der Außenfassade des ehemaligen Quelle-Heizhauses, der Nürnberger Hackerverein Ox90.space ist hier zu Hause. Die gemeinnützige Organisation bietet Vorträge zum Thema Datenschutz an und macht die Öffentlichkeit auf Sicherheitslücken in Software aufmerksam.

Bislang hatte die Gruppe alte Smartphones von Freundinnen, Freunden und Bekannten gesammelt und mit neuer, sicherer Software bespielt. „Wir dachten uns, es gibt sicher noch viel mehr Leute, die ihr altes Handy loswerden wollen“, sagt Panda, Mitglied im Hackerkollektiv, der lieber anonym bleiben will. So wie der Rest der Gruppe, zu der Informatikstudierende, aber auch Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler zählen.

Mit ihrem Vorhaben sind sie im Amt für Ideen des Quartiers U1 aufgeschlagen. Dort war man gleich überzeugt vom Projekt namens „Secophone“ und machte 400 Euro Ideenförderung locker. Davon konnten Panda und die anderen nicht nur die wetterfeste Box kaufen, sondern auch zwei Vorträge zum Thema organisieren. Schließlich sollen auch andere wissen, wie man so ein altes Smartphone „flasht“, also neue und sichere Software installiert. Auf der Homepage secophone.org gibt es für potenzielle Smartphone-Spenderrinnen und -Spender außerdem eine detaillierte Anleitung, was zu tun ist, bevor sie ihr altes Gerät in der Box

abgeben. Eine Stunde, bei selteneren Smartphones auch mal vier oder fünf Stunden, schätzt Panda, braucht die „Frischekur“. Abgegeben wurden die nun sicheren Telefone an ehrenamtliche Initiativen – oder einfach an mittellose Menschen, die ein Smartphone brauchen. „Wir haben schon öfter von Leuten gehört, die sich kein Smartphone leisten können. Wenn das nicht geht, ist man abgeschnitten von der Gesellschaft. Wir wollen, dass jeder teilhaben kann“, sagt Panda.



„Wir dachten uns, es gibt sicher viele Leute, die ihr altes Handy loswerden wollen.“

PANDA, MITGLIED IM HACKERKOLLEKTIV



„Das Projekt Quartier U1 ruft Menschen dazu auf, sich aktiv an der Stadtgestaltung zu beteiligen. Das macht Nürnberg lebenswerter und solidarischer. Das Quartier U1 bringt frischen Wind in die Nürnberger Engagement-Landschaft, denkt Strukturen neu und demokratisiert die Akteursförderung.“

**PALOMA LANG, 31. STABSSTELLE
BÜRGERSCHAFTLICHES ENGAGEMENT
& CORPORATE CITIZENSHIP
DER STADT NÜRNBERG**



SoSa Gallery

Übermalen als Diskurs



1

Wer im Nürnberger Stadtteil Gostenhof eine Fassade erneuert oder es gar wagt, einen Neubau hochzuziehen, muss nicht lange darauf warten, bis antikapitalistische Parolen die Wand zieren oder Farbbeutel fliegen. Zu den Klassikern zählen Sprüche wie „Weiße Wände = teure Mieten“ und „Gostenhof muss dreckig bleiben“. In Gostenhof

sind Miet- und Immobilienpreise in den vergangenen Jahren gestiegen. Bezahlbaren Wohnraum zu finden wird immer schwerer. Wohlhabendere ziehen zu und verdrängen die Ärmeren. Fakt ist aber auch: Das ist nicht nur in Gostenhof so. Dort wird das Thema Gentrifizierung bisweilen nur lauter diskutiert. Dass nun sogar eine öffentliche Kunstak-

tion auf Strom- und Verteilerkästen zum Gentrifizierungs-Aufreger für linke Gruppen im Stadtteil werden sollte, ahnte vorher niemand. Tatsächlich hatte das Projekt „SoSa Gallery“ (Soziokulturelle Streetart Gallery), das als Akteursprojekt vom Quartier U1 gefördert wurde, genau das Gegenteil im Sinn: eine Art kostenlose Freiluft-Galerie für jeden sollte geschaffen werden.

Die Menschen im Viertel wurden vorab informiert, die Genehmigungen der städtischen Energieversorger sowie der Telekom, denen die Kästen gehören, wurden ordnungsgemäß eingeholt. Dann folgte – bevor die Kunstaktion beginnen konnte – die Reinigung der Kästen. Dabei mussten Tags, Aufkleber und Plakate, auch mit politischen Botschaften, weichen. Das forderte Widerstand heraus.

Noch in der Nacht, als die ersten Kunstwerke auf den Kästen trockneten, wurden viele von ihnen übermalt. In den sozialen Netzwerken entflamte eine Diskussion. SoSa Gallery und QU1 wurden heftig kritisiert: Von „städtisch genehmigter, kastrierter Streetart“ war die Rede, von einer „öffentlich inszenierten Putzaktion“.

In Gostenhof wurde die Mal-Aktion von vielen als „Quartiersaufwertung“ verstanden, aber im negativen Sinne: „Das Narrativ der Kritikerinnen und Kritiker lautet: Das Viertel muss dreckig bleiben“, sagt Uli Hirschmüller vom Projektteam Quartier U1: „Damit man sich weiterhin die Mieten leisten kann. Ausgerechnet uns, die wir die Lebensqualität und die Partizipation im Viertel erhöhen wollen, als ‚Aufwertungsakteure‘ zu bezeichnen, ist zu kurz gedacht.“ Sein Kollege Sebastian Schnellbögl kann der Diskussion trotz allem etwas Gutes abgewinnen: „Wenn die eine was malt, und der andere übermalt es, ist es auch eine Art von Diskurs.“ Er würde sich nur wünschen, dass man darüber offener reden kann. Das sei nur sehr schwierig mit Gruppen, „die sich ausschließlich über den Kampf gegen etwas definieren.“ ←

Akteursförderung

Anders, aber solidarisch

Als **Silke Würzberger**, freie Regisseurin aus Nürnberg, im Februar 2020 die Spielregeln für Akteursförderung erklärt bekam, brach es aus ihr hervor: „Was ist das denn für ein Hippie-Zeug?“ Später hat sie ihre Meinung über die etwas andere Art von Entscheidungsprozess, die sich das Quartier U1 überlegt hatte, aber noch mal geändert.

Dass eine Pandemie schon bald alles auf den Kopf stellen würde, ahnte noch keiner. Das Projektteam des Quartiers U1 hatte 39 Akteurinnen und Akteure in die Kulturwerkstatt auf AEG eingeladen, ihre Ideen zu präsentieren. 45.000 Euro hatte das Team des QU1 zu verteilen. An wen, das sollten die Teilnehmenden selbst entscheiden.

Und so sah der Prozess aus: Alle, die eine Idee eingereicht hatten, wurden eingeladen und konnten angeben, wie viel Geld sie für ihr Projekt brauchten. Es gab dabei keine Vorauswahl. Jedes Projekt musste alle Bewerbungen der anderen lesen und sie nach Priorität sortieren. Für das eigene Projekt durfte nicht gestimmt werden.

Andreas Thamm, der sich mit einem Oral-History-Projekt beworben hatte, war anfangs etwas skeptisch. Er ist es gewohnt, Anträge zu schreiben, einzureichen, irgendwann kommt dann die Zu- oder Absage. „Ich habe mich gefragt: Muss ich hier auch noch arbeiten, obwohl ich nur wissen will, ob ich das Geld bekomme?“

Doch auf diese Weise „entstand eine Rangliste von Projekten und deren Themen, die den meisten am wichtigsten war“, wie Sebastian Schnellbögl vom Urban Lab beschreibt. Das Projektteam ist mit solchen basisdemokratischen Entscheidungsprozessen vertraut. Die Gruppe versteht sich als Kollektiv, einen Chef oder eine Chefin gibt es nicht. „Wir beantragen selbst häufiger

Förderungen und sind über die Abläufe oft recht unglücklich. Meistens hat der, der fördert, auch die Macht, Themen vorzugeben. Das wollten wir anders machen“, sagt Schnellbögl. Die einzigen Vorgaben waren Gemeinwohl und „Enkeltauglichkeit“. Ein Kontrollmechanismus, der „kommerzielle Schwachsinnsprojekte“ verhindern sollte.

Dass die Projekt-Initiatoren beim Auswahlprozess direkt beteiligt sind und sich dabei begegnen, hat auch noch weitere Vorteile. Zum einen können sie bei dieser Gelegenheit über ihre und die Ideen der anderen sprechen, sie kritisieren, Verbesserungen vorschlagen. Der zweite Vorteil ist eine Form von Regulativ, was die Kosten angeht. Jeder entwickelt eine Projektskizze mit Zielen, Personal- und Kostenplan, die sich alle genau anschauen. „Ist die Fördersumme des einen viel höher als die der anderen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass das Projekt aussortiert wird. Weil man nicht solidarisch mit dem Förderpotopf umgeht, wenn man zu viel Geld abzieht“, sagt Schnellbögl. ←●

DATEN & FAKTEN

2

RUNDEN AKTEURS-FÖRDERUNG

90.000

EURO FÖRDER-GELD

68

IDEEN

46

PROJEKTSKIZZEN

29

GEFÖRDERTE PROJEKTE



FOTO: JULIA HENDRYSLAK



Wolfsgarten

Eier für alle

Immer wieder ist Silke Würzberger mit ihrem Mann Phil vorbeispaziert an dem ehemaligen Hochseilgarten, der Jahre zuvor dichtgemacht hatte und seitdem brachlag. Eine ungenutzte, riesige Grünfläche – mitten in der Stadt. Das trieb sie um. Sie machten sich auf die Suche nach dem Eigentümer. Wie sich herausstellte, eine Immobilienfirma,

die an der Baugenehmigung für das Grundstück gescheitert war. Ein Glück für Silke Würzberger und ihren Mann. Für 500 Euro netto im Monat können sie die Fläche pachten – und haben sie zu einer grünen Oase im Stadtteil gemacht: dem Wolfsgarten. Um ihn zu betreiben, hat das Paar eine gemeinnützige Unternehmersgesellschaft ge-

„Es gibt hier Hasen, die werden von den Kindern ‚Kängurus‘ genannt, weil sie so hoch hüpfen können.“

SILKE WÜRZBERGER,
REGISSEURIN

gründet. Ein Team von Ehrenamtlichen unterstützt sie.

Mit ihrer Idee, dort ein grünes Klassenzimmer zu errichten, schaffte Silke Würzberger es bei der ersten Akteursförderrunde im Februar 2020 auf Platz eins. Auf selbstgebauten Hockern aus Baumstämmen sollten die Kinder aus den Schulen im Stadtteil mit ihren Lehrerinnen und Lehrern hier Platz nehmen können, um etwas über „grüne Themen“ wie nachhaltige Landwirtschaft oder Kompostierung zu erfahren.

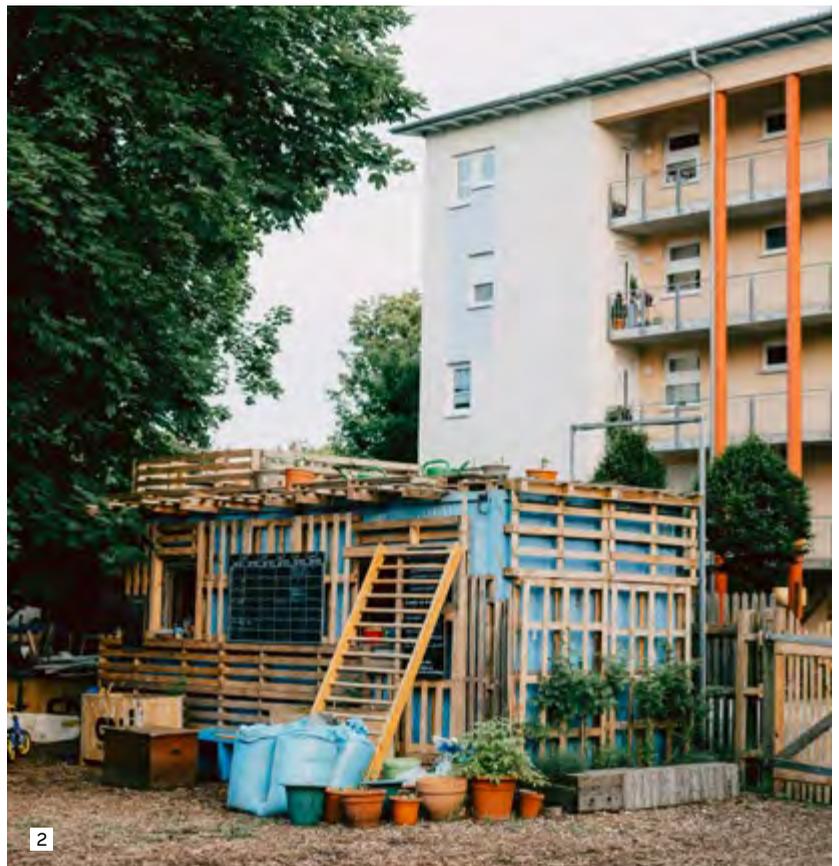
Doch die Umsetzung des „Outdoor-Klassenzimmers“ fiel Corona zum Opfer. Die beantragten 2.500 Euro flossen stattdessen in den Bau einer neuen Abenteuer-Ecke. Die Kinder aus dem Stadtteil durften mitgestalten: So entstanden unter anderem ein Piratenschiff aus Holz und eine Matschküche. Eine Sitzzecke für die Eltern sowie ein Bauwagen, in dem sich Kinder aus der Nachbarschaft Spielzeug leihen können, gehörten auch zum Corona-Alternativen-Konzept.

Der Wolfsgarten ist ein Gemeinschaftsgarten. Jeder, der mitmachen will, kann in den Hochbeeten Obst und Gemüse nach Permakulturprinzip anbauen und selber ernten. Zweimal die Woche schauen die Pfadfinder hier vorbei, die Gruppe einer Autismus-Tagesstätte kümmert sich dreimal pro Woche um die Beete und ist maßgeblich an der Gartengestaltung beteiligt. Ein Teil des Gartens darf so wuchern, wie er will. Es gibt Totholzhaufen, in denen Käfer leben. Und echte Feldhasen. „Die nennen die Kinder ‚Kängurus‘, weil sie so hoch hüpfen“, sagt Silke Würzberger, die von Beruf freie Theaterregisseurin ist. Auch die Kultur soll einen Platz im Garten bekommen: Eine Bühne für Produktionen unter freiem Himmel ist in Planung.

Hier machen alle alles. Und alles gehört allen. Auch bei den Eiern der kürzlich im Wolfsgarten eingezogenen Bio-Hühner darf sich bedienen, wer mithilft. Die Tiere wären geschlachtet worden, denn auch in der Bio-Indus-

trie kommt es auf die Leistung an. Der Umzug in den Wolfsgarten war ihre Rettung. Was dort zu tun ist – Ranken entfernen, Unkraut jäten, Stauden setzen –, kann man der Tafel mit der To-do-Liste entnehmen.

Auch Harald und Birgit Wolf kommen regelmäßig hier vorbei, mal auf ein Feierabendbier, mal zum Mithelfen. Haralds Aufgabe: Holzpaletten vorbeibringen, die zu Sitzmöbeln umgebaut werden. Harald arbeitet in einem Ersatzteillager für Nutzfahrzeuge und sitzt somit an der Paletten-Quelle. Birgit, die als Softwareentwicklerin arbeitet, kümmert sich um die Wurmkiste. Das Ehepaar Wolf lebt in einer Wohnung auf der anderen Straßenseite. Sie haben keinen eigenen Garten, nur einen kleinen Balkon. Und jetzt den Wolfsgarten, wie passend. ←●





Suppkultur

Text, Musik und „Funzelsuppe“

1

Die angsterfüllten Gesichter der Erwachsenen während der Luftangriffe. Das Geräusch der Brandbombe, die das Haus ihrer Familie trifft. Der Geschmack der Schokolade, die ihr ein amerikanischer Soldat schenkt. Der Tanzclub, in dem sie ihren späteren Ehemann kennenlernt – das sind Erinnerungen von Augusta Alfa-Stahl, genannt Gusti, an die Zeit während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Aufgeschrieben hat sie der Nürnberger Autor Andreas Thamm. Gemeinsam mit Kontrabassist Stephan Goldbach hat Thamm das Duo „Suppkultur“ gegründet. „Wir unterhielten uns darüber,

dass unsere Großeltern alle nicht mehr leben. Und dass wir es verpasst haben, nach Erinnerungen zu fragen“, erzählt Andreas Thamm. Wenn man so will, ist ihr Oral-History-Projekt „Erzählstationen“ ein Versuch, das nachzuholen. Das Konzept: kleine Konzert-Lesungen mit Texten von Thamm und Musik von Goldbach. Suppkultur-Projekte wurden bei beiden Runden der Akteursförderung des Quartier U1 ausgewählt.

Thamm und Goldbach führten Interviews mit Menschen, die Krieg und Nachkriegszeit erlebt hatten – und verarbeiteten die Geschichten dann in ihrem Programm. Einmal im Z-Bau,

dem Haus für Gegenwartskultur, einmal coronabedingt als Livestream, einmal im Garten des Seniorenwohnparks Neulichthof nahe der U-Bahn-Linie 1.

Dort lebt Gerda, die Andreas Thamm von ihrer Flucht aus Ostpreußen erzählt hat. Und wie es war, als Kind von Geflüchteten, die bei niemandem so richtig beliebt waren. „Kartoffelkäfer“ wurden sie genannt, weil sie auf dem Feld beim Kartoffelklauben halfen. „Wenn die Person, deren Geschichte man dann erzählt, beim Konzert gegenüber sitzt, ist man ganz aufgeregt“, erzählt Andreas Thamm.

Und die Suppe? Nun, die kochen die beiden vor ihren musikalischen Lesungen und verteilen sie in den Pausen ans Publikum. Zu den Geschichten der Menschen, die sie im Quartier U1 gesammelt haben, gab es bei der Lesung „Funzelsuppe“: ein Wurzelgemüse-Sud mit geriebenen Kartoffeln. So kam sie in den entbehrungsreichen 1940ern auf den Tisch.

Thamm, geboren 1990 in Bamberg, arbeitet als Redakteur und Schriftsteller. Er und Goldbach lernten sich vor rund 15 Jahren in der jungen Bamberger Musikszene kennen. Die Verbindung blieb, auch als Thamm nach Hildesheim ging, um Kreatives Schreiben und Journalismik zu studieren – und Goldbach zum Musikstudium nach Saarbrücken zog. Auf einer Wanderung durch den Harz kam die „Schnapsidee“ der Suppkultur auf. Dann landeten beide in Nürnberg. Und stießen auf einen alten Suppenwagen, der zum Verkauf stand ...

Im Rahmen des zweiten geförderten Projekts hat das Duo einen Rundgang durch das Viertel Gostenhof entwickelt. Aus Kneipenanekdoten der 1970er Jahre, den Kunstwerken der Gostner Hofmaler, die in den 1980er Jahren die tristen Hinterhöfe des Arbeiterviertels verschönerten, oder aus Geschichten vom griechischen Kunstverein ist eine Stadtführung mit dem Titel „Topographie der Erinnerung“ entstanden – professionell begleitet von einem Historiker. ←

„Es war für mich eine wertvolle Erfahrung, meine Erinnerungen für dieses Projekt zu teilen. Als Andreas Thamm dann zu uns kam und im Garten meine Geschichte vorlas, mit der Musik, da kullerten bei mir die Tränen.“

GERDA FREYEISEN, 83. RENTNERIN



„Wir haben mit vielen Projekten positiv irritiert“

Das Team des „Urban Lab“ über positive Irritationen, pandemische Verzögerungen und das Verlassen der eigenen Bubble.



Eine Bahnlinie als Stadtviertel interpretieren: Mit dem Projekt QU1 haben Sebastian Schnellbögl, Lena Endres, Uli Hirschmüller und Chris Herrmann (v.l.) mit vielen Routinen gebrochen.

Was hat das QU1 erreicht, was nicht?

Lena: Wir haben engere Kontakte zur Stadtverwaltung in Nürnberg geknüpft. Wir wissen jetzt, dass etwas wie das „Amt für Ideen“ gewünscht und notwendig ist. Klar ist das „Quartier U1“ eine Träumerei und theoretisch. Eine Bahnlinie schafft nicht so viel Identifikation wie ein Stadtteil. In der Regel gehen die Menschen in die U-Bahn, schauen auf ihr Handy und werden später irgendwo ausgespült.

Sebastian: Wir wollten diese Routinen aufbrechen, durch Irritation zum Nachdenken anregen. Die Stadt von oben runter in die U-Bahn holen. Aber so einfach ist das leider nicht. Haltestellen und U-Bahnen sind juristisch und sicherheitstechnisch sensible Orte. Corona hat es noch schwieriger gemacht. Es ist eng, es gilt Maskenpflicht. Da noch mit Interventionen zu kommen – schwierig.

Wie lief da die Zusammenarbeit?

Chris: Wir haben von Anfang an Kontakt mit der Verkehrs-Aktiengesellschaft Nürnberg aufgenommen. Aber wir kannten die Entscheidungsstrukturen sehr großen Betriebs nicht ...

Sebastian: Das Marketing, mit dem wir zu tun hatten, trifft keine Entscheidungen. Das heißt: Wir tragen unser Anliegen ins Marketing, die tragen es weiter. Es dreht seine Schleifen. Und wir hören am Ende ein „Nein“ oder ein „Vielleicht“. So ging alles langsamer als gewünscht. Das Problem waren nie Einzelpersonen, sondern die Struktur. Die VAG ist wie eine Behörde. Die haben Zeit investiert, unsere Anfragen zu beantworten. Ich würde nicht sagen, dass da keine Bereitschaft war. Es ist nur kompliziert.

Lena: Ich denke, die waren sich nicht bewusst über ihre Rolle und haben viel daraus gelernt. Anfragen wie unsere gab es vorher nie. Zum Beispiel, dass jemand einen mobilen Marktstand im U-Bahn-Wagen aufbauen will. Das geht nicht, weil das alles bei einer Notbremsung durch die U-Bahn fliegt.

Was wurde aus den Projekten, die Geld beantragt haben und ihre Ideen nicht wie geplant umsetzen konnten?

Uli: Die Akteurs-Projekte haben dafür gesorgt, dass trotzdem etwas stattfinden konnte. Es gab Verzögerungen, aber alle sind kreativ damit umgegangen. Beispiel: Der Sender Radio Z wollte ein Straßenfest ausrichten. Stattdessen gab es eine Schallplattenwaschstraße: Man konnte Schallplatten kontaktfrei über einen Aufzug ins Studio geben. Dort wurden sie gereinigt und dann in der Sendung aufgelegt. Es hat nur ein Projekt aufgegeben!

Ist es euch letztendlich gelungen, eure „Bubble“ zu verlassen?

Chris: Teilweise, ja. Vor allem die Anfragen im Amt für Ideen kamen am Anfang zu 40 Prozent von Leuten, die eh schon etwas in der Stadt anstellen. Das hat sich gewandelt – heute kommen mehr Menschen, denen wir noch nie begegnet sind. Derzeit liegt die Bubble-Quote der Sprechstunden bei 20 Prozent.

Es wirkt alles so harmonisch bei euch. Habt ihr euch nicht auch mal gezofft?

Chris: Klar haben wir uns gezankt. Da ging es eher um die kleinen Sachen: Soll das Amt für Ideen in ein Zelt – oder auf eine Wechselbrücke für Container?

Lena: Wenn wir Konflikte hatten, hatte es meist damit zu tun, dass das Projekt Quartier U1 nicht das ganze Urban Lab ist, aber trotzdem ein ziemlich großes Projekt. Das Volumen an Ideen ist so groß, irgendwann hat man keine Ressourcen mehr, gerät in Stress, stellt zu hohe Ansprüche. Da muss man priorisieren – und das sieht halt jeder unterschiedlich.

Inwiefern habt ihr vom Austausch mit den anderen Städten profitiert?

Uli: Von Münster haben wir das Vertragswerk für die Akteursförderung.
Sebastian: Am liebsten wären wir alle immer zu den Treffen mit den anderen Städten gefahren. Das ging nicht, sonst hätten wir unser Projekt vernachlässigt. Bei den vom BBSR formulierten

Erwartungen ist es manchmal schwierig, die Balance zu halten zwischen dem Anspruch, der Projektskizze gerecht zu werden, und dem Wunsch, sich in die Gemeinschaft der Stadtmacherinnen und Stadtmacher einzubringen.

Klingt nach Überforderung ...

Uli: Die Überforderung war vorprogrammiert. Es haben sich sicher alle etwas übernommen, mit dem Eigenanspruch an ihre Projekte.

Sebastian: Die Ideenskizzen müssen einen gewissen Umfang und Anspruch erreichen, um überhaupt in die Auswahl zu kommen. Professionell bezahlte Stellen konkurrieren dabei mit viel Ehrenamt. Da gerät man schnell in die Gefahr, sich selbst auszubeuten, viel Arbeit für wenig Geld anzubieten. Wir sind Pilotquartiere. Wir dürfen scheitern. Man kann ja daraus lernen.

Und wofür könnt ihr euch auf die Schultern klopfen?

Lena: Wir haben mit vielen Projekten positiv irritiert. Und jetzt gucken wir, was draus wird. ←●

LEARNINGS

Was hat sich bewährt?

Das „Amt für Ideen“. Es vermittelt zwischen Bürgern und Verwaltung, baut beiderseits Vorbehalte ab. Es hilft Menschen, Vorhaben zu strukturieren, den Kern ihrer Idee zu finden. Der Raumbedarf ist gering. Wichtig: sich besonnen und unvoreingenommen auf die Ideen einzulassen.

Wo muss optimiert werden?

Bei der Zusammenarbeit mit Konzernen – wie es im QU1 mit den Verkehrsbetrieben der Fall war – ist es wichtig, Entscheidungsstrukturen nachvollziehen zu können. Deshalb: frühzeitig in Dialog treten!

Was ist nachahmenswert?

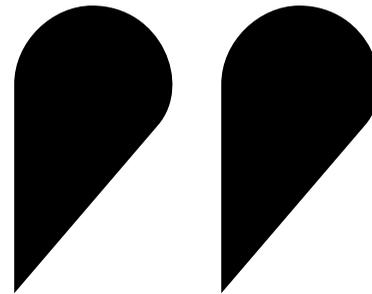
Der Raumparasit ist ein mobiles Möbelstück zum Leihen, das Leeräume erschließt. Er ist Arbeitsplatz, Küche und Lounge in einem – und darf in die U-Bahn: urbanlab-nuernberg.de

MÖDEEN
MÖGLICH
MACHEN.

Amtliche Zukunfts- erzählungen

Städte sind Hoffnungsträger für den Wandel. Doch wie könnten Infrastrukturen aussehen, die eine sozialökologische Transformation ermöglichen – und wer kann sie bauen?

Von Saskia Hebert



In den vergangenen Jahrzehnten ist die Menschheit insgesamt zu bis dato unvorstellbarem Wohlstand gekommen. „Fortschritt“, „Wachstum“ und „Sicherheit“ wurden zu maßgeblichen Parametern globalen, nationalen und kommunalen Handelns. Doch der damit verbundene Ressourcen-Raubbau und die resultierenden Veränderungen des Erdsystems erhöhen das Risiko einer Zerstörung menschlicher Lebensgrundlagen.

Städte haben an diesem Raubbau einen wesentlichen Anteil, sind aber zugleich Orte der Zuversicht, denen gemeinhin eine transformative Kraft, überdurchschnittlicher Erfindungsreichtum und vielversprechende Governance-Strukturen attestiert werden. Auch die Neue Leipzig Charta geht davon aus, dass eine „gerechte, grüne und produktive Stadt“ möglich ist – und in der Tat sind kommunale Gemeinwesen häufig überraschend agil: Stolze Städte können als Modelle für konkrete, über das Gewohnte hinausgehende Transformationen in Richtung sozialökologischer Nachhaltigkeit dienen, wie Barcelona, Amsterdam, Kopenhagen und viele andere. Zugleich setzen globale Stadt-Initiativen wie die Transition-Town-Bewegung, das Global Ecovillage Network oder die C40 Cities neue Maßstäbe.

Deswegen liegen so viele Hoffnungen auf einer Vision von der Stadt der Zukunft, einer Idealstadt, deren Blaupause man andernorts übernehmen kann. Und doch muss die zunehmende Intensität der Suche als Symptom tiefer Sorge interpretiert werden: Wären unsere Städte heute schon zukunftsfähig, müssten wir die Stadt der Zukunft nicht erst noch (er)finden.

Mit der U-Bahn in die Zukunft: ein Zeitmaschinen-Ausflug

Die Sorgen der Gegenwart lassen die 1960er und 1970er Jahre umso mehr als eine zwar gesellschaftlich aufgewühlte, aber technologisch sehr optimistische Ära erscheinen, in der Mondlandung, Wirtschaftswunder und die Erfindung des Computers die Überwindung aller Menschheitsprobleme durch einen linearen Fortschritt wahrscheinlich erscheinen ließen. In Nürnberg äußerte sich diese gesellschaftlich breit getragene Technik-Euphorie in zahlreichen Eröffnungsfeiern für die neue U-Bahn: Schwarzweißaufnahmen aus jenen ●➔



FOTO: ANJA WEBER

ZUR PERSON

DR. SASKIA HEBERT praktiziert, lehrt und forscht in verschiedenen Konstellationen, Kontexten und Formaten zu urbanen und gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Als Architektin und Inhaberin des Büros subsolar* architektur & stadtforschung in Berlin (seit 2000), Studiengangsleiterin im Transformation Design an der HBK Braunschweig (2015–2020) und Betreiberin des Transformation Fitness Studio (seit 2019) geht sie der Frage nach, wie sich alternative Zukunftsentwürfe gemeinschaftlich entwerfen und konkret realisieren lassen.

Jahren zeigen Bürgerinnen und Bürger in Anzug, Pelz und Kostüm, die Baustellen besichtigen, das neue Verkehrsmittel mit Freifahrtscheinen testen oder auf volksfestähnlichen Veranstaltungen der Politprominenz zuprosten.

Man war sehr stolz auf diese avantgardistische Infrastrukturmaßnahme, schließlich war Nürnberg – nach Berlin, Hamburg und Köln – die vierte Stadt in Deutschland mit einer richtigen U-Bahn. Den Nürnbergerinnen und Nürnbergern leuchteten die Vorteile des neuen Verkehrsmittels unmittelbar ein: Anders als die bereits vorhandenen Straßenbahnen stellte es auf den damals bereits zu engen Straßen keine Konkurrenz zum Automobil dar. Und während eine U-Bahn heute längst kein Alleinstellungsmerkmal mehr ist (und diese also wirklich in die Zukunft, sprich: unsere Gegenwart gefahren ist), verfügt Nürnberg bis heute über ein bundesweit einzigartiges U-Bahn-Bauamt als Teil des Planungs- und Baureferats der Stadt.

Vom Amt für U-Bahn-Bau zum Amt für Ideen

Seit 2018 hat Nürnberg noch ein weiteres, U-Bahn-bezogenes Alleinstellungsmerkmal: das Quartier U1, entstanden auf Initiative des Urban Lab Nürnberg. Dieses neue Stadtviertel entlang der Linie U1 fügt der Selbst- und Fremdwahrnehmung Nürnbergs ein neues urban imaginary hinzu, ohne dass dafür ein Stein bewegt werden musste: Nähe, diese wichtige Dimension der Zugehörigkeit zu und der Identifikation mit einem Ort, wird hier nicht räumlich definiert, sondern zeitlich. Die Menschen, die entlang der U-Bahn-Linie wohnen, könnten einander in wenigen (Fahr-)Minuten erreichen, auch wenn ihre Nachbarschaften oberirdisch heterogen erscheinen und auf den ersten Blick nicht viel miteinander zu tun haben mögen.

Der Vorteil an so einem Realexperiment, das bestehende Strukturen ad hoc umdeutet, statt sich auf langwierige Planfeststellungsverfahren einzulassen, ist, dass man es erfahren kann – im Quartier U1 gilt das sogar in mehrfacher Hinsicht. Denn in schönster Nürnberger Tradition hat das Urban Lab für das neue Quartier auch gleich ein eigenes Amt gegründet: das Amt für Ideen, das anders als gewöhnliche Ämter nicht „top down“ und nach Verwaltungsvorschriften

„Es ist nicht die schlechteste Taktik, einen Kulturwandel im Großen durch einen Diskurs im Kleinen zu befördern.“

arbeitet, sondern „bottom up“: Hier kann man selbst Ideen einbringen und sich zu ihrer Umsetzung beraten lassen. Damit ist das Amt eine Ermöglichsinfrastruktur im besten Sinne und das Quartier U1, wie es auf der zugehörigen Webseite heißt, „gleichzeitig Schule, Experimentierlabor und ein Alltagsmuseum des Möglichen und noch Unmöglichen. Es lädt uns ein, darin zu streunen, zu entdecken und zu lernen, wie man seine Stadt selbst in die Hand nimmt. [...] Und jeder ist eingeladen, eigene Ideen auf und in die Straße zu bringen.“

Mit diesem Set-up operiert das Amt für Ideen genuin transdisziplinär – und gibt lokalen Akteurinnen und Akteuren einerseits Wissen (in Form von Projektplänen, Finanzierungsberatungen, Bau-Unterstützung und Vernetzung) und andererseits Verantwortung für die eigene Stadt. So werden zugleich die ermächtigt, die als urbane Transformations-Designerinnen und -Designer ihren eigenen Stadtraum verändern, als auch jene eingeladen, die davon betroffen sind. Bei Veranstaltungen wie etwa der „Supp-Kultur“ konnten verschiedene Generationen miteinander in Kontakt treten, und eine Aktion der offenen Street-Art-Gallery SoSa löste Debatten über Gentrifizierung aus: Diskurse über die Stadt, in der wir leben wollen, beginnen häufig und am besten mit Debatten über die Stadt, in der wir leben – und die wir alle ganz unterschiedlich wahrnehmen und erfahren.

Narrative Ortsverschiebungen und die kollektive Gestaltung von Stadtzukünften

Projekte wie das Quartier U1 müssen sich (umso mehr, wenn sie Fördermittel erhalten) häufig fragen lassen, „was denn das bringe“ oder „was davon bleibt“, wenn das Projekt endet. Transdisziplinäre Labore haben es nicht leicht in einer Welt, in der alles gemessen und gezählt wird – dabei ist der individuelle Lerneffekt von Personen, die in einer gemeinsamen Bastelaktion auf Gleichgesinnte treffen, nicht unmittelbar „messbar“, selbst wenn sie vielleicht (in einer anderen möglichen Zukunft) eine Mobilitätsinitiative für ihr Stadtviertel gründen, einer SoLaWi beitreten oder Bundeskanzlerin werden. Nicht nachweisbare Kausalitäten und fehlende Übertragbarkeit stellen jedoch nicht den Erfolg des Experiments

in Frage, sondern eher die beschriebenen Parameter: Für den Wandel zu einer sozial gerechten, ökologisch nachhaltigen und wirtschaftlich unabhängigen Stadt wird mehr gebraucht als Sand und Steine – oder eben manchmal weniger.

Die situativen Prototypen des Urban Lab sind schwer zu vergleichen mit denkmalgerechten Marktplatzrekonstruktionen oder Versuchen der Mallifizierten Innenstadtrevitalisierung. Das ist neben der Temporalität auch eine Frage des Maßstabs – und eine nach der optimalen Dosis von Veränderung: Sind Interventionen zu freundlich, werden sie belächelt, sind sie zu verstörend, werden sie bekämpft. Das Neue, das in die Welt kommt, steht immer unter Legitimationsdruck: Selbst wenn klar ist, dass der Weg, den wir miteinander beschreiten, eine Sackgasse ist, richtet sich die schlechte Laune der Reisenden nicht gegen die Wand am Ende der Straße oder die Reiseleiterin, sondern gegen die Nervensägen, die plötzlich stehen bleiben oder sogar umkehren möchten.

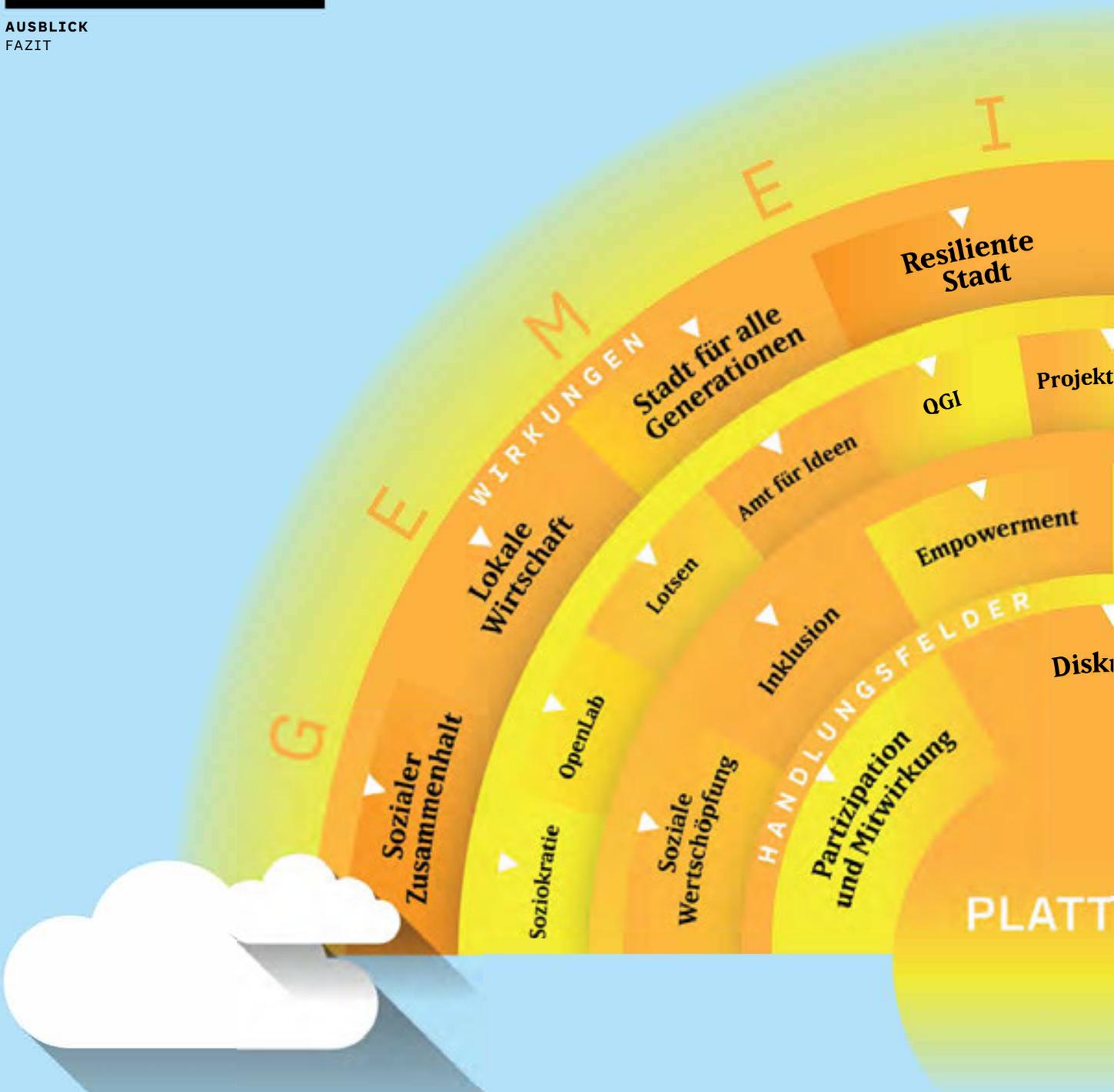
So ist es am Ende vielleicht nicht die schlechteste Taktik, einen Kulturwandel im Großen durch einen Diskurs im Kleinen zu befördern, gemeinsam an der sozialen Norm zu kratzen, füreinander und für die Welt Sorge zu tragen, Fragen zu stellen und Angebote zu machen, Perspektivwechsel zu initiieren, alternative Geschichten zu erzählen und immer wieder neue Zeitmaschinen zu bauen. Mit diesen können Erfahrungsräume bereist werden, in denen heute schon gemeinwohlorientiert gehandelt werden kann: beim Samentausch am Keinkaufswagen, beim Schallplattenwaschfest oder bei anderen Projekten ideenreicher Bürgerinnen und Bürger, die nicht warten wollen, bis die Stadt der Zukunft vom Himmel fällt, sondern ihre eigene heute schon zu einer umbauen möchten. Mit Ideen, Bildern, Aktionen und Geschichten – und manchmal auch mit Matsch und Steinen. ←●

LITERATURHINWEISE

Anton Brokow-Loga und Frank Eckardt (Hg.), *Postwachstumsstadt: Konturen einer solidarischen Stadtpolitik*, oekom, 2020.
Dana Giesecke, Saskia Hebert und Harald Welzer (Hg.), *FUTURZWEI* Zukunftsalmanach 2017/18, S. Fischer Verlag, 2016.

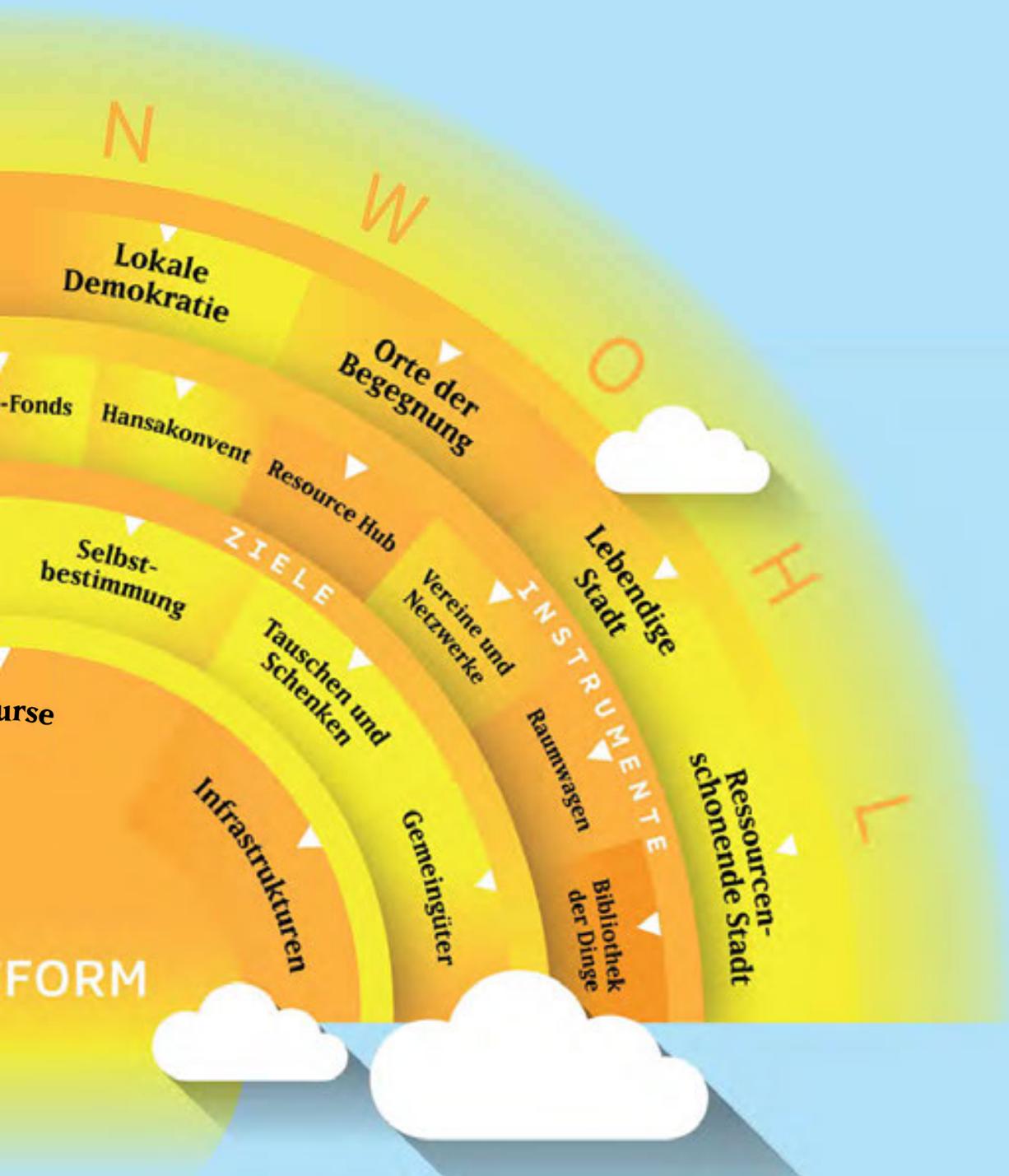
ZUKU
BEG
THE

INNET
INNET
UTE.



Die transformative Kraft der Stadtmacher

Ein Ausblick von **Lisa Schopp** und **Stephan Willinger**.



Was passiert, wenn Stadt- und Quartiersentwicklung einmal ganz anders gemacht wird, als es Lehrbücher und Planungspraxis uns seit Jahrzehnten vorschreiben? Sind die vielbeschworenen Potenziale zivilgesellschaftlicher Akteure für eine Transformation der Städte mehr als unbewiesene Hoffnungen? Die vier Pilotquartiere haben in den vergangenen drei Jahren gezeigt, wie neue Akteure unsere Stadtgesellschaften bereichern und unsere Quartiere lebendiger und widerstandsfähiger werden lassen. Ihre Initiatorinnen und Initiatoren nehmen sich der städtischen Herausforde-

rungen von Zusammenleben, Demokratie und Wohnen, von Mobilität und Klimawandel auf ungewohnte Art und Weise an. Charakteristische Merkmale ihrer Projekte sind die Offenheit und das Ausprobieren, die Fehlerfreundlichkeit und das Spielerische. Damit bieten sie vielfältige Inspirationen für ein neues Verständnis von demokratischer und gemeinwohlorientierter Stadtentwicklung. Und sie lenken den Blick darauf, dass die technisch saubere Ausführung nur ein kleiner Baustein von Stadtentwicklungsprozessen ist. Zuvor geht es um Werte, Ideen und um die Kommunikation darüber. →

„In kooperativen Prozessen können die Städte zentrale Herausforderungen wie Klimakrise, Digitalisierung und zunehmende sozio-ökonomische Disparitäten besser bewältigen.“

Durch die Unterstützung des Bundes im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik hatten die Akteure in den Pilotquartieren vielfältige Möglichkeiten, sich zu organisieren, bezahlte Stellen zu schaffen und sich zu qualifizieren. Dabei gewannen sie neues Wissen über die inneren und äußeren Merkmale der Herausforderungen, über Erfolge und Grenzen der herkömmlichen Lösungsansätze, über alternative Handlungsoptionen und ihre Bedingungen, über relevante Schnittstellen und Koordinationsaufgaben, über innovative Funktionalitäten, Produkte und Dienstleistungen sowie über die Möglichkeiten der strategischen Einbindung der etablierten Akteure. In ihren lokal verankerten sozialen Experimenten haben sie gemeinsame neue Routinen entwickelt und erprobt und Erfahrungs- und Lernräume geschaffen, um die erforderlichen Handlungskompetenzen auszubilden. Dies geschah nicht in einem kleinen, geschlossenen Kreis, sondern in offenen netzwerkartigen Prozessen. Durch dieses Vorgehen konnte sich die Breite der Initiativen vor Ort nach und nach vergrößern, vor allem haben sich aber die sozialen Beziehungen, die Definitionsmöglichkeiten und Machtverhältnisse zwischen etablierten Akteuren und den neuen Stadtmachern verschoben.

Trotzdem bleibt beim Blick zurück der deutliche Eindruck, dass selbst angesichts dieser untypisch guten Rahmenbedingungen das Stadtmachen zivilgesellschaftliche Gruppen im Moment noch vor extreme Herausforderungen stellt. Interne Herausforderungen wie der Aufbau einer dauerhaft funktionierenden Organisationsstruktur, die Wertschätzung des Ehrenamts sowie das Zusammenspiel aus Haupt- und Ehrenamt galt es ebenso zu bewältigen wie die Kooperation mit öffentlichen Akteuren oder den Zugang zu Räumen. Die meisten dieser Aufgaben haben die Projektträger schließlich bewältigt, in gerechten Aushandlungsprozessen, in bunten Allianzen, mit viel Nervenstärke und Durchhaltevermögen.

Durch diese urbane Praxis haben sie neue Handlungsformen erprobt, die in Zukunft für alle an Stadtentwicklung beteiligten Stadtmacher wichtig sein werden. Denn die etablierten Rollen des Planers als Moderator oder Koordinator raumbezogener Prozesse unterstützen nur unzureichend

die umfassenden Veränderungsprozesse, vor denen unsere Städte stehen. Sie sind zu passiv und zu konservativ darin, neue Perspektiven einzubringen und für den Wandel zu motivieren. Nur wenn Stadtentwicklung auch durch Menschen gemacht wird, die motivieren und inspirieren, vernetzen und kuratieren, spielen und herumschlingen, dann werden – dies zeigen die Ergebnisse der Pilotquartiere – auch nutzbare und lebenswerte Städte entstehen.

In den Pilotquartieren wurden neue demokratische Aushandlungsprozesse erprobt, um den Zugang zu und die Teilhabe aller an Leistungen der Daseinsvorsorge, öffentlichen Diensten, an öffentlichen Räumen und Infrastrukturen zu verbessern und die Balance zwischen öffentlichen und privaten Interessen auszugleichen. In solchen kooperativen Prozessen können die Städte zentrale Herausforderungen wie Klimakrise, Digitalisierung und zunehmende sozio-ökonomische Disparitäten besser bewältigen. Die Schwerpunktsetzungen waren dabei sehr unterschiedlich, je nach selbstdefinierter Aufgabenstellung der Stadtmacher: Mal ging es um neue Formen lokaler Demokratie in der Quartiersentwicklung, mal um stadtgesellschaftliche Aktivierung, mal um neue Organisationsformen oder den Aufbau einer Infrastruktur von Gemeingütern. Was hier unter Gemeinwohl verstanden wurde, war extrem vielfältig und reichte von der Befriedigung basaler Bedürfnisse bis zur globalen Nachhaltigkeit. So gibt es wenige gesellschaftlich relevante Themen, die nicht durch die ideenreichen Aktivitäten der Projektträger oder die durch Beratung und finanzielle Unterstützung ermächtigten Bürger aufgegriffen wurden.

Die neuen Akteure und ihre Methoden erzeugen aber auch neue Herausforderungen für Politik und Verwaltungen. Das ließ sich in den Pilotquartieren verfolgen, wenn nach und nach neue Kontakte entstanden, erste Skepsis überwunden und Richtlinien einmal wohlwollend interpretiert wurden. Die ehemaligen „Platzhirsche“ sind aufgerufen zuzuhören, zu begreifen, zu übersetzen und zu vermitteln, um Schnittstellen zwischen diesen „Welten“ aufzubauen. Die Publikation zeigt die verschiedenartigen ortsbezogenen Lösungen, die in Altenburg, Hannover, Münster und Nürnberg

entwickelt wurden, mal in engerem Kontakt mit der Verwaltung, mal sehr eigenständig und autonom, mit eher punktueller Kooperation.

Mit solchen Formaten entfernen sich Stadtplanung und Stadtentwicklung vom traditionellen Ideal eines linearen Prozesses, an dessen Anfang ein klarer politischer Auftrag und an dessen Ende eine passgenaue Umsetzung steht. Die Verantwortung wird in diesem neuen Modell auf mehreren Schultern verteilt, bewährte und neue Instrumente der Stadtentwicklung wie Partizipation und Koproduktion weiterentwickelt. Dass die Verbesserung von traditionellen Instrumenten keine ganz einfache Aufgabe ist, das mussten auch die Akteure in den Pilotquartieren lernen. So ist es auch mit sehr niedrigschwelligen Ansätzen in Münster nicht gelungen, marginalisierten Gruppen zur Mitwirkung zu verhelfen. Ein wirklicher Querschnitt durch die Gesellschaft konnte in keinem Pilotquartier erreicht werden. Doch es wurden vielfältige methodische Ansätze entwickelt, die Gruppe der üblichen Verdächtigen zu überschreiten, durch Fondsmodelle, aufsuchende Formate oder U-Bahn-Umfragen.

Die Pilotquartiere waren damit echte Experimentierfelder, wie sie jüngst in der Neuen Leipzig-Charta oder im Memorandum Urbane Resilienz gefordert wurden. Sie haben für sich und für andere selbst unter Pandemiebedingungen wichtige Erfahrungsräume des Empowerments und der Selbstwirksamkeit entstehen lassen. Weit jenseits von traditioneller Bürgerbeteiligung wurde hier Quartiersentwicklung aus der Stadtgesellschaft heraus initiiert und – vor den Augen staunender Politiker und Verwaltungen – selbstorganisiert umgesetzt: als strategisches Stadtmachen jenseits von Einzelprojekten. Auch über das Scheitern haben die Akteure im Buch berichtet. Und so schmerzlich dies im Einzelfall gewesen sein mag: Fehlerfreundliche und unperfekte Planungskultur und eine hohe Wertschätzung für den mutigen, aber gescheiterten Pionier, auch das sind wichtige Eigenschaften, die Stadtplaner von zivilgesellschaftlichen Projekten lernen können. ←●

Eine umfangreichere fachliche Auswertung der Pilotquartiere durch das BBSR erscheint in Kürze.



Die Urbane Liga

Unter dem Namen Urbane Liga haben sich junge Stadtmacher zu einem Bündnis zusammengeschlossen. Sie kommen aus ganz Deutschland und engagieren sich in ihren Städten meist ehrenamtlich in Projekten und Initiativen. Die Urbane Liga versteht sich als Projekt Netzwerk, das über die einzelnen Standorte hinaus wirkt. Sie entwickelt Konzepte, die helfen können, die Mitbestimmung und Mitgestaltung junger Menschen in der lokalen Stadtentwicklungspolitik zu stärken, und diskutiert zweimal im Jahr zusammen mit dem BMI (Staatssekretärs Ebene) und BBSR, wie man diese umsetzen kann. Das Bündnis ist zugleich Ideenschmiede, Denklabor

und Lernplattform für unkonventionelle Beteiligungsformate. Gegründet wurde die Urbane Liga 2018 vom Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) und dem BBSR, unterstützt vom Büro stadttatstrand. Über einen Projektaufruf wurden dafür 40 junge Stadtmacher im Alter von 17 bis 27 aus 22 Städten ausgewählt. Die Projekte und Initiativen, die sie vertreten, sind so unterschiedlich wie die Städte, aus denen sie kommen. Diese verschiedenen Perspektiven flossen in ein Positionspapier ein, das sie mit Unterstützung aus Wissenschaft, Forschung und Verwaltung verfasst haben: den „Kodex Kooperative Stadt“.

„Statt Innenstädten gibt's Wälder“

Experimentierraum statt Profitmaschine: Die Stadt von morgen folgt nicht nur den Gesetzen des Wachstums, sondern bietet ihren Bewohnerinnen und Bewohnern Möglichkeiten der Mitgestaltung und fördert sozialen Ausgleich. Interview mit **Magdalena Jackstadt**, **Artur Meier** und **Franziska Ortgies** vom Alumninetzwerk der Urbanen Liga über die kooperative Stadt von morgen.

Ihr kommt aus verschiedenen Städten mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen. Ist das „Stadtmachen“ überhaupt vergleichbar?

Artur Meier (A-Team, Görlitz): Wir haben schnell gemerkt, dass sich die Erfahrungen von Initiativen ähneln, obwohl sie aus verschiedenen Kontexten kommen. Ob man aus strukturschwachen und schrumpfenden Städten wie Görlitz kommt oder aus wachsenden Großstädten wie Hannover – das sind verschiedene Perspektiven, aber die Herausforderungen sind überall ähnlich. Das festzustellen, war sehr motivierend. Wir alle wollen progressive Stadtentwicklung und haben uns in den unterschiedlichen Städten Möglichkeitsräume genommen. Jeder hat sein Stück Experimentierraum in der Stadt gesucht und gefunden. Das hat uns verbunden. Über die gemeinsamen Erfahrungen haben wir in der Urbanen Liga viel diskutiert und daraus den Kodex entwickelt.

Ihr habt euch im Kodex auf zehn Thesen geeinigt, die helfen sollten, ein neues Verständnis alternativer Stadtentwicklungspraktiken zu etablieren. Wie kann das in der Praxis gelingen?

Franziska Ortgies (Die Blaue Blume e.V., Friedrichshafen): Die Idee ist, dass Initiativen und Städte sagen, wir unterschreiben den Kodex und zeigen damit, dass wir eine kooperative Stadt sein wollen und gemeinwohlorientierte Stadtgestaltung unterstützen. Zusätzlich gibt es den „Letter to the Mayor“, ein Aufruf, mit dem Initiativen ihre Stadtspitze anschreiben können, um zu zeigen: So könnte eine kooperative Stadt aussehen, das sind unsere Vorstellungen, und darüber würden wir gerne mit euch reden.

Magdalena Jackstadt (Hannover Voids, Hannover):

Es gibt drei große Themen im Kodex: Das erste ist der Zugang zum Raum. Initiativen brauchen Flächen, die sie nutzen können, und die Möglichkeit, Dinge umzunutzen. Zwischennutzungsanträge sind in der aktuellen Form eine absolute Zumutung und machen es einem unnötig schwer. Auch in Erfahrung zu bringen, wem welche Flächen gehören und wen man ansprechen muss, ist fast unmöglich. Deshalb müssen Grundbücher öffentlich zugänglich werden.

Zweites Thema: Kommunikation – Gehör finden und als ernstzunehmende Partner wahrgenommen werden. Es fehlt in der Verwaltung an Zuständigkeiten für zivilgesellschaftliche Initiativen. Wir wissen oft nicht, an wen wir uns wenden können. Drittes Thema ist ein grundsätzlicher Perspektivwechsel: Ideen aus der Zivilgesellschaft sollten als Chance, als Motor für Innovation wahrgenommen werden.

Das hat alles mit Kommunikation zu tun und bedeutet letztlich mehr Arbeit für die Verwaltung. Wie soll das aufgefangen werden?

Magdalena Jackstadt: Runde Tische zu etablieren, ist eine Idee. Momente zu schaffen, in denen Initiativen mit verschiedenen Fachabteilungen der Verwaltung und möglichst auch der Politik zusammensitzen, um gegenseitiges Verständnis und Vertrauen aufzubauen. In Münster wurde das mit dem „Hansa-Gremium“ (siehe Seite 150) beispielhaft gelöst. Dort gibt es eine Art Bürgerhaushalt, bei dem Politik und Zivilgesellschaft gemeinsam über die Vergabe der Mittel entscheiden. Lokale Expertise ist wichtig, aber es braucht auch politische Akzeptanz. Auch Verwaltungslotsen oder 

Kodex Kooperative Stadt

Aufruf zur gemeinsamen Stadtgestaltung

Der **Kooperations Kodex** ist ein Positionspapier. Es vertritt die Interessen und Forderungen stadtgestaltender Initiativen. Damit sind all jene Akteur*innen gemeint, die sich als Gruppe zusammengeschlossen haben, um unkommerziell und gemeinwohlorientiert ihre Stadt mitzugestalten. Sie wollen aktiv das Stadtbild prägen – im Kleinen, wie im Großen. Sie setzen Impulse zu aktuellen Herausforderungen der Stadtentwicklung, bringen entsprechende Projekte voran und stoßen Debatten an.

Das Ziel des **Kooperations Kodex** ist es, die vielerorts im Kleinen besprochenen Themen auf eine gemeinsame Plattform zu heben. So soll mehr Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit für die Arbeit der Initiativen geschaffen werden. Damit soll eine Grundlage für eine Verständigung zwischen neuen und alten Stadtentwicklungsakteur*innen, zwischen Expert*innen und Laien sowie zwischen Wissenschaft und Praxis geschaffen werden. Dadurch soll eine Haltung entwickelt werden und ein neues Verständnis alternativer Stadtentwicklungspraktiken etabliert werden.

Initiativen als Sprachrohr der Gesellschaft müssen als legitime Kooperationspartner*innen in der Stadtentwicklung beteiligt werden.

- In Initiativen organisierte Menschen besitzen grundsätzlich hohe Sachkenntnis über die spezifischen Kontexte und komplexen sozialen Gefüge im Umfeld ihrer Arbeit, beziehungsweise erwerben sie diese im Rahmen ihrer Arbeit. Sie sind damit als Expert*innen im Bereich der Beschleunigung von zugewiesenen und nicht zugewiesenen Flächen im Stadtraum zu behandeln, da sie innovative Ansätze aufzeigen und das städtische Zusammenleben prägen. Es gilt daher, dieses vorhandene Wissen, welches Initiativen mitbringen, als politische Arbeit anzuerkennen.
- Das heißt, vor Ort agierende Initiativen in die kommunalen Fachrunden von Verwaltung und Politik einzuladen. Hieraus folgt die Notwendigkeit einer gemeinsamen Planung anstelle einer ausschließlich beratenden Funktion von Initiativen. Eine angemessene Beteiligung solcher Gruppen und ihrer Arbeit schafft Akzeptanz für Projekte vor Ort und muss in den kommunalen Statuten der einzelnen Städte und Gemeinden anerkannt werden.

Kommunen sollen Initiativen dabei unterstützen, Räumlichkeiten für ihre Zwecke zu finden, zu nutzen und zu halten – egal, ob städtisches Eigentum oder Privateigentum.

- Initiativen benötigen Raum: Sei es für die Organisation oder für die Nutzung von Räumen als programmatischer Teil des Projekts. Hierfür sollen z.B. Leerstände und Brachflächen genutzt werden können, um sozio-kulturelle Zwischennutzung und prozessuale Nutzungsentwicklung zu ermöglichen. Entsprechenden Räume bringen einen Mehrwert für die Stadtgesellschaft, der Raum bekommt eine kurzfristige oder langfristige sinnvolle Verbesserung. Es soll daher gegen Eigentümer*innen, die von Leerstand profitieren wollen, vorgegangen werden. Im Rahmen der notwendigen Unterstützung gemeinnütziger Initiativen sollen diese Räume kostenlos, beziehungsweise zu günstigen Konditionen zur Verfügung stehen. Zudem muss es die Möglichkeit geben, sich bei der kommunalen Verwaltung über Leerstand zu informieren und Hilfestellung bei der Aneignung und Nutzung von Räumen zu erhalten.

Die Zusammenarbeit zwischen stadtgestaltenden, nicht-kommerziellen Initiativen und kommunalen Vertreter*innen aus Verwaltung und Politik bedarf gegenseitiger Wertschätzung und gegenseitigen Vertrauens.

- Die Zusammenarbeit zwischen zivilgesellschaftlichen Initiativen, der Kommunalpolitik und der kommunalen Verwaltung beruht auf einer wechselseitigen Beziehung. Das bedeutet, dass ebendiese beteiligten Akteur*innen sich die Zeit nehmen, die jeweiligen vorhandenen Bedürfnisse und Situationen nachzuvollziehen und eine Bereitschaft zur Kooperation aktiv vertreten. Dafür ist eine Kommunikation auf Augenhöhe und gegenseitiger Respekt unabdingbar.
- Es muss eine alleseitig vertrauensbasierte, aber auch zuverlässige Grundlage geschaffen werden, die es Entscheidungsträger*innen erleichtert, Sonderlösungen und Experimente (auf stadträumlichen Flächen) zu zulassen. Vermittler*innen können in moderierender sowie vor- und nachbereitender Position eingesetzt werden, um einen unparteilichen Rahmen zu schaffen und den Austausch zu erleichtern.

Die Etablierung einer gemeinsamen und regelmäßigen Dialogkultur sollte Basis jeder Kooperation zwischen Initiativen und kommunalen Vertreter*innen aus Verwaltung und Politik sein. Ein Beispiel dafür wären ressortübergreifende Runde Tische, die Initiativen und Verwaltungen zusammenbringen.

- Stadtgestaltende Projekte fallen häufig nicht in klare verwalterische Zuständigkeitsbereiche und müssen daher für das gleiche Projektanliegen ämterübergreifend innerhalb der Verwaltung agieren. Dies führt dazu, dass bei der Umsetzung unterschiedliche Ansprechpartner*innen kontaktiert werden müssen. Werden die Antworten jeweils einzeln von den entsprechenden Fachämtern eingeholt, entstehen hierdurch lange Unterbrechungen in der Projektentwicklung, die meist ehrenamtlich von engagierten Einzelpersonen getragen wird. Um dieser Problematik entgegenzuwirken, kurze Wege zu schaffen sowie die Umsetzung unkonventioneller Lösungen direkt entwickeln, prüfen und planen zu können, sollten alle Beteiligten gemeinsam über offene Fragen sprechen können. Dies kann zum Beispiel an einem runden Tischen oder mittels anderer Kommunikationsprozesse und -formate mit Amts- und Projekt-

Die **Verfasser*innen** des Papiers sind verschiedene stadtgestaltende Initiativen, sowie Vertreter*innen aus Wissenschaft, Forschung und verschiedenen politischen Institutionen.

Die **Unterzeichner*innen** sind potenziell alle stadtgestaltenden Initiativen in Deutschland und alle diejenigen, die sich und ihre Werte im Papier wiederfinden.

Weitere Informationen unter www.urbane-liga.de

Freiwilliges Engagement ist grundsätzlich zu unterstützen! Solange dieses die demokratische Grundordnung nicht gefährdet und ihm keine rassistischen oder anderweitig diskriminierenden Wertvorstellungen zugrunde liegen.



-lotsinnen als zentrale Anlaufstelle für Initiativen wären hilfreich. Im Bereich Wohnen gibt es das schon: Stellen in der Verwaltung, die etwa von Wohngruppen angesprochen werden können und dann eine koordinierende Aufgabe übernehmen. Das könnte man auf andere Bereiche ausweiten.

Wie sieht euer Ideal einer kooperativen Stadt von morgen aus?

Artur Meier: Meine Vision ist eine Stadt, die auf sozialverträgliche Mieten, nachhaltige Bodenpolitik und breite Beteiligung und Mitgestaltung durch alle Stadtbewohnerinnen und -bewohner setzt. Im Vergleich zur jetzigen Situation bedeutete das eine andere Wichtung der Akteure: Der Einfluss von profitorientierten und auf stetiges Wachstum setzenden Akteuren ist zu groß und nicht zukunftsfähig. Weg von der Konkurrenz und hin zu einer kollektiv und kooperativ gemachten Stadt.

Franziska Ortgies: Nicht nur gemeinsam gucken, wie kommen wir heute an eine Fläche für Initiative X, sondern gemeinsam überlegen, wo soll die Stadt in zehn Jahren stehen? Wie können wir gemeinsam Orte des Experimentierens etablieren, obwohl Boden überall knapp ist? Wenn wir eine aktive Zivilgesellschaft wollen, eine gemeinwohlorientierte Stadt sein wollen, wie können wir dauerhaft Flächen sichern für Vereine und Initiativen? Die schon erwähnten Runden Tische sollten sich mehrmals im Jahr treffen und über solche Visionen sprechen, diese festschreiben und eben auch Experimentierräume etablieren. Ich bin optimistisch und glaube, Stadt wird besser, wenn Verwaltung und Initiativen kooperieren und gemeinsam vorgehen. Gerade jetzt für die Corona-gebeutelten Innenstädte könnten zivilgesellschaftliche Initiativen kreative Ideen für Nutzungen und Prozesse einbringen.

Magdalena Jackstadt: In meiner Stadt von morgen geht Partizipation über die Beteiligung bei Bauvorhaben hinaus. Sie gehört in jeden Lebensbereich und ist als ehrliche, wirkungsvolle Mitgestaltungsmethode zu verstehen. In meiner Stadt von morgen gibt es Zukunftsschutzgebiete als Pufferzonen für Sachen, die noch entstehen. Es gibt Zwischennutzungsmöglichkeiten und Experimentierräume – und statt Innenstädten gibt's Wälder. Das ist aber einer Perspektive aus Hannover und meine persönliche Meinung. Die Innenstadt hier ist furchtbar. Ich bin dafür, die plattzumachen und dafür einen Wald zu pflanzen.



LITERATURHINWEIS

Urbane Liga. Visionen für die koproduzierte Stadt von morgen, BBSR (Hg.), 2021. Printexemplar bestellbar und PDF zum Download unter: www.bbsr.bund.de.



FRANZISKA ORTGIES war Mitglied der Urbanen Liga 2018/2019. Nach ihrem Studium der Politik- und Verwaltungswissenschaften in Friedrichshafen hat es sie nach Berlin verschlagen. Dort studiert sie Historische Urbanistik an der TU Berlin, engagiert sich für Freiräume in der Stadt und ist in der Koordinierungsstelle des Netzwerk Immobilien e.V. tätig.



ARTUR MEIER war Mitglied der Urbanen Liga 2018/2019. Hat sich in Görlitz in der Jugendinitiative „A-Team“ engagiert und war mitverantwortlich für das Projekt „Moin! – Mobiler Infokiosk“, das mit aufsuchenden Formaten Abwanderung und eine Nix-los-Stimmung unter Jugendlichen anging. Mittlerweile studiert Artur Urbanistik an der Bauhaus-Universität Weimar.



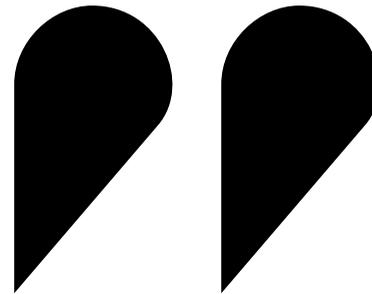
MAGDALENA JACKSTADT war Mitglied der Urbanen Liga 2018/2019. Nach ihrem Architekturstudium an der Leibniz Universität Hannover hat sie die Initiative Hannover VOIDS mitgegründet, die wenig genutzten Raum in der Stadt sichtbar macht. Zudem ist sie Mitgründerin der Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit.

Wir
müssen
nur
anfangen.

Mehr Zukunft wagen

Die Zukunft des Planeten ist zur Dystopie geworden. Doch wer die Welt von morgen gestalten will, braucht zunächst einen Traum vom guten Leben. Ein Plädoyer für die „modulare Revolution“.

Von Harald Welzer



Das vielleicht wirkmächtigste Merkmal der Moderne war, dass sie von einer imaginierten Zukunft getrieben war: Die Gesellschaft würde sukzessive bessere Lebensbedingungen für alle ihre Bewohnerinnen und Bewohner bereithalten. Und diese besseren Bedingungen würden sich in individuelle Lebenspläne, berufliche Aufstiege, Ehe- und Kinderwünsche übersetzen lassen: Wenn ich mich qualifiziere, kann ich aufsteigen; meine Kinder und Enkel werden einmal besser leben, als ich es konnte. Diese Zukünftigkeit war erlebbar, ein Element realer Erfahrung und Hoffnung, eine soziale Produktivkraft. Das Morgen, das war der Sound jener Epoche, würde besser sein als das Heute. Und es war erreichbar.

Inzwischen ist dieser Sound verklungen, und die Gegenwart hat sich nach vorn gedrängt – in einer Verschränkung von auf den ersten Blick sehr disparaten Gründen: Zum einen wurden in Zeiten des Hyperkonsums künftige individuelle und gesellschaftliche Ziele durch einen Sofortismus der unverzögerten Bedürfnisbefriedigung ersetzt; was ich sein will, bin ich in den sozialen Netzwerken und im Selfie, und zwar jetzt; was ich haben will, kann ich sofort bekommen, ohne Triebaufschub.

Zweitens hat die Digitalwirtschaft den Mangel an Zukünftigkeit kaschiert und ist wie der Igel im Märchen immer schon da, wo die Zukunft mit Namen Hase hinhetzt. Sie ersetzt, was unbestimmte Möglichkeit hätte sein können, durch Berechenbares, vom künftigen Konsum- und Wahlverhalten bis zur vorhergesagten politischen oder kriminellen Abweichung. Die digitale Zukunft ist nicht offen; sie besteht lediglich aus dem, was in einem binären Universum berechnet werden kann.

Und drittens hat seit dem Aufkommen der Umweltwissenschaften, der Erdsystem- und Klimaforschung, der Ökologiebewegung das Wissen um die erwartbare Zukunft des Planeten die Gestalt einer Dystopie angenommen, die auf keinen Fall eintreten darf. Diese Abwehr von Zukünftigkeit geht übrigens so weit, dass auch dort, wo wissenschaftlich nachgewiesen wird, dass „planetare Grenzen“ bereits überschritten seien, nicht die brennende Frage auftaucht, was es denn heißt, dass sie überschritten sind. →



FOTO: JENS STEINGÄSSER

ZUR PERSON

PROF. DR. HARALD WELZER ist Soziologe und Sozialpsychologe, Mitbegründer und Direktor von „Futur Zwei. Stiftung Zukunftsfähigkeit“. Er leitet das Norbert-Elias-Center for Transformation Design an der Europa Universität Flensburg, lehrt dort Transformationsdesign und als ständiger Gastprofessor Sozialpsychologie an der Universität Sankt Gallen. Er hat zahlreiche Bücher zu gesellschaftspolitischen Fragen und zur Nachhaltigkeit geschrieben, unter anderem „Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird“, „Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand“, „Die smarte Diktatur. Der Angriff auf unsere Freiheit“, zuletzt „Alles könnte anders sein. Eine Gesellschaftsutopie für freie Menschen“, alle erschienen im S. Fischer Verlag. 2019 hat er den „Rat für Digitale Ökologie“ gegründet. Daneben ist er Herausgeber von „tazFUTURZWEI. Magazin für Zukunft und Politik“. Die Bücher von Harald Welzer sind in 22 Sprachen erschienen.

Was folgt daraus für künftiges Handeln, künftige Möglichkeiten der Weltgestaltung? Die Uhr ist für Ökos seit Jahrzehnten auf „fünf vor zwölf“ stehengeblieben. Weitergehen darf sie nicht, denn nach High Noon folgt – was? Möglicherweise etwas, was man noch nicht kannte.

Man kann das zivilisatorische Projekt der Moderne aber nicht fortsetzen, ohne die Idee von einer Zukunft zu haben, die ein besseres Leben vorsieht als das, das heute zu haben ist. Ja, eigentlich ist der Traum vom guten Leben die Voraussetzung, dafür einzutreten, dass die Ungerechtigkeit und die Destruktivität der menschlichen Lebensform erfolgreich weiter zivilisiert und eben nicht weiter vertieft werden.

Zukunft lässt sich negatorisch nicht entwerfen, das geht nur mit positiven Bestimmungen. Und warum nicht? Eine Stadt ohne Autos ist auch ohne Klimawandel gut. Eine nachhaltige Almwirtschaft auch. Wälder zu pflanzen auch. Unter dem Titel „Der Mann ohne Zukunft“, fragt Claudius Seidl: „Was käme heraus, wenn wir mit größerem Aufwand daran arbeiten würden, uns ein besseres Leben vorzustellen? Wie wäre es, wenn wir an Zukunftsvisionen nicht deshalb arbeiteten, weil wir den Wald oder den Thunfisch oder das Klima retten wollen. Und auch nicht, weil wir uns verteidigen müssen gegen die Macht der großen Daten. Sondern weil wir uns ein besseres Leben als das, was wir führen, allemal vorstellen und mit aller Kraft anstreben können.“

Klar: Wir befinden uns in einem Epochenwechsel. Aber der ist nicht definiert von ominösen Dingen wie „Globalisierung“ oder „Industrie 4.0“ oder „Anthropozän“. Sondern von der Frage, ob er von rückwärtsgewandten, menschenfeindlichen, antimodernen Kräften gestaltet wird oder von jenen, die den Normalbetrieb zwar auch nicht fortführen wollen, aber die Moderne für ein entwicklungsfähiges Projekt halten. Und ihre zivilisatorischen Errungenschaften als Ausgangspunkt dafür nehmen möchten, mehr soziale Gerechtigkeit, mehr persönliche Autonomie, mehr verfügbare Zeit, weniger Gewalt und Zwang auf der Basis eines nachhaltigen Umgangs mit den natürlichen Voraussetzungen des Überlebens zu realisieren.

„Wir müssen endlich beginnen, realistisch zu werden. Und uns eine andere Wirklichkeit vorstellen.“

Die gegenwärtige Wirklichkeit bloß als einen Vorschlag betrachten

Momentan sieht unsere Wirklichkeit wie folgt aus: Weltweit läuft dieses gigantische Experiment, das von der Hypothese ausgeht, grenzenloses Wachstum sei auf einem begrenzten Planeten möglich. Experimente sind, wissenschaftstheoretisch gesprochen, dazu da, Hypothesen zu falsifizieren oder zu verifizieren, also in diesem Fall nachzuweisen, ob grenzenloses Wachstum möglich (verifiziert) oder unmöglich (falsifiziert) ist. Eine verantwortliche Versuchsleitung hätte schon vor längerer Zeit gesagt: „Super, wir können das Experiment jetzt abbrechen, es ist falsifiziert.“ Aber obwohl Dennis Meadows und seine Kollegen schon 1972 mit den „Grenzen des Wachstums“ eine überzeugende Falsifizierung vorgelegt haben, wird das Experiment fortgeführt, jedes Jahr mit größerer Intensität.

Betrachten wir also die gegenwärtige Wirklichkeit bloß als einen Vorschlag. Neben ihr gibt es jede Menge andere Vorschläge, die wir gründlich erwägen sollten. Denn den gegebenen Vorschlag anzunehmen, nur weil er da ist, hieße: Wir lassen uns auf ein Experiment ein, von dem sicher ist, dass es scheitern wird. Obwohl das Klima längst aus dem Takt ist, die Insekten sterben und mit ihnen die Vögel, obwohl Teile der Ozeane sich in tote Zonen verwandelt haben, noch bevor sie überhaupt erforscht worden sind, läuft das Experiment weiter, mit dem herausgefunden werden soll, ob man auf einer endlichen Welt unendlich expandieren kann. So betrachtet ist die gegebene Wirklichkeit und die mit ihr vorgeschlagene Lebensweise eine Illusion, und zwar eine gefährliche. Wir müssen daher endlich beginnen, realistisch zu werden. Und uns eine andere Wirklichkeit vorstellen.

Dabei wäre ein Pfadwechsel in eine nachhaltige moderne Gesellschaft vor vier, fünf Jahrzehnten ja genau dadurch einzuleiten gewesen, dass man eine weltweite Suche nach den ressourcenschonendsten Lebensstilen und Wirtschaftsweisen gestartet hätte. Damals gab es noch weit mehr davon. Dann hätte man vom Pekinger Fahrradverkehr so lernen können wie vom kubanischen Energiesystem, von indischer Ernährungsweise wie vom samoanischen Fischfang, von

Appenzeller Almwirtschaft genauso wie vom Bregenzerwälder Holzbau. Dann wäre tatsächlich eine Wissensgesellschaft entstanden. Aber anstatt sich an vorhandenen Wissensformen zu orientieren und sich durch Kombinatoriken von Wissensbeständen global klüger zu machen, hielt man am phantasiefreien Wachstumsdogma so lange fest, bis noch das letzte Land der Erde auf den wachstumskapitalistischen Weg eingeschwenkt war. Und alle börsennotierten Unternehmen finden es unbekümmert um Zukünftigkeitsuper, wenn sich immer noch mal neue Märkte auftun, die man mit längst antiquierten Verkehrsmitteln und patentiertem Saatgut fluten kann. Und damit vorhandene Lebens- und Wirtschaftsweisen und das damit verbundene Wissen zum Verschwinden bringt.

Dass wir in einer Gesellschaft leben, in der man darüber hinaus lernt, seinem Wissen nicht zu glauben, hat damit zu tun, dass Macht und Interessen ungleich sind, vor allem aber ungleiche Durchsetzungschancen haben. Denn natürlich haben reiche Gesellschaften, ihre wirtschaftlichen und politischen Eliten, aber auch ihre im Weltvergleich sehr gut gestellten Bewohnerinnen und Bewohner wenig Interesse an Veränderung, wenn sie Geld kostet. Und schon gar kein Interesse haben sie an Störungen ihrer Weltbilder, weshalb sie erheblichen Aufwand treiben, illusionäre Welten aufzubauen.

Für eine Art Wirklichkeitsgymnastik – gegen unser herrschendes Wahnsystem

Gesellschaften unseres Typs und insbesondere die zugehörigen Wirtschaften haben tatsächlich ein Wahnsystem entwickelt, dem die allermeisten zustimmen und das sich durch die ungebrochene Zustimmung weiter und weiter bestätigt. Wer noch nicht dabei ist, kämpft darum, dabei zu sein. Aussteigen aus dem Wahn kann man nur, wenn man einen Betrachterstandpunkt findet, der nicht innerhalb des Wahnsystems liegt, sondern außerhalb. Lassen Sie uns diesen Standpunkt einnehmen und die Sache mit therapeutischem Blick betrachten. Wir sehen die Illusionen, die die Akteure aufrechterhalten, wir sehen die Suchtstrukturen, wir sehen die unablässigen Trainings in Jobs, Werbung, Freizeit, die die Menschen für die Sucht konditionieren. 

Lassen Sie uns das als etwas betrachten, was man therapieren kann. Den Menschen kann geholfen werden, da wieder herauszukommen. Dafür braucht es ein anderes Trainingsprogramm, eine Art Wirklichkeitsgymnastik. Das liegt im Aussteigen aus dem großen Experiment und im Entwerfen anderer, kleinerer Experimente. Solche Erprobungen gelingender Zukunft haben den Realismus auf ihrer Seite: Denn viele von ihnen können ja gelingen, was das große Experiment nicht kann. Deshalb ist es unrealistisch, es fortzusetzen, und realistisch, andere Dinge zu versuchen.

Und noch etwas: Man kann dabei auf vielem aufbauen. Die Vorstellung, man müsse erst mal den Kapitalismus abschaffen, die weltweite Ungerechtigkeit beseitigen, das Klimaproblem lösen, bevor man beginnen kann, Dinge zu verändern, ist komplett blödsinnig. Viel eher kann man den Kapitalismus bändigen, die Ungerechtigkeit abmildern und das Klimaproblem entschärfen, wenn man sich nicht zu viel vornimmt, das dann aber konkret angeht und zur Wirklichkeit werden lässt. Realismus heißt auch: im Rahmen seiner Möglichkeiten und seiner Reichweite Dinge verändern.

In öffentlichen Diskussionen fragt immer jemand: Wollen Sie den Chinesen und den Indern verbieten, sich Autos zu kaufen? Wollen Sie zurück in die Höhle? Brauchen wir eine Ökodiktatur? Das sind Geisterdiskussionen. Wenn Hunderte Millionen Chinesen in die Mittelklasse aufsteigen und die Konsumstile der reichen Länder übernehmen, dann kann ich das nicht ändern. Warum nicht? Weil es die Chinesen nicht interessiert und sie ihre eigene Geschichte machen. Genauso wenig steht es in meiner Macht, die Menschheit zurück in die Steinzeit zu beamen oder die Ökodiktatur einzuführen. Über Dinge zu diskutieren, die niemand veranlassen kann, ist reine Zeitverschwendung. Wohl aber kann man an einem Pfad arbeiten, der vor dem Desaster abbiegt. Das ist ein politisches und kulturelles Projekt, das sich nicht an der naturwissenschaftlichen Mitteilung orientieren kann, dass „wir“ keine Zeit mehr für einen solchen Pfadwechsel haben. Soziale Prozesse haben ihre eigenen Zeitlogiken, die lassen sich nicht wissenschaftlich beschleunigen, auch wenn man es noch so gerne hätte.

Plädoyer für die kleinstmögliche Zustandsveränderung – statt der Großen Transformation

Statt also Menschen damit zu entmutigen, dass es eh zu spät sei, was immer sie auch unternehmen, sollte man sie zur Veränderung gerade anstiften – sie haben ja Handlungsspielräume. Das eigene Handeln muss dafür seinen Bezug im tatsächlich Veränderbaren haben und nicht irgendwo sonst. Wenn es diesen – realistischen – Bezug nicht gibt, führt man jahrelang Geisterdiskussionen, verändert aber währenddessen null Komma gar nichts, und schon überhaupt nicht zum Besseren. Große Utopien sind dagegen gefährlich, wie die Geschichte gezeigt hat, weil es immer Menschen gibt, die sich Beglückungen von oben nicht fügen wollen oder können. Und wenn sie nicht per Staatsstreich, Machtergreifung oder Revolution in die wirkliche Welt übersetzt werden, bleiben sie oft seltsam losgelöst – ein Gedankenspiel im Konjunktiv: Schöner wär's, wenn's schöner wär.

Einer der Begriffe, die in der Gegenwart am meisten falsch verwendet werden, ist der des „Quantensprungs“. Man benutzt diesen Begriff, um anzuzeigen, dass jetzt aber etwas ganz Gravierendes, Disruptives, Grundstürzendes eingetreten ist; auf keinen Fall weniger! In der Quantentheorie bezeichnet dieser Begriff aber die kleinstmögliche Zustandsveränderung, die zu einem „Sprung“ in einem System führt. Physikalisch handelt es sich dabei eher um Überlagerungen von Zuständen und um Übergänge als um Sprünge, weshalb der Begriff dort gar nicht mehr in Gebrauch ist, dafür aber inflationär im Marketing, in der Werbung und in der Politik verwendet wird. Die kleinstmögliche Zustandsveränderung: Das hat doch eine ganz andere Poesie als die „Große Transformation“, die „Große Utopie“, die „Große Revolution“. Sie macht das eigene Handeln angesichts der großen Aufgabe nicht klein; sie entwertet nicht, was man mit begrenzter Reichweite macht, was nicht „skalierbar“ auf Weltniveau ist.

Kleinstmögliche Zustandsveränderung kann jede und jeder, sofern Freiheit und Handlungsspielräume gegeben sind. Und das sind sie. Dafür hat das zivilisatorische Projekt gesorgt, auf dessen Geschichte wir aufbauen können. Wir müssen nicht von vorn anfangen. Wir müssen nur anfangen.

Dafür müssen wir vier Dinge beherzigen.

- Die Verbesserung der Welt kann man nicht delegieren, die muss man selbst machen.
- Im Unterschied zum Kauf einer Ware bekommt man für Weltverbesserungsversuche keine Quittung; man kann sie nicht zurückgeben, wenn sie nicht funktioniert haben.
- Mehrheiten gehen immer mit dem Wind. Sie schließen sich an, wenn man das Richtige überzeugend vorführen kann.
- Um etwas Richtiges überzeugend vorführen zu können, muss man es überzeugend vorführen können.

Das sind die vier Gesetze der modularen Revolution. Was aber heißt „modulare Revolution“? Das Weiterbauen am zivilisatorischen Projekt ist eine kombinatorische Arbeit, keine Revolution – wir bauen ja auf Elementen auf, die – wie Gewaltenteilung, Wahlrecht oder Rechtsstaatlichkeit – bewahrt und nicht verändert oder gar aufgegeben werden sollen.

Deshalb geht es auch um keine „große Transformation“, sondern um ein modulares Projekt aus sehr vielen kleinen Transformationen, die im Idealfall zusammenwirken und konkrete Utopien bilden. Zudem haben uns das 20. Jahrhundert genauso wie technische Großutopien (wie etwa die zivile Nutzung der Atomenergie) gelehrt, dass Masterpläne zur Beglückung der Menschheit in der Regel tödliche Folgen haben. Das zivilisatorische Projekt ist nicht geschlossen, sondern offen, und es hat weder ein vorab fixiertes Endziel noch eine Endlösung. Es muss unter sich verändernden Bedingungen und Anforderungen flexibel weiterbaubar sein, mit Fehlern und Kollateralschäden rechnen, also korrigierbar sein.

Daher darf es, im Unterschied zur alten Moderne, kein Expertenprojekt sein, das technische und wissenschaftliche Eliten entwerfen und das die Politik dann über die Lebenswelt legt, sondern es muss in den Lebenswelten entworfen und erprobt werden. Fünftens überzeugen die einzelnen Entwürfe und Erprobungen nicht dadurch, dass es schön wäre, wenn es sie gäbe, sondern dadurch, dass es sie gibt, dass man sie anschauen, ausprobieren, erleben kann. Die Gesamtheit dieser angewandten „kleinen Transformationen“ oder konkreten Utopien ergibt modulare Revolutionen, ein Mosaik

gelingender Verbesserungen der Welt – eben nicht die Verbesserung der Welt. Und die eine große Utopie wird zur Heterotopie – zu vielen Geschichten an vielen Orten.

Für mehr attraktive Bilder, die an Träume und Geschichten anknüpfen

Das alles ist machbar. Es gibt nur noch ein Problem: Die Utopie bleibt blutleer, wenn sie nicht in ein Zukunftsbild, oder besser: viele Zukunftsbilder übersetzt und anschaulich und damit erstrebenswert wird. Man muss ja dort hinwollen können, und dafür braucht es attraktive, reizvolle, anziehende Bilder und Vorstellungen, die an Träume und Geschichten anknüpfen, die Menschen sowieso haben.

Hier findet sich ein entscheidendes Bewegungsmoment: Dort, wo die Widersprüche zwischen den Selbstansprüchen einer Gesellschaft und ihrer Praxis zu groß werden, entwickelt sich Widerstand. Das ist ein Anknüpfungspunkt für die Politik des Utopischen – in den reichen Gesellschaften am ehesten dort, wo das Ökologische dem Ökonomischen immer nachgeordnet wird und, wie beim Klimawandel, konkrete Überlebensgefährdungen sichtbar und erfahrbar werden. In diese Widersprüche muss man hinein und zeigen, wie es anders geht. In den Formen solchen Widerstands gegen die Fortschreibung des Bestehenden ergibt sich die gelebte Erfahrung von Veränderung – man bewegt sich ja selbst, zusammen mit anderen, und erlebt dabei die Normalgesellschaft von einer neuen Warte aus: Alles könnte anders sein. ←●

LITERATURHINWEISE

Harald Welzer, „Alles könnte anders sein. Eine Gesellschaftsutopie für freie Menschen“, S. Fischer Verlag, 2019.

Dana Giesecke u. a. (Hg.), Welzers Welt. Störungen im Betriebsablauf, Fischer Taschenbuch, 2018.





FOTO: ARISTIDIS SCHNELZER

Maria Heidemann,
Projektkoordinatorin der GfaZ

„Städte sind ein riesiges Labor aus Versuch und Irrtum, Fehlschlag und Erfolg, im Städtebau und in der Stadtplanung.“

JANE JACOBS

Herausgeber: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR), Deichmanns Aue 31–37, 53179 Bonn

Wissenschaftliche Begleitung: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung, Referat RS 2 „Stadtentwicklung“, Stephan Willinger, Lisa Schopp, stephan.willinger@bbr.bund.de

Begleitung im Bundesministerium: Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, Referat SW I 1

Auftragnehmer und Autoren:

Auftragnehmer: Behnken, Becker + Partner GbR, Hohe Bleichen 24, 20354 Hamburg

Autoren: Andreas Beerlage, Mary Dellenbaugh-Losse, Oliver Driesen, Saskia Hebert, Lisa Kräher, Rainer Müller, Olaf Schnur, Lisa Schopp, Harald Welzer, Stephan Willinger

Redaktion:

Redaktion: Behnken, Becker + Partner (Mathias Becker, Andreas Beerlage, Wolfgang Behnken, Oliver Driesen, Lisa Kräher, Rainer Müller)

Lektorat: Andreas Feßer

Stand: August 2021

Gestaltung:

Art-Direktion und Design: Wolfgang Behnken, Alexandra von Béry, Sandra Sodemann

Illustration/Infografik: Alexandra von Béry: S. 40, 41, 94, 95, 144, 145, 194, 195, 226/227; Jelka Lerche: S. 22, 76, 111, 116, 128, 178; Niklas Kühlenborg: S. 105; Philipp Mechsner: Titel, S. 2/3, 12, 18/19, 68, 72/73, 120, 124/125, 170, 174/175, 220, 224/225, 234; Pia Schulze: S. 151

Fotografen: Martin Albermann, Aristidis Schnelzer, Jana Margarete Schuler, Magdalena Vidovic

Lithografie: Alexander Langenhagen (Edelweiss Publish)

Druck: Gutenberg Beuys Feindruckerei GmbH

Bestellungen: nationale-stadtentwicklungspolitik@bbr.bund.de, Stichwort: Pilotquartiere

Bildnachweis: akg/North Wind Picture Archives: 101; Martin Albermann: S. 4, 16, 24–39, 42, 44–61, 63–66; AdobeStock: S. 40, 94, 144, 194; Duygu Atceken: S. 230; Tristan Biere: S. 233; Bilder und Bärte: S. 147; Chancen e.V.: S. 165; Jonas Dengler: Klapper hinten; Miguel Ferraz: Titel, Klapper hinten; Robert Funke: S. 122; Benjamin Grudzinski: S. 106; Hansaforum/Pressebilder: S. 160, 161, 164, 166, 167; Julia Hendrysiak: S. 213; Michael Holz: Klapper hinten; China Hopson: S. 105; Judith Hübner: S. 115; Julia Iwen: Klapper hinten; Linus Kempa: Klapper hinten; Lisa Kräher: S. 197; Sandra Kühnapfel: S. 14; Simona Leyzerovich: S. 200; Sebastian Lock: S. 202; Anthony Lowe: S. 43; Hassan Mahramzadeh: S. 115; Julian Martitz: S. 104, 106; Malina Mauthe: S. 172; Verena Meyer: S. 162; Achim Mulhaupt: Klapper hinten; Katrin Oberg: S. 153; Privat: S. 105, 233, Klapper hinten; Kilian Reil: S. 198; Elisa Marie Rose: Klapper hinten; Aristidis Schnelzer: S. 4, 8, 78–93, 96, 99, 100, 102, 103, 107–113, 115–118, Klapper hinten; Jana Margarete Schuler: S. 4, 180–193, 196, 199, 201, 203–207, 209–212, 214–218; Claudia Schuller: S. 208; Jens Steingässer: S. 236; Stocksy: S. 40; Jens Paul Taubert: S. 62; Magdalena Vidovic: S. 4, 130–143, 146, 149–152, 154–159, 163, 168; Anja Weber: S. 222; Mel Wilken: S. 114; Elisa Wrobel: S. 70; Günther Wittmann: Klapper hinten

Nachdruck und Vervielfältigung: Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet. Bitte senden Sie uns zwei Belegexemplare zu.

Der Herausgeber übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit, die Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben sowie für die Beachtung privater Rechte Dritter. Die geäußerten Ansichten und Meinungen müssen nicht mit denen des Herausgebers übereinstimmen.



